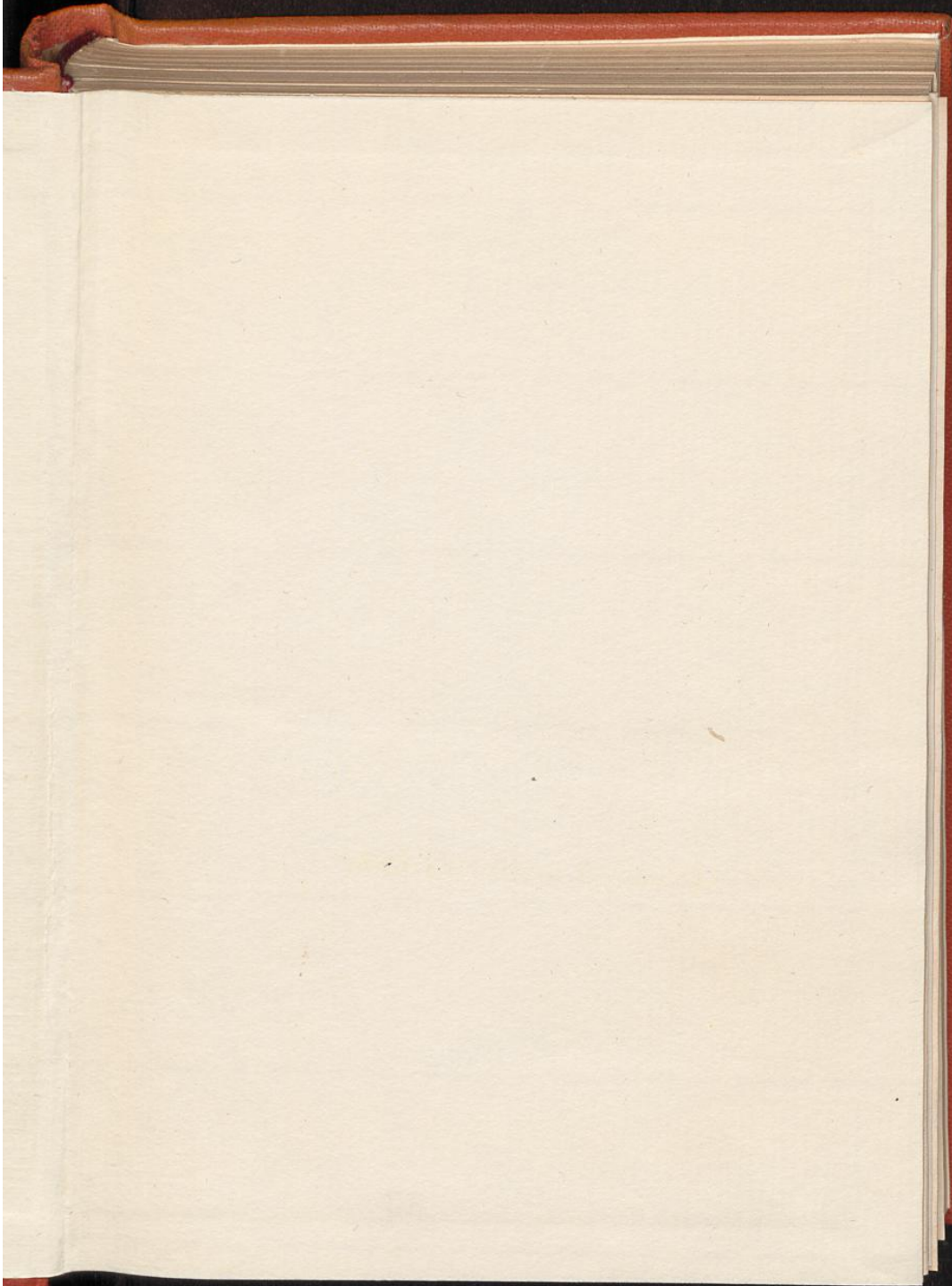


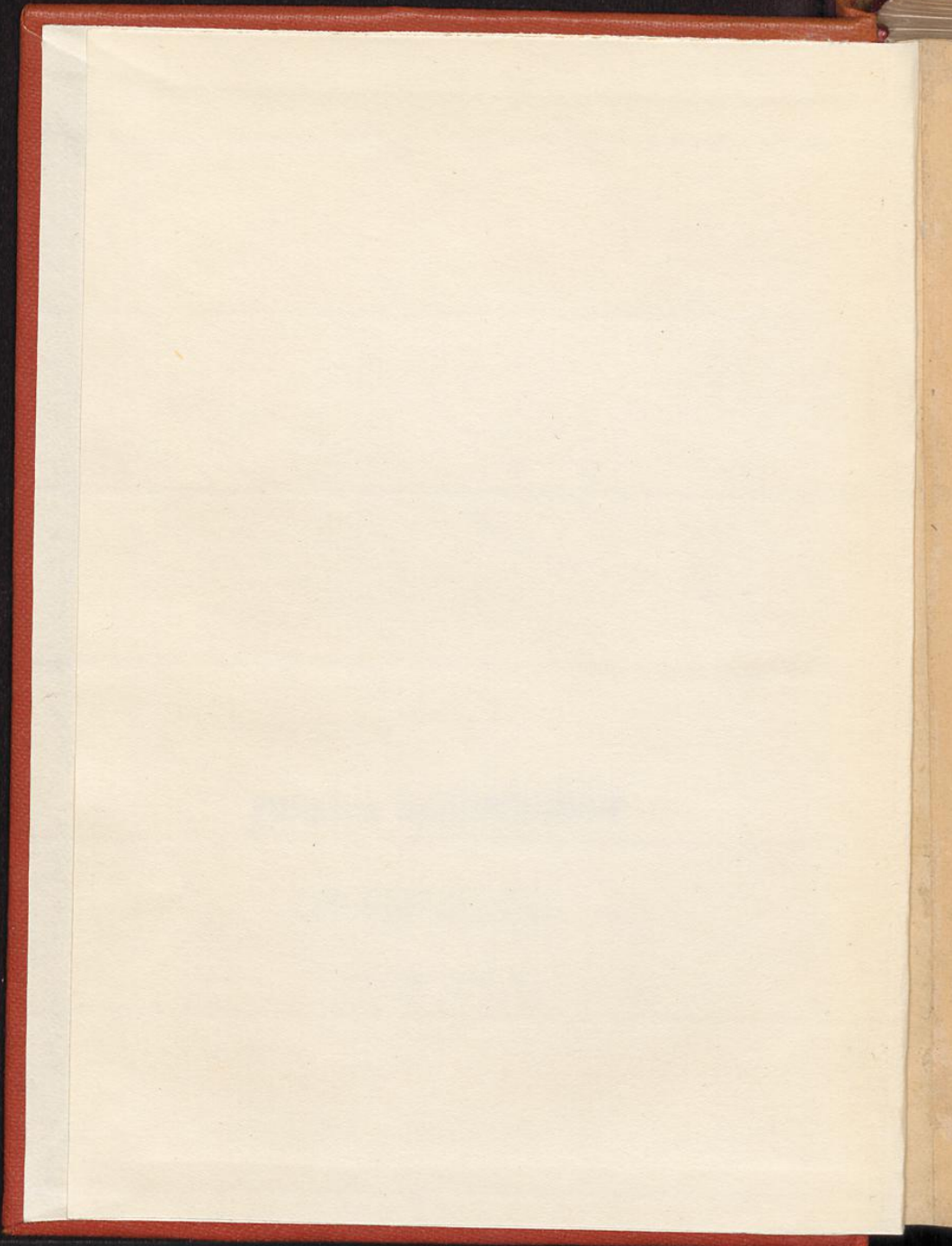
St.  
5

**Nicht ausleihbar**

**UB Düsseldorf**

+4120 214 01





2010

Juvenile  
Coloured  
Litho

80/12,646



Die Flucht.

Völkergemälde u. Landschaftsbilder

für die Jugend bearbeitet

von

Th. Dielitz

Professor an der Königl. Realschule.



mit 8 illum. Bildern von Th. Rosemann.

BERLIN

Winckelmann & Söhne.

(1846)

g. u. n. 7205

Düss.


LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DUSSELDORF

65 5161



Vorwort

**Völkergemälde**  
und  
**Landchaftsbilder.**



Stilleben  
aus  
Landesbibliothek

## V o r w o r t.

Indem ich der reiferen Jugend hiermit unter dem Titel „Völkergemälde“ ein sechstes Bändchen von Land- und Seebildern übergebe, wünsche ich, daß es sich derselben beifälligen Aufnahme erfreuen möge, welche die ersten Bände gefunden haben. Es enthält, gleich den früheren, anziehende, den Berichten neuerer Reisenden entnommene Schilderungen und Erzählungen, welche, wie ich hoffe, die Aufmerksamkeit meiner jungen Leser in hohem Grade fesseln, und sie zugleich mit dem Natur- und Völkerleben der merkwürdigsten Länder bekannt machen werden. Zu dem fünften Abschnitt hat Kapitän Marryats Erzählung „die Ansiedler in Canada“ den Stoff geliefert; die übrigen sind theils aus dem Englischen und Französischen übersetzt, theils deutschen Zeitschriften entnommen.

Ich bemerke noch, daß die bereits erschienenen Bändchen folgende Titel führen: 1. Lebensbilder, 2. Land- und Seebilder, 3. Reisebilder, 4. das Skizzenbuch, 5. Naturbilder.

Berlin, im Juni 1846.

Ch. D.

## I.

**Ein Abenteuer in Madrid.**

Unter den vielen Leiden, die ein Fremder in Madrid zu erdulden hat, sind die Qualen, welche die trockne Hitze der Sommermonate ihm bereitet, nicht die geringsten. Die einzige Erquickung gewährten mir die kühlen Flußbäder; aber durch dringende Geschäfte vom Morgen bis zum Abend in Anspruch genommen, hatte ich mir diesen Genuß nun schon seit drei Tagen versagen müssen. Endlich waren alle Geschäfte glücklich beendet; aber nun war es zu spät zum Baden, denn es war fast elf Uhr Abends und daher seit länger als zwei Stunden Nacht. Ich versuchte, mich durch Limonade und Eiswasser abzukühlen; aber umsonst. Ein Bad blieb das einzige Rettungsmittel, denn an ein Gewitter ist in Castilien während der Sommermonate nicht zu denken. So entstand denn in mir der Gedanke, allen Gefahren zum Troß das so lange entbehrte Vergnügen aufzusuchen; auch reizte es meinen Hang zu Abenteuern, mitten in der Nacht einen Ort zu besuchen, den zu dieser Stunde kein Madrider betritt. So begab ich mich denn ohne langes Zögern auf den Weg nach den bekannten Badesplätzen.

Völkergemälde.

1

Ich trat zum Thore hinaus. Freundlich, zauberhaft lag die Landschaft vor mir ausgebreitet, vom Silberlichte der halbvollen Mondselbe beleuchtet. Ein köstlicher Wohlgeruch drang aus den nahen Gebüsch, und erfüllte die reine, heitere Luft. Fernhin schimmerten die Schneegipfel der Sierra Guadarama, und der majestätische Himmel bildete eine diamantene Sternenspur, in deren Mitte der Mond wie ein weißer Schwan auf blauem, schimmerndem See erglänzte.

Heitern Sinns verfolgte ich meinen Weg auf dem Rande des Manzanaresthals, eilte den sáhen Abhang hinab und begab mich in eins der größeren Badezelte, die alle offen standen. Die lautlose Stille unterbrach nur das Geriesel und Geplátscher des sich aus einem Bassin in das andere ergießenden Wassers. Sogleich kleidete ich mich auf einer Bank aus und stürzte mich in die frischen Wellen. Kein Mensch, kein Thier, keine Erscheinung unterbrach meinen Genuß und mein Schwimmen und Plátschern in dem klaren, blauen Wasser. Das Bad war so erquicklich, daß ich mindestens eine halbe Stunde darin verweilte. Nachdem ich mich wieder angekleidet hatte, fühlte ich mich überaus erfrischt, und beschloß, auf dem Rückwege die Wohlgerüche des nahen Waldes in vollen Zügen einzuathmen. So lustwandelte ich denn in der schönsten spanischen Julnacht in den blühenden Gebüsch hin.

Bald hatte ich eine überaus liebliche Stelle erreicht, und hier konnte ich der Lockung, mich auf den Rasen niederzulassen, nicht widerstehen. Hinter mir standen hohe Bäume, deren dufende Zweige sich zu mir herabbogen und mir Kühlung zusáhelten. Vor mir ausgebreitet lag ein Wiesengrund, der sich nach der großen Straße hin öffnete, welche nach der Sierra Guadarama und Altcastilien führt. So hatte ich, obschon selbst in den Zweigen versteckt, die lieblichste

Aussicht über die stille, vom geheimnißvollen Mondlicht umflossene Landschaft.

Plötzlich störte mich ein Geräusch aus meinen Gedanken auf, das sich wie ein entferntes Pferdegetrappel anhörte. Es werden Reifige sein, dachte ich, die die Landstraße entlang ziehen, und kümmerte mich nicht sehr darum. Plötzlich erschienen auf der Wiese vor mir zwei Männer in ländlich-militärischer Kleidung, und, nach der kurzen Büchse in ihrer Hand zu schließen, wohlbewaffnet. Sie schlüpfen leise und schnell in der Richtung nach der Stadt an mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Bald folgten ihnen zwei andere Kerle von ähnlichem Aussehen, die vier gesattelte Pferde mit sich führten und am Rande des Waldes Halt machten. Dieser Umstand gab mir einigen Aufschluß über den Charakter dieser Leute, die augenscheinlich zusammengehörten und irgend einen nächtlichen Ueberfall ausführen wollten. Wenn es nicht bloß Räuber waren, so gehörten sie doch zu den räuberisch herumschweifenden Banden, die sich, um ihrem Handwerk einen ehrlichen Namen zu geben, Carlisten nannten, und diese Betrachtung verleidete mir meine Lage etwas. Rühren durfte ich mich nicht; das Gehör solcher Wegelagerer ist außerordentlich scharf, und das geringste Geräusch mußte mich ihnen verrathen. Ueberdies haben sie Adleraugen; denn selbst die castilianischen Bauern sehen in großer Ferne mit einer Genauigkeit, die Erstaunen erregt. Auch lassen die weiten Ebenen, die klare, trockene, dünne Luft hier die Entfernung von zwanzig Meilen eben so nah erscheinen, als in Deutschland die von fünf Stunden. Die spanischen Räuber, beständig bemüht, jeden gefahrdrohenden Gegenstand aus der Ferne zu entdecken, können hinsichtlich des scharfen Gesichts gewiß mit den unständigen Bewohnern der Sahara wetteifern, die über den Sand weg auf zwei Meilen den Dunst einer Quelle erkennen sollen. Gute Füße, gutes Gehör, gutes Gesicht und die Fähigkeit,

Hunger, Durst und Strapazen anhaltend zu ertragen, dies sind die vier Eigenschaften der spanischen Räuber, die ihnen zugleich eine so große, oftmals unbegreifliche Sicherheit und Kühnheit geben. Hiermit wohlbekannt, verhielt ich mich daher auf meinem von dichtblättrigen Baumzweigen beschatteten Plage so ruhig als möglich, in der Hoffnung, daß meine neuen Gesellschafter durch ihre eigene gefährliche Lage in der Nähe der Hauptstadt bald nach einem andern Orte geführt werden würden.

Die beiden Leute, die wahrscheinlich nicht wagten, sich mit den Pferden der Stadt noch mehr zu nähern, während ihre Gefährten zu Fuß vorgeschlichen waren, hielten die Zügel der Thiere in der Hand, indem sie diesen sonst volle Bequemlichkeiten ließen, an Gras und Strauchwerk zu nagen. Sie sprachen wenig mit einander, horchten aber beständig mit der größten Aufmerksamkeit nach allen Richtungen. Aus dem, was sie murmelten, vernahm ich nur zuweilen einzelne Wörter; ihr Benehmen deutete auf Ungeduld, und sie schienen sich einer Gefahr bewußt zu sein.

In dieser Weise mochte eine lange halbe Stunde verfloßen sein, als einer der beiden zuerst an mir vorübergegangenen Menschen zurückkam, und zu meinem Erstaunen ein Mädchen an der Hand führte, deren Gestalt, schlanker Wuchs und anmuthiger Gang Jugend und Schönheit verriethen. Er trat mit ihr zu seinen beiden Genossen, die sie mit großer Höflichkeit und Ehrerbietung begrüßten. Von dem Gespräch, das darauf zwischen ihnen geführt wurde, verstand ich kein Wort; nur einmal glaubte ich das Mädchen mit traurigem Tone sagen zu hören: „Der gute, unglückliche Vater! Gott möge helfen!“ Während dieser Unterhaltung hatte mir das Mädchen wie ihr Begleiter das Gesicht zugewandt, und zwar so, daß gerade das Mondlicht darauf fiel. Der Mann war noch jung; sein Gesicht war so von der Sonne gebräunt, daß es die Farbe der Sträucher



auf der Sierra morena angenommen hatte, unter denen er vielleicht oftmals Dbdach gefunden hatte. Ein starker, dunkler Bart und eine eigenthümliche Kleidung gaben ihm ein verwildertes Aussehen. Des Mädchens Kopf und Hals waren sitzsam von einer schwarzen Mantille umhüllt, so daß blos ihr Antlitz daraus hervortrat. Ihre Züge drückten Sanftmuth, Bescheidenheit und eine gewisse Bildung aus. Ich darf gestehen, daß mir ihre Erscheinung sehr willkommen war. Ein Weib hat immer etwas Begütigendes und Beruhigendes; wir vertrauen gern ihrer natürlichen Herzengüte, und ihr Anblick gewährt oft in Gefahren Geistesgegenwart und Besonnenheit.

Nachdem das Gespräch noch einige Augenblicke fortgeführt worden war, preßte der junge Mann, wahrscheinlich der angesehenste unter den vieren, wie in heftiger Bewegung des Mädchens Hand lange an seine Lippen, führte sie dann von den Andern abseits, und kam mit ihr, was mir eben nicht angenehm war, auf die Gegend zu, wo er mich entdecken mußte.

Unterdessen suchte ich mich schnell zu fassen, und dies gelang mir um so mehr, als ich mir der Vortheile bewußt war, welche mir die Größe und Kraft meines Körpers, vor Allem aber die Nähe der Stadt gab, die es für meine etwaigen Gegner jedenfalls gefährlich machte, ihre Feuerwaffen zu gebrauchen. An Flucht dachte ich nicht, und konnte daran auch nicht wohl denken, weil hinter mir Alles unwegsam und durch Gebüsch und Gräben durchschnitten war. Als das sonderbare Paar noch etwa dreißig Schritte von mir entfernt sein mochte, erhob ich mich plötzlich und trat ihnen mit dem freundlichen Zuruf entgegen: „Guten Abend meine Dame und meine Herren! Können Sie mir einen Weg nach der Stadt bezeichnen?“

Mein Auftreten kam ihnen so unerwartet, daß sie einen Laut der Ueberraschung ausstießen, und wie vor einer unnatürlichen Er-

scheinung zurückprallten. Aber dies dauerte nur einen Augenblick. Im nächsten hatte schon mein Gegner das verwirrte Mädchen zurückgestoßen; in seiner rechten Hand funkelte ein langes, blankes Messer, und mit der linken ergriff er seinen Karabiner. Zugleich warf er einen scharfen Blick nach dem Orte hin, von wo ich zum Vorschein gekommen war, als wollte er sich überzeugen, ob er mit mir allein oder mit Mehreren zu thun haben werde. Als diese augenblickliche Untersuchung zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, schoß er wie ein Raubvogel zum Angriff auf mich zu. Ich aber, nicht ganz ungeschickt in dergleichen Paraden, wich seinem ersten Stoß aus, und traf zugleich mit meinem Rohrstock seinen Arm so kräftig, daß ihm das Messer aus der Hand fiel. Entschlossen, mein Leben zu vertheidigen, so gut ich konnte, griff ich nun auch zum Dolche. Doch ehe wir zu einem zweiten Gange schreiten konnten, warf sich das Mädchen wie ein vermittelnder Engel zwischen uns Beide. Sie umklammerte die Arme ihres Freundes, und bat und flehte: „Um Gotteswillen, Manuel, keinen Mord! Begehe keinen Mord! Du wirst mich tödten vor Deinen Augen, wenn Du nur einen Schritt thust. Versprich mir, des Menschen Leben zu schonen; er hat Dich nicht angegriffen, Dir nichts gethan; er ist ein Einzelnner. Manuel, versprich es Deiner Luifa, ihn nicht zu tödten!“

Während mir so von dieser Seite ein Schuß erschienen war, nahen sich von der andern die beiden langbärtigen Kerle, die bis dahin bei den Pferden gestanden hatten, mit ihren Büchsen, und drohten, mich niederzuschießen. Doch Luisas Bitten hatten so mächtig gewirkt, daß sie auch diese Gefahr (ein Hahn ist gar leicht losgedrückt!) von mir abwendeten. Ihr Geliebter sagte nämlich im Tone des Befehlshabers: „Schießt nicht, Jungens; wir wollen den Herrn lebendig mit uns in die Gebirge nehmen, dabei stehen wir uns besser. Nur, wenn er eine Miene zum Lärmmachen oder Entwisphen

macht, dann streckt ihn augenblicklich nieder! — Merken Sie sich dies wohl!“ fuhr er fort, indem er sich gegen mich wandte.

„Nein, Manuel, laß ihn seiner Wege ziehen!“ bat das Mädchen. „Nicht wahr, Manuel, Du erlaubst es ihm? Herr, Ihr Leben und Ihre Freiheit gehören Ihnen; gehen Sie mit Gott!“

„Nimmermehr, Herr! Nicht von der Stelle!“ entgegnete Manuel unerbittlich, indem er die Frage hinzufügte, wer ich sei?

Bis jetzt hatte ich meinen Standpunkt gelassen behauptet, und antwortete auch mit möglichster Ruhe: „Eure Frage scheint mir natürlich und angemessen, da ich Euch, wenn auch gegen meine Absicht, gestört habe, und gern will ich Euch Rede stehen. Wie Ihr mir ansehen und aus meiner Art zu sprechen hören könnt, bin ich ein Fremder.“

„Ha! Einer von den englischen und französischen Hunden?“

„Ich bin weder ein Engländer noch ein Franzose, sondern ein Deutscher.“

„Was hattet Ihr hier zu treiben?“

„Wenn die Frage auch nicht höflich lautet, so will ich Euch doch für diesmal noch Rede stehen, weil ich hoffe, dadurch mit Euch Frieden schließen zu können und ein Verbrechen zu verhüten; obschon ich, glaubt mir, wohlbewehrt bin, und weder Euch noch Eure Gewehre fürchte. So hört denn. In meinem nordischen Vaterlande brennt die Sonne nicht so heiß, als bei Euch; die Luft ist dort feuchter und kühler, die Flüsse sind kälter. Daher leide ich hier sehr von der Tageshize, und suche mich in den frischeren Nächten zu erquicken. Wir Deutschen haben auch von Alters her unsere größte Lust am Schwimmen und Baden in den Flüssen. So bin ich denn noch spät zu den Zelten dort gegangen, und habe ein Bad genommen.“

„Eine abscheuliche, jämmerliche Lüge, die Ihr bereuen sollt! Habt Ihr auch rothes Haar, Deutscher, so seid Ihr doch kein Fuchs; sonst würdet Ihr ein besseres Märchen erfinden.“

Da ich aus diesen Worten merkte, daß mein Gegner nicht ohne Bildung war, so antwortete ich ihm: „Seid Ihr so unwissend, daß Ihr nie gehört habt, ein Deutscher verstehe wohl, sich aus Gefahren herauszuschlagen, aber nicht herauszulügen? Erzählt Ihr Euch nicht Gleiches von den alten Gothen, die unsere Landsleute waren, und von denen Eure Könige abstammen? Doch ich kann Euch von der Wahrheit meiner Worte durch den Augenschein überführen. Seht, der Himmel ist heiter, die Luft trocken, Bäume und Gras ohne Thau. Nun, wenn mein Haar naß wäre, müßte Euch dies nicht beweisen, daß ich eben aus dem Bade komme? In der That, mein Haar trieft noch. Nur Schade, daß ich Euch nicht erlauben darf, mir mit Euren Waffen nahe zu kommen. Will sich aber die lebenswürdige Dame zu mir bemühen, so würde ich mich glücklich schätzen, sie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe.“

Raum waren diese Worte gesprochen, als das sanfte, sichtbar um mich besorgte Mädchen ihren Geliebten auch schon losgelassen hatte und zu mir geeilt war. Während sie aber meine Haare befühlte und ausrief: „Bei der heiligen Mutter Gottes, der Mann hat die Wahrheit geredet!“ — ergriff ich sie schnell mit der linken Hand am Arm, zückte mit der Rechten meinen Dolch auf ihre Brust, und sagte mit ernster, fester Stimme: „Ihr, mein Herr, habt mir, der Euch nichts gethan hatte, vorhin gedroht, mich niederzuschießen, sobald ich Lärm machte, um mich mit Euch in Eure Berge oder Höhlen zu schleppen und ein Lösegeld von mir zu erpressen; jetzt ist — steht still! Nähert Euch um keinen Schritt, oder ich stoße diesen stählernen Dolch in die unschuldige Brust dieses Mädchens! Jetzt ist an mir die Reihe zu drohen. Wagt Einer von Euch, irgend

einen zweideutigen, mir mißfälligen Schritt zu thun, so fällt dies Mädchen als Opfer Eurer Unthaten, und ihr Blut schreit zum Himmel um Rache für Eure Frevel."

Ich hatte mit Hülfe des guten Mädchens das mächtige Zaubervort gefunden, das mir Rettung verschaffte. Mein Gegner stand wie angedonnert, und bewegte sich nicht von der Stelle. Freilich begann er mit Fluchen und Töben, ging jedoch bald zum Bitten und Flehen über. Luisa wehrte sich nicht und machte keinen Versuch zu entfliehen; nur ihre dunklen, mit Gram und Leid erfüllten und doch wunderbar glänzenden Augen sahen mich, wie nach meiner wahren Absicht fragend, an. Ich flüsterte ihr zu: „Verzeihung, edles Mädchen, für meine grausame Drohung! Fürchten Sie jedoch nichts; Sie sind die edelmüthige Retterin meines Lebens, das ich lieber tausendmal verlieren will, ehe ich das Ihrige antaste.“ Zur Antwort lächelte sie so sanft, daß ich wohl die Macht begreifen konnte, welche sie über die räuberischen Krieger auszuüben schien. Die Spanierin aus den mittleren Ständen zeigt nicht selten solchen Schwung und Adel des Geistes, daß sie dem Mann ein Wesen höherer Art erscheint, das er bis zur Abgötterei verehrt.

Als Manuel sah, daß sein Bitten nichts bei mir anrichtete, als seine Angst höher und höher stieg, als Luisa ihm zurief: „Manuel, willst Du mich tödten lassen?“ — so fing er an, mir allerlei Versprechungen zu machen. Aus guten Gründen gab ich jedoch nicht eher nach, bis er mir feierlichst bei Christus und allen Heiligen geschworen hatte, daß er mich augenblicklich frei und ungehindert nach der Stadt zurückkehren lassen und seine Gefährten an jeder fernern Unbill verhindern wolle. Luisa stürzte, sobald ich sie losgelassen, in die Arme ihres Freundes und überschüttete ihn mit Liebkosungen. Manuel gab einem seiner Untergebenen einen Wink, mich sicher auf den Weg zu begleiten, und ich wünschte Allen aufrichtig gute Nacht,

mit dem Bemerken, daß sie sich meinetwegen in keiner Hinsicht zu beunruhigen brauchten, indem ich des Zusammentreffens mit ihnen gegen Niemand erwähnen würde. Mein Begleiter brachte mich stillschweigend auf die Landstraße, und kehrte dann zu seinen Gefährten zurück.

Jetzt erst, da ich wußte, daß die Gefahr vorüber, daß ich ihr glücklich entronnen sei, jetzt erst brach aus meinem Innern die zurückgehaltene Bewegung heftig hervor. Mein Blut lief fieberhaft durch die Adern, und mein Herz klopfte durch die stille Nacht im einsamen Thal laut wie ein Pochwerk. Nur wer in ähnlicher Lage geschwebt hat, wird meinen Zustand verstehen. Ich dankte Gott mit Inbrunst für meine Rettung, und gelobte mir, nicht wieder unnothig eine ähnliche Gefahr heraufzubeschwören.

In der Nähe des Stadthores begegnete ich einem mir befreundeten Offizier, Don Luis, der mir, von einem Soldaten begleitet, hastig entgegentrat. Er war hoch erfreut, mich wiederzusehen. „Welche Angst habe ich ausgestanden,“ rief er, mir die Hand schüttelnd, „daß Sie nicht zurückkehrten! Wahrlich, eine kleine Erfahrung könnte Ihnen nicht schaden, damit sie künftig dergleichen abenteuerlichen Unternehmungen nur in Ihrer Heimath, nicht in Spanien wieder nachjagen. Wo in aller Welt haben Sie denn gesteckt und geträumet? Eben gedachte ich, Sie zu suchen, und zwar hatte ich mich schon darauf gefaßt gemacht, Sie im Wasser oder baumelnd an einem Baum oder gar nicht wiederzufinden.“

„Statt solcher freundlichen Zumuthung nachzukommen,“ erwiderte ich, „habe ich im Dufte Ihrer lieblichen Gebüsche gelustwandelt und einige Stunden verlebt, an die ich lange Zeit mit Vergnügen zurückdenken werde.“ Mir fiel nämlich, während ich dies sagte, das Wort des Dichters ein: „Die Unannehmlichkeit, todt geschossen

zu werden, dauert nur einige Minuten; das Vergnügen aber, der Gefahr entgangen zu sein, bleibt uns für das ganze Leben."

"Und ist Ihnen Niemand aufgestoßen?" fragte Don Luis weiter; „haben Sie mit keiner Patrouille zu thun gehabt? Seit einigen Tagen durchziehen Nachtpatrouillen die Umgebungen von Madrid."

"In meinen Gedanken, Freund, bin ich mancher sonderbaren Erscheinung begegnet, jedoch keiner Curer Patrouillen."

Wir traten zur kleinen Thorpsforte hinein, und begaben uns auf die Wachtstube. Sie hatte die gewöhnliche Einrichtung, einen langen Tisch, eine Pritsche und hölzerne Schemel, und war hoch und geräumig. Auf dem Tische brannte ein halbes Duzend Wachslichte; politische Zeitungen und einige Bücher lagen, charakteristisch für die Wachtmannschaft, darauf herum. Don Luis wußte, daß man nach einem Bade Eßlust verspürt, und hatte für eine treffliche Mahlzeit gesorgt. Bald saß ich mit der ganzen Wachtgesellschaft, den Einen, der auf dem Posten stand, ausgenommen, um einen kalten Braten, köstliche Früchte, Apfelsinen, Feigen, Melonen, und in unsern Gläsern perlte der edle, rothe Saft der Trauben von der Sierra morena. Der Verehrer deutscher Kunst und deutschen Lebens vergaß nicht des heimathlichen Gebrauchs, und einmal über das andere klangen unsere Gläser munter an einander. Ich aber gedachte in der Stille der edlen, schönen Luisa, und auf ihr Wohl leerte ich das erste und letzte Glas. Ach, ich ahnte nicht das Loos, das dem unglücklichen Mädchen vielleicht in eben diesem Augenblick bereitet wurde!

Als die Reihe des Wacheaufziehens an Don Luis kam, verabschiedete ich mich aus dem frohen Kreise, in welchem mancher völkerbeglückende Plan geschmiedet und manche große Schlacht geschlagen worden war.

Der Morgenhimmel begann bereits sich zu röthen, als ich in die Straßen der Stadt einbog, welche sich noch düster bei dem Flimmern der spärlichen Lichter hindehnten. Dessenungeachtet waren die Straßen noch belebt, denn in keiner Stadt Spaniens fehlt dieses seltsame Sommernachtleben, das dem Fremden besonders so romantisch erscheint. Es ist hier nichts Seltenes, daß Freunde sich verabreden, nach Mitternacht aufzustehen und bis zum Morgen mit einander die frische Nacht zu genießen. So begegnete ich denn vielen schwärmerischen Trupps, welche die Luft, den Himmel, die Nacht, den Morgen besangen; hier in einer Seitengasse hörte ich der Guitarre sanfte Töne entlocken; dort zogen junge Leute tanzend und singend die Straße entlang, und hielten vor einem Hause an, dessen jugendliche Bewohner, aufgeweckt durch die süßen Klänge, sich den Tanzenden anreiheten. Dabei herrschte überall Anstand und Ordnung; nirgend fand ich die geringste Spur von einer Rohheit oder Unsittlichkeit. Nachts ist der Spanier ein anderer Mensch, als am Tage; dann ist die träge Ruhe, die der Fremde an ihm tadelt, von ihm gewichen, und er scheint sich am glücklichsten zu fühlen, wenn er Andere erfreuen und beglücken kann.

Der Weg nach meiner Wohnung führte mich über die berühmte Puerta del Sol, den Mittelpunkt der ganzen Hauptstadt. Als ich hier ankam — es war unterdeß bereits hell geworden — zog ein Trupp Soldaten meine Aufmerksamkeit auf sich, der sich langsam von dem Constitutionsplatz her bewegte und etwas zu geleiten schien. Ich ließ ihn näher an mich herankommen. Vier Mann trugen sorglich auf ihren Armen eine jener Tragbahnen, auf denen man gewöhnlich von den Schlachtfeldern die Schwerverwundeten fortschafft. Darauf lag in blutgerötheter Kleidung ein weiblicher Körper. Voll bangender Ahnung trat ich näher, und erkannte mit Entsetzen in der Verwundeten das Mädchen aus dem Gebüsch wieder, dem ich die Ret-



tung meines Lebens verdankte. Die Augen waren halb geschlossen, der Mund krampfhaft verzerrt, die Kleider zerrissen und voll Blut — ein jammervolles Bild! Mit Tüchern hatte man das Blut einer unter der Brust befindlichen Wunde zu stillen gesucht; Kopf und Nacken waren bloß, und die schwarze Mantille lag über den Leib ausgebreitet.

Mit bebendem Munde fragte ich einen der nachfolgenden Soldaten, ob sie todt sei. „Es ist nicht weit davon ab,“ erhielt ich zur Antwort, und erfuhr dabei, daß eine Infanteriepatrouille vier Carlisten, bei welchen das Mädchen sich befunden, in einer etwa eine Stunde von Madrid entfernten Kapelle aufgespürt, auf diese, als sie schnell ihre Pferde bestiegen und die Flucht ergriffen hätten, gefeuert und unglücklicher Weise das Mädchen verwundet hätte; zwei der Räuber seien glücklich davon gekommen, ein dritter sei gefangen und der vierte, welcher das Mädchen vor sich auf den Sattel gehoben, sei zugleich mit dieser vom Pferde gesunken und habe sich tapfer vertheidigt, bis er den Bajonetten erlegen; das Mädchen habe noch mehrmals den Namen ihres Vaters, der als eifriger Carlisle bekannt sei, seufzend ausgerufen, und werde nun nach der Wohnung desselben gebracht.

Schweigend folgte ich aus der Ferne der blutgerötheten Bahre. Vor einem von Militär bereits besetzten Hause hielt der Zug an; die Verwundete wurde hineingebracht; einige Aerzte folgten; dann verschloß sich die Thüre, und Niemand durfte das Haus betreten oder verlassen.

Innerlich zerrissen, wankte ich nun endlich nach meiner Wohnung, und sank, wie betäubt, mechanisch auf mein Bett. Aus einem kurzen, ängstlichen Schlummer erwachend, eilte ich, so schnell ich konnte, wieder nach der Wohnung der unglücklichen Luisa. Sie war nicht mehr! Bald nach ihrer Ankunft im Hause ihres Vaters hatte

sie ihren Geist aufgegeben; vielleicht hat sie ihren Geliebten in jener Welt schon wiedergefunden.

Bei der stattgehabten Hausfuchung fanden sich Briefe vor, die einige Verhaftungen nach sich zogen. Luifas Vater hatte früher zu der Dienerschaft des Infanten Don Carlos gehört und war diesem treu ergeben. Obgleich alt und kränklich, war er vor Kurzem aus Madrid verschwunden, wahrscheinlich in Folge eines höhern Auftrags. Ein Brief hatte Luifen gemeldet, daß ihr Vater schwer erkrankt sei; ein anderer hatte ihr die nahe Ankunft ihres Geliebten verkündet, der sich ebenfalls im Dienste des Don Carlos befand.

Am folgenden Tage wurde die in der Blüthe der Jahre Dahingefchiedene begraben. Kein Verwandter weinte an ihrem Sarge und schmückte ihn mit Kränzen; so übernahm ich denn das Amt ihrer Lieben, und betete aus dankbarem Herzen auf ihrem Grabe.

## II.

## Eine Wasserfahrt.

Während meines Aufenthalts in Monterey, der Hauptstadt von Neu-Californien, begegnete mir ein gefahrvolles Abenteuer. Ich hatte mit einigen meiner Freunde einen Fischfang in der Bai verabredet, welche vierundzwanzig Meilen lang und achtzehn Meilen breit ist, und an Naturschönheiten aller Art den prächtigsten Meerbusen Italiens gleichkommt.

Mein Reisegefährte, der Missionär, befand sich nicht ganz wohl; er hoffte jedoch, die Seeluft werde eine gute Wirkung auf ihn hervorbringen, und schloß sich daher unsrer Gesellschaft an. Wir hatten viele Rähne; derjenige, in welchem ich mich mit dem Missionär einschiffte, war ein gut gebautes, früher zu einem amerikanischen Schiffe gehörendes, kleines Boot. Es wurde von zwei Rudern in Bewegung gesetzt, und war mit einem kleinen Mast und einem Segel versehen.

Unsre Fischerei ging gut von Statten; wir waren Alle in die fröhlichste Laune versetzt und begaben uns an das Ufer, um einige von unseren Opfern zum Abendbrot zu rösten. Während unserer Unterhaltung erwähnte Jemand einer alten Ruine, welche vier Meilen nördlich am Rande eines Waldes läge. Der Missionär ver-

langte sie zu sehen, und wir kamen mit unsern Gefährten dahin überein, daß sie nach Monterey zurückkehren sollten, während er und ich die Nacht an dem Orte, wo wir uns befanden, zubringen und am nächsten Morgen unsere Forschungs-Expedition nach den Ruinen antreten wollten. Wir erhielten von einem andern Boot einen großen Steinfrug mit Wasser, zwei Decken und eine Doppelflinte. Sobald uns unsere Gefährten verlassen hatten, trieben wir unser Boot nach der nördlichen Spitze der Bucht, suchten uns ein geeignetes Quartier für die Nacht aus, errichteten auf dem Ufer mittelst der Ruder, des Mastbaums und des Segels eine Art von Zelt, und zündeten zu unsrer Bequemlichkeit ein Feuer an. Es war einer jener schönen Abende, wie man sie nur in der Bay von Monterey findet; ein sanfter Wind, der uns mit balsamischen Düsten fächelte, bewegte leise die Blätter um uns her, und endlich kam die Nacht mit ihren Myriaden von Sternen und ihrem silbernen Mond.

Ich begab mich in das Boot, wo ich, auf dem Rücken liegend und das Gesicht dem glänzenden Himmelsgewölbe über mir zugewendet, über die Ereignisse der letzten Tage nachdachte, bis sich endlich der Schlummer auf meine Augenlieder senkte.

Nach einem langen, erquickenden Schlaf fühlte ich endlich einen leichten Schauer, und erwachte. Rasch richtete ich mich auf, und schaute um mich her. Ich fand, daß ich auf offener See schwamm, fern von der Küste, deren Umriffe vom goldenen Morgenroth gefärbt erschienen. Das Tau und der Pflock, an welche das Boot befestigt worden war, schleppten durch das Wasser nach, während ein frischer Landwind mich immer weiter in die See trieb und meine Entfernung von der Küste mit jeder Minute vergrößerte. Ein paar Augenblicke war ich nicht wenig erschrocken; die Ruder waren am Lande geblieben, und ich hatte kein Mittel, mein Schiffchen nach meinem Willen in Bewegung zu setzen.

Vergebens plätscherte ich mit meinen Händen und mit dem Stock, den ich an Bord gezogen hatte. Ich drehte um und um nach allen Richtungen des Compasses, aber ohne allen Erfolg. Endlich fing ich an, mir die Sache zu überlegen. Die See war glatt und ruhig, und so schwebte ich in keiner unmittelbaren Gefahr. Der Missionär, dachte ich, würde beim Erwachen meinen Unfall wahrnehmen und vielleicht das Boot auf dem Meere erblicken; er würde nach der Stadt eilen, aber dieselbe nicht vor Abend erreichen; denn er war ein alter Mann und hatte fast sechs deutsche Meilen zu gehen. Dann würden Bote nach mir abgeschickt werden, vielleicht auch der mexikanische Schooner, welcher in der Bay lag. Am nächsten Morgen müßte ich unfehlbar gerettet sein, und mein größtes Unglück würde alsdann in einem Tage des Fastens und der Einsamkeit bestanden haben. Das war nicht von großer Bedeutung; so unterwarf ich mich denn meinem Schicksal und machte aus der Noth eine Tugend.

Zu meinem Glück gehörte das Boot einen Amerikaner, der ein großer Freund des Fischfangs war, und es enthielt aus diesem Grunde allerlei Lebensmittel und Geräthschaften, die ich zuvor übersehen hatte. Im Schiffsräume stand eine halbe Tonne voll Asche, nebst einigen Stücken Kohle und etwas getrocknetem Holz; unter den Sitzbänken war ein kleiner Behälter, in welchem ich eine Bratpfanne, eine Büchse mit Salz, einen zinnernen Becher, einige Kräuter, welche von den Californiern statt des Thees gebraucht werden, einen Topf mit Honig und einen andern mit Bärenfett entdeckte. Glücklicherweise befand sich der Wasserkrug an Bord, und ebenso hatte ich all mein Angelgeräth bei mir. Ich warf die Leine in das Wasser und schickte mich an, meinen Cigaro zu rauchen. In diesen Ländern ist jeder stets mit Schwamm, Stahl und Stein versehen.

So gingen mehrere Stunden vorüber. Mein Fischfang hatte guten Erfolg, und ich zündete daher ein Feuer an, um ein paar  
 Bülbergemälde.

schöne Matresen zu braten. Aber allmählich erreichte die Sonne ihren Höhepunkt, und die Hitze wurde so unerträglich, daß ich mich genöthigt sah, meine Kleider und selbst mein Hemd abzustreifen, und mich unter eine Bank zu legen, um ein Schutzbach zu gewinnen. Um diese Zeit hatte ich bereits das Land aus dem Gesicht verloren, und gewahrte nur noch zuweilen ein paar kleine, schwarze Punkte, die ich für die Gipfel der hohen Fichten am Ufer hielt.

Sobald meine Mahlzeit vorüber war, legte ich mich wieder nieder, um zu schlummern; aber ich weiß nicht, wie es kam, statt nach der spanischen Sitte, um das Mittagsmahl zu verdauen, etwa zwei Stunden zu schlafen, erwachte ich erst kurz vor Sonnenuntergang, und zwar auch da erst, weil sich mir eine eben nicht gar angenehme Bewegung fühlbar machte. Die Wellen fingen nämlich an, sich in jähen Krümmungen zu heben, und waren auf der Oberfläche bereits mit weißem Schaum bedeckt; der milde Landwind aber hatte sich in einen kalten, scharfen Westwind verwandelt.

Ein günstiger Wind war indessen äußerst wünschenswerth, und während ich meine Kleider anzog, überlegte ich mir, daß mein Körper, wenn ich in dem Boote aufrecht stände, wie ein kleines Segel dienen würde. Plötzlich hörte ich von zwanzig Stimmen ein „He! he! hoe!“ an der Backbord-Seite dicht neben mir erschallen. Verwundert fuhr ich auf, wie man sich leicht denken kann, und mich umdrehend, gewahrte ich etwa fünfzig Schritt von mir ein vor den Wellen treibendes Schiff, dessen Bewegung von zehn Rudern unterstützt wurde. Es war angefüllt mit Menschen, Häffern und kleinen Tonnen, und Einer, der an der Spitze stand, machte Signale, augenscheinlich um mich zum Haltmachen aufzufordern. Nach wenigen Minuten befanden wir uns dicht neben einander. Auf beiden Seiten herrschte gleiches Erstaunen, auf der ihrigen, daß sie mich so allein und ohne Ruder fanden, auf meiner, daß ich plötzlich eines so furchtbaren

Schauspiels ansichtig wurde. Offenbar war es die Mannschaft eines gescheiterten Schiffes; die Unglücklichen mußten gräßliche Entbehrungen und Drangsale erlitten haben, davon zeugte ihr gänzlich abgemagertes, verwildertes Aussehen.

Es war indessen keine Zeit zu verlieren. Alle flehten mich um Wasser an, und deuteten nach dem Horizont, um zu erfahren, wohin sie sich wenden sollten. Mein Steinkrug war voll; ich übergab ihn dem Mann an der Spitze, der der Kapitän zu sein schien. Der brave, gutherzige Bursche goß ein kleines Quantum in den Becher, und gab allen seinen Gefährten zu trinken, ehe er selbst nur davon kostete. Der Krug war groß, er enthielt wohl mehr als sechs Quart, aber bald hatten ihn die Durstigen völlig geleert.

Hierauf bot ich ihnen eine gebratene Makrele an, die ich zu meinem Abendbrot aufbewahrt hatte. Sie reichten sie dem Kapitän, und bestanden darauf, trotz seiner edelmüthigen Weigerung, daß er sie sogleich verzehre. Als ich dies gewahr wurde, zeigte ich ihnen neun bis zehn andere Fische, von denen einige schwer ins Gewicht fielen, und machte mich anheischig, sie ihnen zu braten. Sie jauchzten und lachten: „Die Fische braten? Nein, für Hungerige bedarf es keiner Zubereitung.“ Sie theilten sie brüderlich, und dies Geschenk, nebst einer Beigabe von Honig für den Kapitän und Bärenfett für die Matrosen, schien ihnen neues Leben zu verleihen.

Der Kapitän und vier von der Mannschaft traten nun in mein Schiffchen über. In diesem Augenblick fingen die Sterne an, sichtbar zu werden, und indem ich einen derselben im Osten als Leitstern bezeichnete, nahmen wir, von Wind und Wellen gleich sehr begünstigt, unsern Weg der Küste zu. In einer sonderbaren Mischung von Englisch, Französisch, Italienisch und Lateinisch machte mir der Kapitän begreiflich, sein Schiff sei eine russische Brigg gewesen, von Asitta, einem Hafen im russischen Amerika, mit einem Vorrath von

Korn, Talg und Brantwein nach Acapulco in Mexico befrachtet; es sei während der Nacht vom Feuer so schnell verzehrt worden, daß man kaum Zeit gehabt habe, das große Boot in die See zu lassen. Mundvorräthe habe man nicht hinüberschaffen können; die Kisten, welche man in der Eile mitgenommen, seien völlig nutzlos gewesen; nun hätten sie schon achtundvierzig Stunden ohne Speise und Trank gerudert, und wüßten nicht, wo und in welcher Entfernung von der Küste sie sich befänden; mein Boot hätten sie eine gute halbe Stunde wahrgenommen, ehe ich erwacht sei; anfangs hätten sie es für leer gehalten, aber da ich aufgestanden, so hätten sie mich angerufen, in der Hoffnung, daß ich sie zu einem Landungsplatze geleiten würde. Nun war es an mir, dem Kapitän mein Abenteuer, so gut es anging, zu erzählen, und ihm für den andern Tag Alles, was er wünschen könnte, in reichem Maße zu versprechen. Aber ich hätte in Ewigkeit ganz zwecklos fortreden können, denn von der Anstrengung überwältigt und im Gefühl der Sicherheit war der arme Bursche in einen tiefen Schlaf gesunken.

Mit Tagesanbruch erreichten wir das Land an der Mündung eines kleinen Flusses und nahe bei einer schönen, alten Ruine. Es war gerade der Ort, wohin ich mit dem Missionär zu gehen beabsichtigt hatte. Einige wilde Pferde schweiften in der Nachbarschaft umher; ich säuberte daher meine Flinte, lud sie und schoß eines davon, doch nicht eher, als bis der müde und hungrige Haufe, am Strande ausgestreckt, durch sein Nasen-Concert bewies, daß für den Augenblick Ruhe nach der Anstrengung das größte Bedürfniß geworden. Es waren ihrer zwanzig mit Einschluß des Kapitäns.

Ich hatte zu lange ein indianisches Leben geführt, um nicht zu wissen, wie man bei der Ausführung eines Vorhabens behende zu Werke geht. Der Stand der Sonne zeigte erst die dritte Stunde an, als ich bereits den besten Theil des Pferdes gekocht hatte. Alle



die Unglücklichen schliefen noch, und ich fand es gar nicht leicht, sie zu erwecken. Endlich erfann ich ein Auskunftsmittel, das seine Wirkung nicht verfehlen konnte: ich steckte den Ladestock von meiner Flinte in ein rauchendes Stück Fleisch, und hielt es so, daß der Duft ihnen in die Nase steigen mußte. In weniger als zwei Minuten kauten und schlangen sie Alle an ihrem Frühstück mit einer Behendigkeit, die nichts weniger als einer Schläfrigkeit glich. Es ist keine Kleinigkeit, zwanzig hungrige Mussen zu befriedigen; aber jedes Ding hat sein Ende. Jetzt waren sie gesättigt, und einer von ihnen kniete vor mir nieder und küßte meine Füße, um mir im Namen Aller zu danken. Armer Bursche! Er dachte wohl, ich hätte etwas Großes für ihn gethan, und vielleicht hatte ich ihm und seinen Gefährten mein eigenes Leben zu danken.

Die Leute waren äußerst müde, aber als sie erfuhren, daß sie am Nachmittag eine Stadt erreichen könnten, so schickten sie sich mit der größten Thätigkeit zur Abfahrt an. Wir ruderten langsam die Küste entlang, denn die Hitze war äußerst drückend und die Rudern den hatten bald nicht mehr die erforderliche Kraft. Um ein Uhr landete ich bei meinem früheren Lager. Der Missionär hatte, wie sich erwarten ließ, die Ruder, Segel und Decken zurückgelassen. In einem Augenblick war mein Schiffchen ausgerüstet; aus den Decken wurde ein Segel gemacht; ein Ruder und ein langer Pfahl zusammengebunden dienten als Mastbaum. Als wir die nördliche Spitze umschifft hatten, gewahrte ich den mexicanischen Schooner und viele Böte in größter Entfernung auf der See. Ohne Zweifel suchten sie mich.

Um sechs Uhr landeten wir in Monterey, unter dem lauten Zuruf einer staunenden Menge.

### III.

## Ausflug in die Wüste von Guiana.

Auf meiner Reise durch einen Theil von Südamerika mußte ich wegen einer Krankheit meines Gefährten längere Zeit in Guiana verweilen. Man hatte mir von einer Ansiedelung in der Wüste erzählt, auf der sich mehrere Hundert Neger unter der Aufsicht einer Schwester vom Orden des heiligen Joseph befinden sollten. Auch hatte ich viel von dem hohen Bildungsgrade erzählen hören, den die Neger unter der Leitung jener trefflichen Frau, welche bei Negern und Indianern nur unter dem Namen der weißen Königin bekannt war, bereits erlangt hätten, und von dem außerordentlichen Eifer, mit dem sie sich bemühte, ihre Neger immer mehr zu civilisiren. Ich beschloß daher, jene merkwürdige Ansiedelung zu besuchen, und damit zugleich den längst gehegten Wunsch, die Urwälder Guianas durch eigene Anschauung kennen zu lernen, zu befriedigen.

Die Wüste von Guiana wird wegen der vielfachen Gefahren, mit denen sie die Reisenden bedroht, nur wenig besucht. Alles wird dort dem Wanderer gefährlich, die Menschen, die Thiere, das Land und der Himmel. Die kleinen Völkerschaften, welche dort wohnen, legen den Reisenden Schlingen, die reisenden Thiere stellen ihnen nach, die Feuchtigkeit des Bodens erzeugt gefährliche Krankheiten,

und der Himmel schickt schreckliche Ungewitter. Ohne sichere Führer aber darf man sich durchaus nicht in die Wüste hineinwagen.

Ich befand mich in Cayenne, der Hauptstadt des französischen Guiana, als ich mich entschloß, die Kolonie der weißen Königin zu besuchen. Am Tage meiner Abreise begab ich mich nach dem Hafen, wo beständig eine Menge Indianer anzutreffen sind, die sich gern als Führer brauchen lassen. Ich kann nicht begreifen, warum man diese Leute Wilde nennt, da sie ganz verständige Menschen sind und nicht schlechter französisch reden, als die Bauern mancher Departements in Frankreich. Bevor ich unter den anwesenden Indianern einen Führer auswählte, musterte ich sie sämmtlich der Reihe nach. Alle diese rothen, bartlosen Gesichter mit ihren durchbohrenden Augen und ihrer kleinen, affenartigen Stirn flößten mir wenig Vertrauen ein. Mit einem solchen Führer sollte ich die dunklen, endlosen Wälder durchziehen! Endlich erblickte ich einen Indianer, der am Ufer auf einem Felsen lag und schlief. Sein Gesicht gefiel mir, ich ging zu ihm und weckte ihn aus dem Schlafe.

„Was giebt's, Herr?“ fragte er aufstehend.

„Willst Du mir als Führer in der Wüste dienen?“ sagte ich.

„Ich will Euch führen,“ antwortete er; „recht gern, lieber Herr.“

„Wie viel willst Du für den Tag?“ fuhr ich fort.

Er verlangte für jeden Tag außer der Beföstigung etwa einen Thaler nach unserem Gelde.

„Gut!“ sagte ich; „hier hast Du Geld; eile und kaufe die nöthigen Lebensmittel dafür ein. Aber halt! sage mir erst, wie Du heißt.“

„Ich heiße Gombot; sie nennen mich aber Zombi.“

Die Indianer legen nämlich einander Spitznamen bei, welche sie immer den in jedem Menschen vorherrschenden Eigenschaften entlehnen. Ist Jemand sehr behend, so nennen sie ihn Zombi, was

so viel heißt, als Schatten, und diese Benennung bleibt ihm sein Leben lang. So hat jeder Indianer seinen Spitznamen.

Zombi kehrte bald mit einer mit Rum gefüllten Flasche und einem großen, aus Bambusrinde gefertigten Sack zurück, in welchem sich Schinken und Mehl befand, brachte sein kleines Boot ins Wasser, und wir schifften uns ein. Sein Boot war nichts anders, als ein ausgehöhlter Baumstamm, der zwei Personen faßt. Bei günstigem Winde durchschneiden diese kleinen Fahrzeuge das Wasser mit der Schnelligkeit des Windes.

Jeder Indianer hat sein Boot, welches gewöhnlich am Strande liegt; er bekümmert sich mitunter ganze Monate nicht darum, und findet es alsdann immer wieder auf demselben Plage, denn die Indianer Guianas kennen das Verbrechen des Diebstahls nicht.

Ich schiffte zum erstenmal in einer solchen Ruffschale. Das Meer spielte auf schreckliche Weise mit dem gebrechlichen Fahrzeuge; ich hielt mich für verloren und glaubte jeden Augenblick, die Fluthen würden uns begraben.

„Nicht aufstehen!“ rief mir der Indianer zu, als ich Miene machte, mich aufzurichten.

Während der ganzen Ueberfahrt blieben wir unbeweglich, wie die Bildsäulen; ich wagte weder zu husten noch mich umzusehen, denn die geringste Bewegung hätte unsern Untergang herbeiführen können. Nachdem wir den Meerbusen von Cayenne durchschnitten hatten, befanden wir uns in der Wüste. Wir landeten; der Indianer zog einen kurzen Säbel aus seinem Gürtel und begann die Zweige von den Bäumen abzuschneiden, die uns den Weg versperrten, wobei er immer bedacht war, sie so hinzuwerfen, daß wir später den von uns gewählten Weg wieder finden konnten. Unser Marsch wurde oft durch hohes Bambusrohr, Gummibäume und Schlingpflanzen unterbrochen, zwischen denen sich nur mit Mühe ein Weg hindurchbahnen

ließ. Nicht selten sahen wir Bäume von mehr als sechzig Fuß im Umfang, deren Zweige sich zur Erde gebeugt, Wurzeln geschlagen und wiederum Nester getrieben hatten. Solche Bäume werden von den Indianern zu Wohnungen benutzt, und allerdings sind sie sehr bequem, denn man kann darin schlafen und Feuer anmachen.

Hat die Natur die Indianer mit gefährlichen Schlangen, mit reißenden Thieren und überhaupt mit Gefahren aller Art umgeben, so hat sie ihnen dagegen auch sehr feine Sinne verliehen, um diesen Gefahren zu entgehen. Wenn mein Führer Zweige fand, die von fremden Händen abgebrochen waren, so betrachtete er sie und sagte: „Diese sind von einem befreundeten Reisenden abgerissen, jene von einem Feinde, der uns Schaden kann.“ Wenn wir den Abdruck eines menschlichen Fußes entdeckten, so sagte er mir, ob er von einem Weißen, einem Indianer oder einem Neger hinterlassen sei. Alle Augenblicke legte er sich auf den Boden, um zu horchen; er hörte in einer unglaublichen Entfernung gehen, und unterschied den Tritt der Menschen von dem der Thiere.

Die beiden ersten Tage ging unsere Wanderung ohne alle Abenteuer von statten. An den kühlsten Orten hielten wir immer an, um unser Mahl einzunehmen; Zombi weichte dann Mehl ein und machte einen Teig daraus, der uns als Brot diente. Dies war unsere ganze Mahlzeit, und dazu tranken wir das laue Wasser, welches sich in den großen Blättern der Bäume gesammelt hatte. Nachts schliefen wir abwechselnd, so daß, wenn der Eine schlief, der Andere wachte. Da mir aber die scharfen Sinne meines Führers abgingen, so weckte ich ihn bei dem geringsten Geräusch, welches ich wahrnahm. Zombi horchte alsdann einen Augenblick auf, und wenn nichts zu beforgen war, so legte er sich hin und schlief wieder ein. Die Indianer brauchen nur den Kopf niederzulegen, und sogleich schlafen sie ein, wo es auch sein mag. Sie schlafen auf den Nesten

der Bäume, auf dem Erdboden, auf einem Steine, an dem Rande eines Abhangs, und das geringste Geräusch weckt sie auf. Wenn die Reihe des Schlafens an mir war, hatte ich die größte Mühe, um einzuschlafen; ich konnte nirgends eine erträgliche Lage finden; Alles drückte mich; bald stach mich hier eine Ameise, bald dort ein Moskito, bald kamen Vampire und strichen mit ihren langen Flügeln mir über das Gesicht.

Nichts ist so schön, als eine Nacht in der Wüste. Der Himmel ist gewöhnlich ganz rein und ohne das kleinste Wölkchen, und die Sterne werfen einen feenhaften Glanz herab. Die Vögel, welche während des Tages von der Sonne fast gebraten worden sind, fangen an zu singen, sobald sie die Kühlung des Abends empfinden. Der Kolibri, der Fliegenvogel, der Hocco, der Manadin, der prächtige Paradiesvogel, welchen die Wilden den Sonnenvogel nennen, der kleine und der große Papagei führen ein wunderliches Concert auf, mit dem sich häufig das scharfe Gekreisch des Condors, der Hyäne der Lüfte, das Geheul des Jaguars und das Gebrüll des Büffels vermischt. Die Finsterniß wird erhellet durch den Glanz der Sterne und durch Schwärme von Feuerfliegen, die so groß sind, wie unsre Bienen und ein blendendes Licht verbreiten.

Gegen Mittag des dritten Tages hielten wir nicht weit von einer Quelle unsere einfache Mahlzeit, und mein Führer sprach der Rumflasche wacker zu, als wir einen Schwarm Vögel bei uns vorüberfliegen sahen. Mein Führer beobachtete ihren Flug, sprang dann plötzlich in die Höhe, machte die Nasenlöcher weit auf, um zu riechen, und legte sich dann auf die Erde um zu horchen. Ich betrachtete ihn mit Verwunderung und glaubte, der Rum wäre ihm zu Kopfe gestiegen, aber gleich darauf fing er an zu schreien: „Herr! Herr! die Jaguars kommen, ich höre sie!“ Und bei diesen Worten kletterte er mit der Leichtigkeit eines Affen auf einen Baum. Ich

brauche wohl nicht zu sagen, daß ich mich beeilte, seinem Beispiel zu folgen; aber der Schrecken und die Bestürzung hinderten mich am schnellen Aufsteigen, und ich machte manche vergebliche Anstrengungen, denn die Aeste standen mir im Wege oder brachen unter meinen Händen ab. Als ich etwa auf Manneshöhe den Baum erklettert hatte, stürzten die Jaguars herbei. Es waren ihrer vier. Anfangs liefen sie, ohne mich zu erblicken, auf einem freien Plage nicht weit von mir umher; aber bald entdeckte mich ihnen ein leises Geräusch. Sogleich sprangen sie heulend herbei, zeigten mir ihre aufgerissenen Rachen und beleckten mein an den Baumstamm gelehntes Gewehr, an welchem sie das Del rochen.

„Herr, rührt Euch nicht!“ rief mir mein Indianer zu.

Als die Jaguars seine Stimme vernahmen, fingen sie an zu heulen, und drei derselben verließen meinen Baum und stellten sich unter denjenigen, auf dem sich Zombi befand. Der vierte aber blieb fortwährend unter mir und starrte mich, auf seinen Hintersitzen sitzend, mit funkelnden Augen an. Ich schwebte in der entsetzlichsten Angst und wagte nicht mich zu rühren, denn bei der geringsten Bewegung, die ich machte, um weiter hinauf zu steigen, wäre das Thier wahrscheinlich an dem Baume in die Höhe gesprungen und hätte mich zerrissen. Eine halbe Stunde lang schwebte ich so zwischen Leben und Tod, und mit Entsetzen sah ich die scharfen Klauen, die mich zerreißen, und die gräßlichen Zähne, die mich zermalmen sollten. Der Gedanke, eines so schrecklichen Todes zu sterben, machte mich rasend; indessen rührte sich der Jaguar nicht.

Endlich erhob ich den Kopf, um zu sehen, wo der Indianer sei, und erblickte ihn auf dem höchsten Aste eines Baumes sitzend und ruhig abwartend, bis es seinen Wächtern gefallen würde, ihn in Frieden herabsteigen zu lassen.

„Zombi,“ rief ich ihm zu, „der Kopf schwindelt mir, die schrecklichen Augen des Thieres blenden mich, und ich werde ihm sogleich in die Klauen fallen, wenn Du nicht ein Mittel weißt, es zu entfernen.“

„So müssen wir einen Theil unserer Lebensmittel opfern,“ bemerkte der Indianer.

„Nur zu,“ entgegnete ich; „lieber will ich Hungers sterben, als gefressen werden.“

Die Indianer führen immer ein starkes Gift bei sich. Zombi steckte etwas davon in einige Stücke Schinken und warf sie den Jaguars hin. Diese fielen über das Fleisch her und verschlangen es.

„Gut!“ rief mir Zombi zu, „sie werden sogleich Erbrechen bekommen.“

Wir warteten lange Zeit, aber das Erbrechen wollte sich nicht einstellen.

„Dein Gift thut keine Wirkung,“ rief ich Zombi zu, „ich bin verloren!“

„Es sind wahre Teufel!“ entgegnete der Indianer.

Er nahm nun andere Stückchen Fleisch, verdoppelte die Dosis des Giftes, und warf sie den Thieren herunter. Sie verschlangen sie, wie die ersten; bald darauf bekamen sie Erbrechen und eilten rasch hinweg.

Der Indianer erhob ein Freudengeschrei, welches mich fast eben so erschreckte, wie vorher das Geheul des Jaguars.

„Jetzt wollen sie saufen,“ rief der Indianer, „und dann werden sie sterben.“

Bald darauf stiegen wir von unsern Bäumen herab und machten uns auf den Weg. Die Jaguars erschienen nicht wieder. Der übrige Theil unserer Wanderung war ruhig; wir trafen zwar mitunter auf große Heerden von Büffeln, auf große Eidechsen und



Klapperschlangen, aber alle diese Thiere flohen vor uns. Hatten wir aber von wilden Thieren nichts mehr zu fürchten, so fühlten wir jetzt einen gewaltigen Hunger in unseren Mägen, denn wir hatten, um die Jaguars los zu werden, den größten Theil unserer Lebensmittel opfern müssen, und der uns geliebene Nest war bald aufgezehrt. Den Indianer kümmerte dies wenig; ihm war jedes Nahrungsmittel recht, und er kaute selbst Wurzeln und dünne Blätter. Mir aber wollte diese Kost nicht zusagen, und ich wußte kein Mittel, meinen Hunger zu stillen. Zum Glück erreichten wir endlich die Kolonie der weißen Königin.

Als wir aus dem Walde traten, erblickte ich ein großes, hölzernes Gebäude, das von riesenhaften Bäumen umgeben war. Wenn man unter diesen herrlichen Laubgewölben einherschritt, so glaubte man sich in einen der heiligen Haine versetzt, von denen unsere Vorfahren erzählen. Es herrschte eine heilige Stille, eine tiefe Ruhe. Jene Bäume von mehr als hundert Fuß Höhe machen einen erhabenen Eindruck; die verschiedenen Farben der Blätter geben ein reizendes Gemälde, und der großblättrige Cyheu schlingt sich mit seinen scharlachrothen Blüten von Zweig zu Zweig, und bildet freundliche Guirlanden um jene hundertjährigen Bäume. Als ich dieses Gehölz durchschritt, erwartete ich, eine Gottheit zu finden. Ich blieb jedoch nicht lange in dieser Täuschung, denn ich erblickte bald statt einer himmlischen Schönheit eine große, magere Frau von sechzig Jahren, mit einem blassen Gesicht, rothen Augen und runzlicher Stirn.

„Ist das die weiße Königin?“ fragte ich meinen Indianer.

„Sie ist's,“ antwortete er, „und zwar in ihrem ganzen Glanze.“

Die Nonne geht beständig in ihrer Ordenstracht. Auf dem Kopfe trägt sie eine weiße Mütze, über welcher sich ein bis an die

Füße reichender Schleier befindet, und über ihren langen schwarzen Kleidern hängt ein hölzerner Rosenkranz.

Ich näherte mich ihr mit ehrerbietiger Miene; sie aber warf wir einen forschenden, mißtrauischen Blick zu, der bis in mein Innerstes zu dringen schien.

„Herr,“ sagte sie mit einem stolzen Tone, welcher sehr sonderbar gegen die christliche Demuth abstach, die sich in ihrer Kleidung ausdrückte, „was führt Sie in meine Kolonie?“

„Meine Liebe zu den Negern,“ antwortete ich. „Ich habe so viel von dem edlen Eifer sprechen hören, mit welchem Sie diese unglückliche Menschenklasse zu civilisiren suchen, daß ich es mir nicht habe versagen können, hierher zu kommen und Ihnen einen Besuch abzustatten.“

„Ich erlaube Ihnen,“ erwiderte sie mir kalt, „diese Gegend zu durchreisen.“ Mit diesen Worten begab sie sich wieder in ihre Wohnung.

Ich war über einen solchen Empfang entrüstet. Gern verzieh ich ihr das stolze Benehmen und die hochmüthigen Worte; sie wird von den Wilden wie eine Königin geehrt, und ein gewisser Stolz findet sich in dem besten Menschen; aber ihren Mangel an Gastfreundschaft konnte ich ihr nicht verzeihen. Sie mußte mir ansehen, daß ich ganz erschöpft und verhungert war, und sie, eine Schwester der Barmherzigkeit und Beherrscherin einer reichen Kolonie, bot mir kein Obdach an, ja nicht einmal ein Glas Wasser, um meinen Durst zu löschen, und keine Hand voll Mehl, um meinen Hunger zu stillen.

„Zombi,“ sagte ich zu meinem Führer, „das Nothwendigste ist jetzt, daß wir uns einige Lebensmittel verschaffen und etwas ausruhen; dann erst wollen wir uns in der Kolonie umsehen.“

„Herr,“ antwortete der Indianer, „wir wollen gehen und die Gastfreundschaft der entwichenen Neger aussuchen, welche sich hier

ganz in der Nähe niedergelassen haben, wo sie jetzt als freie Männer leben.“

Der Indianer machte sich auf den Weg; ich folgte ihm, und wir gelangten bald vor eine Hütte. Der Neger, welcher sie bewohnte, hatte das Geräusch unserer Tritte vernommen; er kam uns entgegen und lud uns ein, bei ihm einzukehren. Er war stolz darauf, einen Weißen in seine Hütte aufnehmen zu können, und wußte nicht, was er Alles ersinnen sollte, um uns den Aufenthalt bei ihm so angenehm als möglich zu machen. Seine ganze Familie drängte sich um uns herum. Sogleich gab er einem seiner Kinder ein hölzernes Gefäß, um die Ziegen zu melken, die vor der Hütte weideten, und bald kam das Kind in vollem Laufe mit dem mit Milch gefüllten Gefäße zurück. Die Neger haben hierin, sowie in vielen anderen Dingen, eine außerordentliche Geschicklichkeit. Ich habe Schwarze gesehen, welche mit einem Glas voll Wasser auf dem Kopfe stundenweit laufen, ohne einen Tropfen davon zu vergießen. Mein Wirth gab mir jetzt einen Mehlkuchen, den ich in der Milch aufweichte, und der mir eine köstliche Mahlzeit gewährte. Als ich diese einfache Speise mit so vielem Appetit verzehrte, empfanden die guten Menschen eine Freude, die sich auf ihrem ganzen Gesicht zu erkennen gab. Ist es möglich, sagte ich mir, daß man solche einfache und freundliche Menschen wie Lastthiere gebrauchen kann! Was würde aus mir geworden sein, hätten diese Neger nicht mehr Menschlichkeit gezeigt, als die weiße Frau, die den Titel einer Schwester der Barmherzigkeit führt? Als mein Hunger gestillt war, bereitete man mir ein weiches Lager aus Thierhäuten, und nie habe ich so sanft geruht, wie hier.

Am andern Morgen nahm ich von meinem freundlichen Wirth Abschied, und kehrte zu der Kolonie der weißen Königin zurück. Ich will nun erzählen, wie diese Kolonie entstanden ist. Bekanntlich ist

der Sklavenhandel im Jahre 1829 abgeschafft worden; aber dieses schändliche Gewerbe ist in Amerika so eingewurzelt, daß es unmöglich ist, es ganz zu verhindern. Vor mehreren Jahren bemächtigte sich die französische Regierung einiger Sklavenschiffe, und nahm ihnen sechshundert Neger ab, welche an der Küste von Guiana verkauft werden sollten. Eine Schwester des Ordens des heiligen Joseph, eine Frau von Entschlossenheit und Thatkraft, welche sich durch einen der Regierung vorgelegten Erziehungsplan für die Negersklaven bekannt gemacht hatte, hörte von diesem glücklichen Fang, bat, daß man ihr diese Neger überlassen möchte, und versprach, sie zu civilisiren. Die französische Regierung befand sich in großer Verlegenheit, was sie mit den Negern anfangen sollte. Sie ging daher auf diesen Vorschlag ein, und die wohlthätigen Frauen in Paris schickten der Nonne zur Einrichtung ihrer Kolonie eine bedeutende Summe Geldes. Die Nonne wählte sich in der Wüste von Guiana die angenehmste und fruchtbarste Gegend, und gründete daselbst eine Pflanzung, welcher sie mit vier oder fünf Schwestern desselben Ordens vorsteht.

Will man sich eine genaue Vorstellung von der Residenz der weißen Königin machen, so denke man sich ein, aus Holz erbauetes und mit kleinen Stücken Holz, statt der Ziegeln, bedecktes, großes viereckiges Haus. Dies ist der Palast der Königin. Rings umher stehen dreihundert kleine Häuschen, ebenfalls von Holz erbaut und mit Rohr gedeckt; dies sind die Wohnungen der Neger. Jedes dieser Häuschen besteht aus zwei Abtheilungen, und jede Abtheilung wird von einem Neger und seiner Familie bewohnt. Hat aber ein Neger mehrere Kinder, so nehmen die Eltern die eine, und die Kinder die andere Abtheilung ein.

Von Moral und Sittlichkeit ist unter diesen Negern keine Rede; ebenso wissen sie, obschon sie getauft sind, nur wenig von Religion.

Sie sind abergläubisch, wie alle Schwarzen; sie glauben an zwei höhere Wesen, ein gutes und ein schlechtes, einen Gott und einen Teufel, aber sie beten den Letzteren an, weil er böse und zu fürchten ist, und sie vernachlässigen Gott, weil er gut ist. Die weiße Königin bekümmert sich wenig um ihre moralische und religiöse Erziehung, sondern sie läßt sie in der größten Unwissenheit und in dem tiefsten Aberglauben. Die einzige geistige Beschäftigung der Neger besteht darin, daß sie Abends nach der Mahlzeit versammelt werden und ein Ave Maria hersagen müssen.

Fragt man nun nach dem Unterschied, welcher zwischen diesen freien Negern und den schwarzen Sklaven in den Kolonien besteht, so kenne ich nur den, daß die ersteren ein viel schlimmeres Loos haben, als die anderen. In den Kolonien erhält jeder Neger ein mit Hausgeräth versehenes Häuschen, einen kleinen Garten, Hühner und andere Hausthiere, während die Neger der weißen Königin dergleichen nicht bekommen. Wenn ein Kolonist die Hand über seinen Sklaven erhebt, so zieht er sie sogleich aus Furcht, den Werth desselben zu verringern, zurück, denn die Sklaven sind ein ansehnlicher Theil seines Vermögens. Will aber die weiße Königin ihre Neger züchtigen, so liegt ihr nichts daran, ob sie etwas mehr oder weniger werth sind; sie gehören nicht zu ihrem Eigenthum, sondern stehen nur unter ihrer Aufsicht.

Als ich die Kolonie durchmusterte, bemerkte ich drei ganz kleine Häuschen, deren Bestimmung ich mir nicht zu erklären vermochte. Ich näherte mich daher, um zu erforschen, ob es vielleicht der Aufenthalt von Hausthieren sei; aber wie wurde mir zu Muthe, als ich Seufzer vernahm, und ganz deutlich eine klagende menschliche Stimme hörte! Ich erkundigte mich bei einem Neger und erfuhr, daß diese Gebäude Gefängnisse seien, in welche die grausame Nonne die widerpenstigen Sklaven einstecken läßt. Sie sind von Stein gebaut,  
 Völkergemälde.

ganz dunkel, und haben zwei und einen halben Fuß Höhe und drei Fuß Länge. Der Unglückliche, welcher darin eingeschlossen wird, kann weder gerade stehen, noch ausgestreckt liegen, und er muß sich immer in einer zusammengekauerten Lage halten.

Ich verließ den Aufenthalt der weißen Königin, ohne von ihren christlichen Tugenden und von ihrem Einfluß auf die Erziehung der Neger sehr erbaut zu sein, und kehrte ohne weitere Abenteuer nach Cayenne zurück.

Die Kolonie zu Cayenne ist eine sehr kleine, und die Einwohner sind sehr wenig. Die Neger sind die Hauptbevölkerung, und sie sind sehr wild und ungebildet. Die weißen Einwohner sind sehr wenig, und sie sind sehr reich. Die Neger sind sehr fleißig, und sie arbeiten sehr hart. Die weißen Einwohner sind sehr faul, und sie arbeiten sehr wenig. Die Neger sind sehr brav, und sie sind sehr treu. Die weißen Einwohner sind sehr egoistisch, und sie sind sehr untreu. Die Neger sind sehr einfach, und sie sind sehr glücklich. Die weißen Einwohner sind sehr kompliziert, und sie sind sehr unglücklich. Die Neger sind sehr gesund, und sie leben sehr lange. Die weißen Einwohner sind sehr krank, und sie leben sehr wenig. Die Neger sind sehr stark, und sie können sehr viel aushalten. Die weißen Einwohner sind sehr schwach, und sie können sehr wenig aushalten. Die Neger sind sehr weis, und sie wissen sehr viel. Die weißen Einwohner sind sehr dumm, und sie wissen sehr wenig. Die Neger sind sehr gut, und sie sind sehr nützlich. Die weißen Einwohner sind sehr böse, und sie sind sehr schädlich. Die Neger sind sehr friedlich, und sie sind sehr harmlos. Die weißen Einwohner sind sehr grausam, und sie sind sehr gefährlich. Die Neger sind sehr einfach, und sie sind sehr glücklich. Die weißen Einwohner sind sehr kompliziert, und sie sind sehr unglücklich. Die Neger sind sehr gesund, und sie leben sehr lange. Die weißen Einwohner sind sehr krank, und sie leben sehr wenig. Die Neger sind sehr stark, und sie können sehr viel aushalten. Die weißen Einwohner sind sehr schwach, und sie können sehr wenig aushalten. Die Neger sind sehr weis, und sie wissen sehr viel. Die weißen Einwohner sind sehr dumm, und sie wissen sehr wenig. Die Neger sind sehr gut, und sie sind sehr nützlich. Die weißen Einwohner sind sehr böse, und sie sind sehr schädlich. Die Neger sind sehr friedlich, und sie sind sehr harmlos. Die weißen Einwohner sind sehr grausam, und sie sind sehr gefährlich.

## IV.

## Der Schiffbruch.

Es war am 23. März 1836, als der englische Kutter „die Wachtel“ mit der Post von Falmouth nach Lissabon segelte.

Am Morgen waren die Postpakete von London angelangt, aber das Wetter war bis zwölf Uhr Mittags zu ungünstig; erst dann hellte sich der Himmel theilweise auf. Das Zeichen zur Abfahrt ward gegeben, und das Schiff ging unter Segel.

Die Ausichten waren nicht sehr erfreulich; aber ein Packetboot muß segeln, wenn andere Schiffe vor Anker liegen bleiben. Trotz der sehr hochgehenden See hatte der Kutter am Abend schon zehn Meilen zurückgelegt, als plötzlich der Wind, stark aus Süd-West blasend, den Steuermann nöthigte, wieder nach Falmouth zurückzufahren. Ehe jedoch der Hafen erreicht wurde, sprang der Wind wieder nach Nord-West um, so daß man abermals umwandte, und sich schnell wieder vom Kap Lizard entfernte. Dies geschah am Vormittage des 25ten. Beim Herannahen des Abends wurde es wieder sehr stürmisch, am folgenden Tage aber war der Wind nur schwach. Am Morgen des vierten Tages — es war ein Sonntag — wurde das Gebet vom Kapitän in seiner Kajüte gehalten; der Wind ging ziemlich stark und gut, aber im Westen sah der Himmel schrecklich aus. Nach und nach fing der Sturm an zu heulen, und die See

schwoll so fürchterlich an, daß der Kapitän allen seinen Leuten Befehl gab, sich bereit zu halten, augenblicklich auf dem Verdeck zu erscheinen und sich nicht zu entkleiden. Diese Vorsicht war sehr nöthig. Mehrere Segel waren schon in der ersten furchtbaren Nacht zerrissen, indessen wieder in Ordnung gebracht worden. Jetzt fing der Sturm an, immer heftiger zu wüthen; ein furchtbarer Wellenschlag warf das Schiff auf die Seite, und sechzehn Matrosen fanden ihren Tod in den tobenden Wellen. Zwei Offiziere und sechs Matrosen, die ebenfalls ins Meer geschleudert worden waren, hätten beinah das Loos ihrer Kameraden getheilt; sie waren aber noch so glücklich, sich durch Schwimmen an den Bord des Rutters zu retten.

Noch war es nicht vollkommen Tag geworden; daher konnte man erst nach und nach die grauenhafte Verwüstung auf dem Schiffe übersehen. Der Mast war an zwei Stellen auseinander geborsten, und hatte nur einen Stumpf von ungefähr zwanzig Fuß über dem Verdeck stehen lassen; alle Sparren und Segelstangen waren auseinander gegangen; die größere Schaluppe war fortgerissen, die kleinere aber in Trümmer zerschmettert, welche auf dem Verdeck umherlagen; drei Kanonen waren weggeschleudert, kurz, von allem Beweglichen und Unbeweglichen auf dem Verdeck, ein einziges Geschüß ausgenommen, war keine Spur mehr vorhanden; sogar die Schiffsglocke, welche am Mast fest eingehakt war, war verschwunden. Den grauenvollsten Anblick aber gewährte es, wenn man durch die Deckluken hinabsah. Das Schiff stand nämlich fast ganz voll Wasser, und der entmuthigte, halb ertrunkene Ueberrest der Besatzung, der sich hier oder dort angeklammert hatte, war zu erschöpft, um das Wasser auszupumpen. Dabei senkte sich der Rutter merklich, so daß sein Untergang unvermeidlich schien.

Es folgte eine schauerhafte Zeit für die unglückliche Mannschaft. Jeder dachte an seine Heimath, seine Familie, seine Freunde,



an Alles, was seinem Herzen theuer war, denn Alle glaubten, ihre letzte Stunde habe geschlagen. In dieser Angst brachten sie zwei peinliche Stunden zu, ohne auch nur die entfernteste Aussicht auf Rettung zu haben.

Indeß noch schwamm das Schiff! Allmählich kehrte Muth und Hoffnung in die Herzen der Unglücklichen zurück. Sie versuchten zuerst, alle Oeffnungen mit Tüchern zu verstopfen, um das Wasser abzuhalten, einen größeren Spielraum zu gewinnen. Als dieses Mittel sich bewährte, wuchs auch die Zuversicht der Mannschaft. Der Kapitän richtete ein kurzes, aber herzliches Dankgebet an Gott, der aus der größten Noth gerettet hatte, und dann gingen Alle mit erneuter Kraft an die Arbeit. Jetzt wurden alle Betten, Hangematten, Decken, Kleider, Lappen, die aus dem Raume aufgefischt werden konnten, in die Deckluken gestopft und so dem weiteren Eindringen des Wassers gewehrt. Der Schiffszimmermann war ertrunken, und die Pumpenschwengel waren fortgespült; man mußte daher an andere Mittel denken, um das Wasser fortzuschaffen. Alle begannen jetzt mit einigen aufgefundenen Pfannen und Töpfen und anderen Gefäßen tüchtig zu schöpfen, und ihre Anstrengungen wurden belohnt. Von Stunde zu Stunde wurden sie immer mehr des Schiffes Herr, denn der Boden und die Planken waren in gutem Zustande geblieben. Trinkwasser zu schaffen, war jetzt das dringendste Bedürfnis; Alle glaubten zu verschmachten, denn theils die Anstrengung, theils die Masse des geschluckten Seewassers hatte einen außerordentlichen Durst verursacht. Dies hatte jedoch die gute Folge, daß die Leute ihren Fleiß verdoppelten; denn ehe das Salzwasser nicht fort war, konnten sie nicht zum Trinkwasser gelangen. Nach zwölfstündiger Arbeit war man endlich so glücklich, eine oben liegende Tonne, die durch den Wellenschlag eine vortheilhafte Stellung bekommen hatte, zu erreichen.

Jetzt erst konnte man auch die Zahl der im Wasser Umgekommenen und der Verwundeten übersehen. Der Kapitän war in jenem schrecklichen Augenblick, an einer Luke stehend, in seine Kajüte hinabgeschleudert und schwer verwundet worden; unten aber war er fast ertrunken, und es dauerte lange, ehe er wieder zur Besinnung kam. Der zweite Kommandirende, welcher über Bord gespült worden war, hatte einen zerbrochenen Balken schwimmend erreicht und sich an diesem festgehalten, bis man ihn an Bord zog. Die ganze Mannschaft aber war mehr oder weniger verletzt, und fast Alle hatten geschwollene Augen.

Die ganze erste Nacht hindurch wurde mit Ausschöpfen fortgefahren, so daß immer mehr trockner Grund zum Vorschein kam. Bald fand man einige Käse und etwas Zwieback, so daß man eine hinlängliche Mahlzeit bereiten konnte. Alle neunzehn Ueberlebende saßen um einen Tisch herum, während der Rutter als ein Spielwerk des Windes und der Wellen, aller Masten und Segel beraubt, auf der See umhertrieb.

Am nächsten Morgen legte sich der Wind etwas, und die Sonne ward von Zeit zu Zeit sichtbar. Nun begann man den Zustand im untern Raume zu untersuchen, und da fand man Alles in der unseeligsten Verwirrung. Die Vorrathskammer war aufgerissen, alle Schösser waren zersprengt und sämtliche Kisten umhergestreut. Kommoden, Schachteln, Tische, Kochgeräth, Glaswaaren, Kleider, Bücher, Karten, Alles lag in einem Haufen zusammen und war gänzlich unbrauchbar, die Postkoffer aber waren mit Wasser angefüllt und völlig aufgeweicht. Säcke mit Ballast von hundert Pfund Gewicht waren auf die Hängematten geflogen; die Ankerketten, welche zusammengeroßt in ihrem Behältniß gelegen hatten, lagen jetzt in der größten Verwirrung auf dem untern Berdeck. Rechnet man hierzu noch den aufgerührten Schmutz, mit Stroh, Kohlen,

Papier und Seeschlamm vermischt, und die Feuchtigkeit und Kälte, welche das Wasser zurückgelassen hatte, so kann man sich einen Begriff machen, wie unangenehm der Aufenthalt im Schiffsraum für Leute sein mußte, welche seit vier Tagen ihre Kleider weder gewechselt noch getrocknet hatten.

Der Kompaß war glücklicherweise unzerbrochen, und viel Planckenwerk noch in dienlichem Zustande. Mit diesem wurden nun die allernöthigsten Ausbesserungen an dem so hart mitgenommenen Schiffe vorgenommen. Man bemühte sich, ein Feuer anzumachen, das aber bei der Feuchtigkeit alles Holzwerks nur sehr schwer zu erhalten war. Ueber der Gallerie hing eine Anzahl trefflicher Schöpfenteulen, die für einige Häuser in Lissabon zum Geschenk bestimmt waren, noch wohlbehalten und lockend an ihrem Plage. Von diesen bereitete man, da der Fischkessel, der mit zum Ausschöpfen gebraucht worden war, gerade zur Hand war, ein warmes Essen, das Allen sehr wohl that.

Nach eingenommenem Mahle erscholl auf dem Verdeck der freudige Ruf: „Ein Segel! Ein Segel!“ Sogleich ward die einzige auf dem Schiffe noch befindliche Kanone losgemacht; in der Pulverkammer fand sich die Munition in gutem Zustande vor, und es wurde daher Feuer gegeben. Dies erregte die Aufmerksamkeit des fremden Schiffs. Als es gegen Abend mit den Schiffbrüchigen in Sprechweite gekommen war, erbot sich der Kapitän, Alles zu thun, was in seinen Kräften stände, um den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Da er aber verlangte, daß die Mannschaft der Wachtel das Wrack verlassen und auf sein Schiff übergehen sollte, so ward nach einer kurzen Berathung beschlossen, die Wachtel nicht preiszugeben, sondern lieber ein anderes Fahrzeug zu erwarten.

Gegen Mitternacht kam eine englische Brigg, welche, als sie das Wrack bemerkte, ihre Schaluppe aussetzen ließ. Dieses mit

zwei Mann besetzte Boot konnte aber bei dem starken Winde, dem trüben Wetter und der hohen See die Wachtel nicht erreichen. Später erfuhr man, daß die Schaluppe mit den beiden Leuten untergegangen wäre.

Als der Morgen anbrach, erhob sich von neuem ein furchtbarer Sturm. Man sah die Brigg nur noch in weiter Entfernung, und es blieb daher den Leuten auf der Wachtel nichts anderes übrig, als sich auf ihre eigenen Kräfte zu verlassen. Der Wind trieb das Fahrzeug der englischen Küste zu, und die Unglücklichen schwebten daher aufs neue in der augenscheinlichsten Gefahr.

Endlich legte sich der Wind, und ein starkes Kräuseln ward auf der Oberfläche des Meeres bemerkbar. Nach angestellten Berechnungen konnten sich die Schiffbrüchigen nicht mehr weit von der englischen Küste befinden; sie mußten daher fürchten, auf Klippen zu gerathen. Durch das ausgeworfene Senkblei ward ihre hange Vermuthung bestätigt. Alle arbeiteten nun auf Leben und Tod, eine der Ankertaufketten herauszuwickeln; da aber jede Masche einzeln lösgemacht werden mußte, so kam Mitternacht heran, ehe diese mühevollte Arbeit beendet ward. Jetzt erhob sich ein günstiger Wind, der das Wrack dem Kap Lizard zutrieb. Hierin konnten Alle nur die wunderbare Hülfe einer gnädigen Vorsehung erkennen.

Am nächsten Morgen (es war gerade Charfreitag) eröffnete sich den Unglücklichen die frohe Aussicht, bald einen schützenden Hafen zu erreichen. Aber gerade um diese Zeit wurden sie von einer neuen Gefahr geängstigt. Als nämlich der Backraum geöffnet wurde, weil man nachsehen wollte, ob sich vielleicht noch etwas Zwieback vorfände, schlug den Leuten ein dicker Rauch entgegen, und es fand sich bei näherer Untersuchung, daß die ganze Masse feuchten Brotes sich fast entzündet hatte, und nicht weit von diesem Raume lag die, wenn auch wohl verwahrte, Pulverkammer. Nicht ein Augenblick

war zu verlieren; Alle legten Hand an, und in wenigen Minuten war alles Brot über Bord geworfen.

Der Wind trieb die Wachtel immer weiter den Kanal hinaus und von der englischen Küste weg. Am Ostertage sah man wieder ein Schiff; die Kanone ward losgemacht und abgefeuert, und das Fahrzeug näherte sich unsern Unglücklichen. Der Kapitän ließ sogleich ein Boot ins Meer und sendete es mit dem Anerbieten seines Beistandes an Bord der Wachtel; die Seile wurden herübergeworfen, und ehe zwei Stunden vergingen, war der Kutter ins Schlepptau genommen. Am folgenden Morgen landeten die Schiffbrüchigen auf der Insel Jersey.

## V. Die Ansiedler in Canada.

### 1. Die Ueberfahrt.

Es war vor ungefähr fünfzig Jahren, als ein englischer Arzt, Namens Campbell, durch eine Reihe von Unglücksfällen veranlaßt wurde, sein Vaterland mit seiner ganzen Familie zu verlassen, um sich in Canada anzusiedeln. Diese Provinz war damals zwar schon länger als dreißig Jahre im Besiß der Engländer; aber sie war noch äußerst schwach bevölkert, und ihre größere Hälfte nur von wilden Indianerstämmen und reisenden Thieren bewohnt. Da die besten Ländereien in Unter-Canada bereits von älteren Kolonisten in Besiß genommen waren, so mußten alle neuen Ansiedler sich nach Ober-Canada wenden, wo ausgedehnte und fruchtbare, aber noch nicht urbar gemachte Ländereien zu einem sehr mäßigen Preise zu haben waren. In diesem Falle befand sich auch Herr Campbell. Er hatte von dem Ueberrest seines Vermögens einen großen und fruchtbaren Landstrich am nördlichen Ufer, des Ontario-Sees gekauft, und bestieg, nachdem er die Ueberfahrt von Liverpool nach Quebec ohne Unfall vollendet hatte, eins der großen Schiffe, welche den Lorenz = Strom befahren, um sich nach seiner neuen Heimath zu begeben.

Ehe wir die Familie auf ihrer Reise begleiten, müssen wir uns mit derselben näher bekannt machen. Herr Campbell war ein ge-

bildeter und rechtschaffner Mann von sanfter Gemüthsart, der seine Frau und seine Kinder auf das zärtlichste liebte. Seine Gattin war von gleicher Herzensgüte, aber von größerer Lebhaftigkeit, Entschlossenheit und Festigkeit, und daher vorzugsweise geeignet, alle Schwierigkeiten, denen die Familie entgegenging, zu besiegen. Von den vier Söhnen war der älteste, Heinrich, mehr dem Vater, der zweite, Alfred, mehr der Mutter ähnlich. Heinrich war damals zwanzig Jahre alt, und hatte bereits zwei Jahre die Universität besucht; Alfred war nur ein Jahr jünger, und hatte sich zum Seemann ausgebildet. Der dritte Knabe, Namens William, war zwölf, der vierte, John, zehn Jahre alt; beide waren ruhige, folgsame Kinder, der erstere gewandt und lernbegierig, der zweite langsam und still. Außerdem befanden sich in der Familie zwei Nichten des Herrn Campbell, Marie und Emma, liebenswürdige und sanfte Mädchen von siebzehn und sechzehn Jahren, welche mit der zärtlichsten Liebe die Sorgfalt zu vergelten suchten, mit der ihr Oheim sich ihrer seit dem Tode ihres Vaters angenommen hatte. Endlich hatte Herr Campbell in Quebec einen jungen Jäger, Namens Martin, in seinen Dienst genommen, der die Gegend, in der man sich ansiedeln wollte, genau kannte und durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit weit und breit berühmt war.

Es war gegen Ende des Mai, als die Familie mit Kleidungsstücken, Haus- und Ackergeräth, Waffen und Werkzeug aller Art reichlich versehen, ein Fahrzeug bestieg, welches eine Truppen-Abtheilung nach einem kleinen Fort bringen sollte, das am Ontario-See in der Nähe der neuen Besitzung des Herrn Campbell lag. Der Kapitän, der die Abtheilung befehligte, Namens Sinclair, war ein sehr gebildeter junger Mann und eifrig bemüht, seine Reisegefährten auf der etwas langweiligen Fahrt durch Mittheilungen über ihre neue Heimath zu unterhalten. „Die wildesten Indianerstämme,“

begann er eines Abends, als die ganze Gesellschaft auf dem Verdeck versammelt war, „sind jetzt ausgerottet oder aus Canada vertrieben. Aber ich erinnere mich noch der Erzählungen meines Oheims, der zwanzig Jahre lang mit den Wilden gekämpft, und mir durch seine Berichte ein gar trauriges Bild von dem früheren Zustand des Landes entworfen hat. Der gefährlichste Feind der Engländer war lange Zeit hindurch ein gewisser Pontiac, der Häuptling eines Stammes, welcher sich die Ottavai nannte. Dieser Stamm war zu der Zeit, als uns Canada von den Franzosen abgetreten wurde, bei weitem der mächtigste. Dabei war er sehr eingebildet und hochmüthig, und verlangte die Oberherrschaft über die Gegend nördlich von den Seen; doch benahm er sich höflich gegen die Engländer, oder schien wenigstens so zu sein. Die Franzosen hatten uns bei allen Indianerstämmen in so schlimmen Ruf gebracht, daß sie stets zu Feindseligkeiten geneigt waren und uns haßten, ehe sie uns noch kennen gelernt hatten. Sie haben vielleicht gehört, daß die Franzosen viele Forts erbaut hatten, um durch sie sowohl das Innere des Landes, als auch den Strom und die großen Seen zu beherrschen, und daß alle diese Forts nach der Abtretung des Landes von unsern Truppen besetzt wurden, um die Indianer unter Aufsicht halten zu können. Diese Forts sind in der Regel weit von einander entfernt, und die Verbindung zwischen ihnen ist schwer zu erhalten. Es war im Jahre 1763, als Pontiac die Feindseligkeiten gegen uns begann. Es war sein Plan, uns zuerst, wo möglich, von den Seen zu vertreiben. Das war ein tollkühnes Unternehmen; doch der Indianer-Häuptling bewies bei demselben mehr Feldherrntalent, als man erwarten konnte. Seine Kriegführung bestand, wie die aller Wilden, hauptsächlich in Treulosigkeit und Hinterlist. Durch solche Mittel hoffte er alle unsere Forts zu gleicher Zeit zu überrumpeln, und seine Anordnungen waren so vortrefflich, daß er sich binnen fünf



Tagen im Besitze von zwei Drittheilen derselben, nämlich von zwölf bis dreizehn Forts, befand. Alle diese Festungen waren durch andere Häuptlinge, aber nach dem von ihm entworfenen Plane erobert worden, weil er nicht bei allen gleichzeitigen Stürmen zugegen sein konnte."

"Ließ er die Garnisonen ermorden, Kapitän Sinclair?" fragte Alfred.

"Den größten Theil derselben ließ er umbringen; einige aber wurden verschont und später um hohe Preise ausgelöst. Damit Sie sehen, wie bedeutende Fortschritte dieser Häuptling im Vergleich mit andern Indianern gemacht hatte, muß ich hier erwähnen, daß er sich zu jener Zeit einer aus Baumrinde gefertigten Art von Münze bediente, die mit seinem Zeichen, dem Bilde einer Otter, versehen war, und daß diese Münzen von allen Stämmen als Zahlung angenommen und später auch von Pontiac richtig eingelöst wurden."

"Das ist wirklich merkwürdig von einem Wilden," bemerkte Frau Campbell; „aber wie hat Pontiac die Einnahme aller dieser Forts ausgeführt?"

"Die meisten derselben wurden durch eine eigenthümliche Kriegslust genommen. Die Indianer sind außerordentlich geschickt in einem Spiele, welches mit einem Ball und einer langen hölzernen Pritsche gespielt wird. Sie theilen sich in zwei Abtheilungen, und jede derselben sucht nun den Ball in ihren eigenen Ring zu bringen. Diesem Spiele geben sich die Wilden mit solcher Leidenschaft hin, daß immer große Summen von beiden Seiten gewettet werden. Den Engländern in den Forts machte die Thätigkeit und Gewandtheit, welche die Indianer bei ihrem Spiel entwickelten, so viel Freude, daß sie gewöhnlich zu demselben aufmunterten, wenn sie sich gerade in der Nähe eines Forts befanden. Hierauf baute Pontiac seinen Plan. Seine Krieger waren nämlich angewiesen, ihr Ballspiel unter den

Fort zu beginnen und, nachdem sie kurze Zeit gespielt, ihren Ball in das Fort zu schleudern, worauf Einige durch das nächste Thor eintreten mußten, um sich den Ball wiederzuholen. Nachdem sie dies zwei oder drei Mal gethan und das Spiel immer wieder angefangen hätten, sollten sie dann in größerer Zahl den Ball verfolgen, durch die Thore stürmen, ihre verborgenen Waffen vorholen und die nichts ahnende Garnison niedermegeln."

"Das war bestimmt eine sehr scharfsinnige Kriegslift," bemerkte Emma.

"Und sie hatte, wie ich schon bemerkte, überall Erfolg, drei Forts ausgenommen. Eins, auf welches Pontiac den Angriff selbst leitete, und an dessen Eroberung ihm am meisten lag, war dasjenige, in welchem mein Oheim garnisonirte. Doch dieser Angriff mißlang, und zwar durch einen sehr eigenthümlichen Umstand. Es befanden sich dort etwa dreihundert Mann, als Pontiac mit einer großen Anzahl von Indianern ankam und unter den Wällen lagerte; aber er hatte seine Krieger so mit Weibern und Kindern vermischt und brachte so viele Gegenstände des Tauschhandels mit, daß kein Verdacht gegen ihn geschöpft wurde. Ueberdies hatte die Garnison nichts von der Einnahme der andern Forts gehört, welche bereits statt gehabt hatte. Die ungewöhnliche Anzahl von Indianern wurde zwar dem Major, welcher das Fort befehligte, gemeldet; allein dieser war ohne allen Argwohn. Pontiac schickte, als sein Lager angeschlagen war, ein Schreiben an den Major, in welchem er um eine Unterredung bat, um, wie er sagte, die Freundschaft zwischen den Indianern und den Engländern fester zu knüpfen. Der Major willigte ein, und bestimmte den nächsten Tag zum Empfange Pontiacs und der übrigen Häuptlinge."

"Unter den Indianern befand sich ein Weib, welches schon vor längerer Zeit den Auftrag erhalten hatte, den Major aus einem

merkwürdig schön gezeichneten Felle eines Esenthiers ein Paar Mokassins oder indische Schuhe zu verfertigen. Als ihm das Indianische Weib die Mokassins mit dem Ueberrest des Fells brachte, war der Major so erfreut darüber, daß er sie aufforderte, ihm aus demselben Felle noch ein zweites Paar zu machen, und zugleich hinzufügte, sie könne die Ueberbleibsel des Fells für sich behalten. Sobald das Weib diesen Auftrag erhalten hatte, ging sie von dem Major weg; aber anstatt das Fort zu verlassen, blieb sie zögernd darin, bis sie bemerkt und dann gefragt wurde, warum sie nicht gehe. Sie erwiderte, daß sie die Ueberbleibsel des Fells gern zurückgeben möchte, weil sie von so großem Werthe seien, und als dies seltsam erschien, erklärte sie auf abermaliges Fragen, daß sie, wenn sie mit diesem Felle wegginge, nie mehr im Stande sein würde, zurückzukehren. Der Major ließ jetzt das Weib vor sich rufen, um die Ausdrücke, welcher sie sich bedient hatte, aus ihrem Munde zu hören, und es ward ihm klar, daß sie nur durch Furcht abgehalten wurde, ihm eine wichtige Mittheilung zu machen. Als sie endlich in die Enge getrieben, dann wieder ermutigt und des Schutzes versichert worden war, eröffnete sie dem Major, daß Pontiac und seine Häuptlinge morgen unter dem Vorwande, mit ihm zu sprechen, in das Fort kommen würden, daß sie die Läufe ihrer kurzen Flinten abgenommen haben würden, um sie unter ihren leinenen Kitteln zu verbergen, und daß es ihre Absicht sei, auf ein von Pontiac gegebenes Zeichen den Major und alle bei der Unterredung befindlichen Offiziere zu ermorden, während die anderen Krieger mit verborgenen Waffen unter dem Vorwande des Handels in das Fort kommen und die Garnison angreifen und niedermegeln sollten.“

„Sobald der Major diese Eröffnung erhalten hatte, that er alles Mögliche, um das Fort in Vertheidigungsstand zu setzen, und traf jede erdenkliche Vorsorge. Er machte seine Offiziere und Soldaten

mit dem Vorhaben der Indianer bekannt, theilte den Offizieren mit, wie sie sich bei der Zusammenkunft zu benehmen hätten, der Garnison aber, wie sie die angeblichen Verkäufer behandeln sollte. Als es zehn Uhr war, kam Pontiac mit sechs und dreißig Häuptlingen und mit einem großen Gefolge von Kriegern zu der Unterredung in das Fort. Alle wurden mit großer Artigkeit empfangen. Pontiac hielt die Anrede; als er aber im Begriff war, dem Major ein Geschenk zu überreichen, was nach der Mittheilung des indianischen Weibes für die Häuptlinge und die Krieger das Signal war, das Niedermegeln zu beginnen, zogen der Major und die Offiziere ihre Degen halb aus den Scheiden, und die Soldaten erschienen mit geladenen Musketen und aufgeschlossenen Bajonetten außen vor dem Berathungszimmer. Pontiac, so tapfer er war, wurde blaß und erkannte, daß er verrathen war; doch machte er noch einen Versuch, den Verdacht von sich abzuwenden, indem er seine Rede mit mehrfachen Versicherungen der Ergebenheit endigte. Der Major erklärte, statt seine Rede zu erwiedern, daß er von seinem mörderischen Vorhaben Kunde habe. Pontiac verneinte dieses; der Major aber ging auf den Häuptling zu, schob seinen Mantel auf die Seite, zeigte auf den kurzen Flintenlauf, und entließ Pontiac und die übrigen Häuptlinge, ohne ein Wort weiter zu sprechen. Als Pontiac sich entschuldigen wollte, befahl er ihm, das Fort auf der Stelle zu verlassen, weil er sonst nicht im Stande sein würde, die Wuth der Soldaten zurückzuhalten, welche ihn und alle seine im Fort befindlichen Krieger niedermegeln wollten. Pontiac und seine Häuptlinge warteten eine zweite Ermahnung nicht ab, sondern eilten, so schnell als möglich zu dem Thor hinauszukommen.

„Die nächste Gefahr war abgewendet; aber jetzt begannen die Indianer das Fort zu belagern und ihm jede Verbindung mit Unter-Canada abzuschneiden. Der Gouverneur machte mehrere Versuche,

dem Major eine Verstärkung an Truppen nebst Munition und Lebensmitteln zukommen zu lassen, aber vergeblich. Endlich sandte er seinen eignen Adjutanten ab, der sich mit zweihundert und fünfzig Mann in das Fort werfen sollte. Dieser machte kurz auf einander mehrere Angriffe auf die Lager der Indianer; aber Pontiac hatte Nachricht von seinem Vorhaben erhalten, legte ihm einen Hinterhalt und brachte den Truppen eine solche Niederlage bei, daß der Anführer selbst erschlagen wurde. Pontiac schnitt ihm darauf den Kopf ab, steckte ihn auf einen Pfahl, und pflanzte diesen vor dem belagerten Fort auf."

"Das ist zu viel für des Majors Ehrgefühl!" rief Alfred aus. „Hätte er Pontiac bei der Zusammenkunft als Gefangenen zurückbehalten, so hätte dieses Alles nicht stattgefunden."

"Ich pflichte Ihnen bei," entgegnete Kapitän Sinclair. „Es hieß in der That einen Wolf loslassen; aber der Major war in der Meinung, recht zu handeln, und er kann daher nicht getadelt werden. Nach der Niederlage des Adjutanten war die Entsetzung des Forts schwieriger als je, und die Garnison litt schrecklichen Mangel. Verschiedene Schiffe, welche zur Unterstützung derselben ausgesandt worden waren, fielen in Pontiacs Hände, und dieser behandelte die Mannschaft mit entsetzlicher Grausamkeit. Die Besatzung war durch das beständige Wachen und den Mangel an Lebensmitteln schon sehr zusammengeschmolzen, und Diejenigen, welche noch Dienste thun konnten, waren den größten Entbehrungen preisgegeben. Zuletzt kam ein Schooner mit Unterstützung herangesegelt, und Pontiac griff ihn, wie gewöhnlich, mit seinen Kriegern in ihren Kanoes an. Der Schooner war gezwungen, Reißaus zu nehmen, aber die Indianer verfolgten ihn, und ihr unaufhörliches Feuern verwundete fast die ganze Mannschaft, bis zuletzt der Schooner geentert und genommen wurde. Als die Wilden in großer Zahl an den Schiffswänden

Wölkergemälde.

hinaufgeklettert waren, befahl der Kapitän des Schiffs, der ein muthiger Mann und fest entschlossen war, nicht in die Hände der Indianer zu fallen, einem der Kanoniere, Feuer in das Pulvermagazin zu werfen und Alles in die Luft zu sprengen. Diesen Befehl hörte einer von Pontiacs Häuptlingen, der Englisch verstand, rief ihn seinen Landsleuten zu, und sprang vom Schiffe. Die anderen Wilden folgten ihm und eilten in ihre Kanoes, oder schwammen so schnell als möglich vom Schiffe weg. Der Kapitän benutzte den günstigen Wind, und gelangte wohlbehalten an das Fort. So wurde die Garnison mit Lebensmitteln versehen; das Fort aber war durch den Muth dieses einzigen Mannes vom Untergange gerettet, denn wenige Tage darauf mußten die Indianer aus Mangel an Lebensmitteln die Belagerung aufheben.“

„Sie sagen, daß Pontiac jetzt todt ist, und Martin hat uns dasselbe erzählt. Auf welche Weise ist er denn umgekommen, Kapitän Sinclair?“ fragte Frau Campbell.

„Er wurde durch einen Indianer getödtet, aber es ist schwer zu sagen, warum. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er mit uns Freundschaft geschlossen, und eine Pension von der Regierung erhalten; aber es scheint, daß zuletzt sein Haß gegen die Engländer wieder erwachte, und daß er bei einer von den Indianern gehaltenen Berathung den Vorschlag machte, uns aufs neue anzugreifen. Nachdem er gesprochen hatte, stieß ihm ein Indianer sein Messer durch das Herz; aber es ist schwer zu bestimmen, ob die That einem Privathaffe, oder der Absicht zuzuschreiben ist, die Wiederholung eines Krieges zu vermeiden, durch den die Stämme schon so sehr zusammenschmolzen waren. Eines ist gewiß, daß die Abneigung der Indianer gegen die Engländer zum größten Theil mit ihm zu Grabe gegangen ist.“

## 2. Die Ankunft.

Es würde zu viel Raum wegnehmen, wenn ich alles das erzählen wollte, was sich während der langwierigen Fahrt ereignete. Hier und da war man gezwungen, zu landen und die ganze Schiffsladung in kleine Böte zu schaffen; nicht selten fuhr das Schiff auf eine Sandbank und mußte dann mit großer Anstrengung wieder losgemacht werden; oft auch mußte man sich mit den einfachsten Lebensmitteln begnügen, namentlich als man in die nur schwach bevölkerten Gegenden von Ober-Canada kam. So wuchsen die Entbehrungen und die Beschwerden mit jedem Tage, bis man endlich in dem Fort, welches das Ziel der Reise war, anlangte. Der Kommandant empfing die Familie, die sich in seiner Nachbarschaft ansiedeln wollte, mit der freundlichsten Aufmerksamkeit, überließ ihr die besten Zimmer in seinem Hause, und sorgte auf das zuvorkommendste für alle ihre Bedürfnisse. Als Herr Campbell seine ganze Familie um sich versammelt sah, begann er mit bewegter Stimme: „Mein theures Weib und meine geliebten Kinder! Es hat dem Allmächtigen gefallen, uns wohlbehalten über das stürmische Meer und durch das öde Land hierher zu führen, und wir sind nur noch wenige Meilen von dem Ort unsrer Bestimmung entfernt. Aber laßt uns nicht glauben, daß jetzt die Gefahren und Beschwerden für uns beendigt sind. Im Gegentheil, ich fühle, daß diese nun erst beginnen werden, daß große Anstrengungen und Entbehrungen uns bevorstehen. Laßt uns nun unser ganzes Vertrauen in die Vorsehung setzen, welche uns bisher so gnädig beschützt hat; laßt uns gerade in der Wildniß, wo wir aller menschlichen Hülfe entbehren, auf Gott bauen und ihm vertrauen! Laßt uns, was auch über uns kommen mag, nie den Muth verlieren oder zaghaft werden im Dulden, sondern vielmehr auch in den traurigsten Tagen auf die Barmherzigkeit und die

Macht dessen hoffen, der uns von allem Uebel befreien kann!" Herr Campbell schloß mit einem inbrünstigen Gebet, und als er geendet hatte, waren die Herzen Aller so voll, daß sie sich, nachdem sie seinen Segen empfangen und einander mit einem stillen Händedruck gute Nacht gewünscht hatten, ohne ein Wort zu sprechen nach ihren Lagerstätten zurückzogen.

Am andern Morgen war die Gesellschaft, nachdem sie sich durch einen ruhigen Schlaf auf guten Betten gestärkt hatte, schon früh auf den Beinen. Kurz nach sieben Uhr waren Alle auf dem Wall des Forts versammelt, von wo sie die Landschaft übersahen, die wahrhaft schön und malerisch war. Vordem, so erzählte man ihnen, war der See ein endloses Meer gewesen, das sich am Horizont verlor; jetzt konnte man seine Breite überschauen, und seine Ufer waren mit kleinen Eilanden bedeckt, die, voll grünen Laubes, auf dem glänzenden Wasser zu schwimmen schienen. Auf der andern Seite erblickte man die zum Fort gehörenden Felder, Gärten und Wiesen, hinter denen ein endloser Wald sich ausbreitete. Eine Heerde Rindvieh graste auf einem Theil des angebauten Landes; die Felder aber waren mit grünen Hecken eingezt. Hier und da sah man ein hölzernes Haus, das zum Schutze für das Vieh während des Winters diente, und in der Entfernung von einer halben Meile war ein kleines Fort, mit hohen Pallisaden umgeben, welches für die mit der Bewachung des Rindviehs Beauftragten im Falle der Gefahr oder eines Ueberfalls als Rückzug und Sicherheitsort diente. Nahe an dem Fort goß ein reißender Strom, der, wenn er austrat, die Felder weithin erfrischte, sein Wasser in den See, indem er in seinem reißenden Laufe eine Menge von Bäumen und Gesträuchen mit sich führte. Die Sonne schien glänzend, die Spechte flohen von Baum zu Baum oder auf die Geländer der Gehege, große Fischreier flat-



terten über dem Strom auf und nieder, und das Zwitschern und der Ruf anderer Vögel ließ sich von allen Seiten hören.

„Das ist herrlich, nicht wahr, meine Kinder?“ sagte Frau Campbell. „Gewiß kann das Ungemach, in einer solchen Gegend zu leben, nicht so groß sein.“

Eine Einladung zum Frühstück brach die Unterhaltung ab. Im Laufe des Tags waren Heinrich und Alfred, unterstützt von Kapitän Sinclair und dem Jäger Martin, eifrig bemüht, die beiden Fahrzeuge mit den Vorräthen, Zelten, Kisten und Lebensbedürfnissen, welche sie mit sich gebracht hatten, zu beladen. Herr und Frau Campbell waren unterdeß mit den Mädchen beschäftigt, die zum unmittelbaren Gebrauch bei ihrer Ankunft auf ihrer Besingung nothwendigen Gegenstände auszuwählen und einzupacken. Am Abend waren Alle so ermüdet, daß sie sehr zeitig zu Bette gingen, damit sie am folgenden Tage recht früh zur Einschiffung bereit wären.

Am nächsten Morgen ging die ganze Gesellschaft nach einem Frühstück, welches der gefällige Oberst und die andern Offiziere gegeben hatten, an das Ufer des Sees, und schiffte sich in dem Boote des Kommandanten, welches für sie hergerichtet worden war, mit Kapitän Sinclair ein. Martin, Alfred und Heinrich bestiegen mit den Hunden, die man unterwegs auf den Rath des Kapitäns gekauft hatte, ein andres Fahrzeug, welches mit dem Korporal und den zwölf Soldaten bemannt war, die der Kommandant Herrn Campbell mitgab, um ihm beim Bau des Hauses zu helfen. Das Wetter war wunderschön, und sie fuhren besten Muthes ab. Die Entfernung zu Wasser betrug noch nicht eine Meile, während sie zu Lande fast zwei ausmachte, und in einer Stunde lief das Boot des Kommandanten in die Bucht ein, an welcher die Besingung lag.

## 3. Die Ansiedelung.

„Das ist also das Land, welches Ihre zukünftige Residenz sein wird!“ sagte Kapitän Sinclair, indem er mit seiner Hand auf das Ufer zeigte. „Da, wo der Bach in den See mündet, ist Ihre östliche Gränze; das Land auf der andern Seite ist das Eigenthum eines alten Jägers, Namens Malachi. Sie sehen dort sein kleines hölzernes Haus, nicht viel größer als eine indianische Hütte, und das Stück mit indianischem Korn, das da aus dem Grund hervortritt, der mit einem Gehege eingefast ist. Dieses Stück Land scheint für ihn von keinem Nutzen zu sein, da er kein Rindvieh hat. Er ist auch kein Freund vom Ackerbau oder von der Viehzucht, sondern ausschließlich mit der Jagd beschäftigt. Bei dieser Lebensart ist er so verwildert, daß er jetzt mehr einem Indianer als einem Engländer gleicht, namentlich seitdem er ein indianisches Weib genommen hat. Uebrigens aber ist er ein gutmüthiger Mann, von dem Sie nichts zu befürchten haben, der Ihnen sogar künftig noch von großem Nutzen sein kann.“

„Das ist schön,“ rief Marie lachend, „daß wir hier auch weibliche Gesellschaft haben werden; darauf hatte ich nicht gerechnet.“

„Ich kann Sie versichern,“ erwiderte Sinclair, „daß Sie in dem Weibe des Jägers eine sehr wohlgezogene Frau kennen lernen werden. Zwar habe ich sie noch nicht gesehen, aber ich weiß, daß alle indianischen Weiber von sanfter und bescheidner Sinnesart sind.“

Das Boot des Kommandanten war vor dem andern Fahrzeug eine Strecke voraus, und stieß jetzt an das Ufer. Einige Minuten später langte auch das andre Schiff an, und bald darauf waren Alle ausgeschifft und standen auf einem Hügel, von dem sie ihr neues Eigenthum übersehen konnten. Es war ein Landstrich von ohngefähr dreißig Morgen, welcher sich längs der Ufer des Sees hinzog,



Die Ansiedelung.



und eine natürliche Prairie oder eine mit kurzem, schönem Grase bewachsene Wiese bildete. Das Land unmittelbar hinter der Wiese war auf dreihundert Ellen weit mit Gebüsch bedeckt, und an dieses reichte sich ein dunkler und undurchdringlicher Wald von hohen Bäumen an, welcher die Aussicht auf die Landschaft beschränkte. Das Gut des alten Jägers jenseit des Baches enthielt dieselbe Abtheilung und war in gewisser Beziehung nur eine Fortsetzung des dem Herrn Campbell gehörigen Theils.

Sobald man das Land im Augenschein genommen hatte, eilte Alles an die Arbeit. Während Herr Campbell und der Kapitän die passendste Stelle für das Haus aussuchten, ging Martin mit mehreren Soldaten in den Wald, um das Fällen des Holzes zu beginnen; Heinrich und Alfred schlugen die Zelte auf, in denen man bis zur Vollendung des Hauses wohnen wollte; Frau Campbell aber leitete die Ausschiffung des Gepäcks, mit der die übrigen Soldaten beschäftigt waren. Die beiden Mädchen und die beiden jüngeren Knaben gingen, da es für sie in dem Augenblick noch nichts zu thun gab, am Ufer des Baches dem Walde zu. „Ich wollte, ich hätte meine Angeln bei mir!“ rief plötzlich John, indem er das Wasser betrachtete.

„Siehst Du Fische in dem Fluß?“ fragte Emma, welche ihm folgte.

„Ja wohl,“ erwiderte John, der immer weiter am Ufer hinlief. Möglich stand er unbeweglich, und deutete auf eine Figur am andern Ufer des Baches, welche fest und regungslos da stand, wie er selbst. Die beiden Mädchen standen still, und gewahrten einen in Thierfelle gekleideten Mann, der sich auf eine lange Flinte lehnte und seine Augen auf sie richtete. Sein Gesicht war braun und so dunkel, daß es schwer war, zu sagen, ob er von indianischer Abstammung wäre oder nicht.

„Das muß der Jäger Malachi sein, Emma,“ sagte Marie; „er ist nicht wie die Indianer gekleidet, welche wir in Duebec sahen.“

„Er muß es sein,“ entgegnete Emma; „wollen wir nicht mit ihm sprechen?“

„Laß uns noch warten und zusehen,“ versetzte Marie.

Sie warteten einige Minuten, aber der Mann sprach kein Wort und veränderte auch seine Stellung nicht.

„Ich will mit ihm sprechen, Marie,“ sagte Emma endlich. „Mein guter Mann, nicht wahr, Sie sind der Jäger Malachi?“

„Das ist mein Name,“ entgegnete der Jäger mit dumpfer Stimme; „aber woher sind Sie und was machen Sie hier? Ist es ein Spas, den die Soldaten aus dem Fort sich hier machen, oder was ist es, was all diese Störung verursacht?“

„Störung? Allerdings machen wir einen großen Lärm, aber nicht zum Spas, sondern weil wir uns hier ansiedeln und Ihre Nachbarn werden wollen.“

„Hier ansiedeln? Was meinen Sie denn, Sie junge Frauenzimmer? Hier ansiedeln! — Ich will nicht bei Menschen wohnen, und kann also hier keine Ansiedler brauchen. Sie werden sich hier nicht ansiedeln!“

„Ja, wir, gewiß! Kennen Sie nicht Martin, den Schlingensteller? Der ist mit uns gekommen, und ist gegenwärtig im Walde beschäftigt, um Holz zu einem Hause zu fällen. Weißt Du, Marie,“ fuhr Emma mit leiser Stimme gegen ihre Schwester gewendet fort, „ich bin über diesen Mann sehr erschrocken, und darum spreche ich so höflich mit ihm.“

„Martin! Ja, ich kenne ihn,“ entgegnete der Jäger, der ohne weitere Umstände sein Gewehr aufnahm, sich umwendete und in der Richtung nach seinem Hause abging.

Als die Mädchen mit den beiden Knaben an das Ufer des

Sees zurückkehrten, fanden sie Alles in größter Thätigkeit. Die Zelte waren aufgeschlagen, die Kisten ausgeschifft und eine warme Mahlzeit bereitet. Nach dem Abendessen zogen sich Alle in die verschiedenen Zelte zurück. Ein Mann war als Schildwache aufgestellt und die Hunde an verschiedenen Orten vertheilt, um Lärm zu machen, wenn irgend eine Gefahr nahte. Dies war aber nicht zu fürchten, da die Indianer in der Nachbarschaft des Forts sich schon seit langer Zeit ganz ruhig verhielten, und wilde Thiere sich in jenen Gegenden nur im Winter zu zeigen pfl egten. So ging denn die Nacht ganz ruhig vorüber.

Die folgenden Tage vergingen wie der erste, indem man eifrig an dem Hause baute und die mitgebrachten Thüren und Fenster einpaßte. Während dieser Zeit hatte Martin verschiedene Zusammenkünfte mit dem alten Jäger, der fest entschlossen war, sich in größerer Entfernung von den neuen Ansiedlern eine neue Hütte zu bauen, und zu dem Ende sein Eigenthum an Herrn Campbell zu verkaufen. Geld hatte er zwar nicht, indessen war es ihm in seiner Einsamkeit auch völlig unnütz; dagegen waren Flinten, Schießpulver, Blei, Leinwand und Taback Gegenstände, die er nöthig brauchte, und die er also gegen seine Besizung einzutauschen suchte. Während man hierüber unterhandelte, wurde zwischen dem alten Jäger und John eine innige Freundschaft geschlossen. Wie dieses zugeing, war schwer zu ermitteln, indem Beide sehr wortkarg waren; das aber war gewiß, daß John so oft als möglich an den Strom ging und selten zur Mahlzeit zu Hause war. Martin ermittelte, daß er den größten Theil des Tages in der Hütte des alten Jägers zubrachte; er fügte aber hinzu, daß man sich deshalb nicht zu ängstigen brauche, und so war denn die Familie zufrieden gestellt.

„Aber was thut er denn dort, Martin?“ sagte Frau Campbell, als sich die Gesellschaft zum Abendessen im großen Zelt versammelte.

„Er sieht zu, wie der alte Jäger seine Gewehre pußt, läßt sich von ihm zeigen, wie sie zusammengesetzt sind, übt sich im Schießen und fängt Forellen. Das sind gar nützliche Dinge, die ein Knabe nicht früh genug lernen kann.“

Während sie so sprachen, trat der alte Malachi mit John in das Zelt, setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, und nahm seine Flinte zwischen die Kniee. Er kam, um mit Herrn Campbell den Handel abzuschließen, und bat, indem er die Hand auf Johns Kopf legte, daß man ihm den Knaben mitgeben möchte, damit er einen Jäger aus ihm bilden könnte.

„Wir können ihn nicht entbehren,“ entgegnete Herr Campbell; „aber er soll Sie besuchen, so oft Sie es wünschen.“

„Gut,“ sagte Malachi; „wenn das ist, so will ich meine Hütte auch nicht allzu weit von Ihrem Hause aufschlagen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich, und John folgte ihm, ohne mit seinen Eltern und Brüdern gesprochen zu haben.

„Sie sehen, wie sehr der Knabe an dem Alten hängt,“ sagte Martin. „Lassen Sie ihn also zu ihm gehen, so oft er will. Sie haben dadurch noch den Vortheil gewonnen, daß Malachi Ihr Freund wird und Ihnen in jeder Gefahr beisteht.“

#### 4. Erste Arbeiten.

Nach einem Zeitraum von sechs Wochen, während dessen die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt wurde, war ein großes hölzernes Haus aufgerichtet und wohl verkleidet; auch die Fenster und Thüren waren angebracht, und das Dach auf den starken Balken von





Birkenholz befestigt. Das Haus bestand aus einem großen Raum, der als Speisezimmer diente, einer Küche nebst einem geräumigen Vorplaz, einem kleinen Unterhaltungszimmer und drei Schlafgemächern. Alle Zimmer hatten hölzerne Fußböden, und die meisten waren außerdem an den Wänden hin mit Holz verkleidet. Das Zimmer für die vier Söhne war sehr geräumig, und enthielt auch zwei Gastbettstellen; die beiden andern, für die zwei Mädchen und für Herrn und Frau Campbell bestimmten, waren viel kleiner. Bevor das Haus halb gebaut war, wurde ein großes Nebengebäude angefügt, welches dazu diente, alle Geräthschaften und sonstigen Gegenstände, welche Herr Campbell mitgebracht hatte, aufzunehmen, und über diesem Magazin wurde ein Kornboden angebracht. Das Innere des Hauses war noch nicht ganz eingerichtet, als schon die Geräthschaften und die Betten hineingebracht wurden; aber so rauh es darin noch aussah, so waren die Zimmer doch den Zelten vorzuziehen, in welchen man von den Moskitos aufs äußerste geplagt wurde. Außerdem war der Vortheil gewonnen, daß die Geräthschaften nun vor jedem Unwetter gesichert waren. Die Zimmerleute waren noch immer emsig bemüht, das Innere des Hauses zu vollenden, und der übrige Theil der Mannschaft war damit beschäftigt, ein großes Gehege und Balken zu hohen Pallisaden vorzurichten, mit denen man die Gebäude umgeben wollte. Martin war nicht träge gewesen. Die Hauptseite des Hauses war gerade gegen das Gebüsch gerichtet, das sich an die Prairie anreihete. Dieses Gebüsch hatte Martin so gelichtet, daß man hinlängliche Holzvorräthe für den Winter besaß. Ferner wurde dafür gesorgt, daß die vier Kühe, welche man auf dem Fort gekauft hatte, während des Winters in dem kleinen Gebäude auf der andern Seite des Flusses untergebracht werden konnten, welches bisher von dem alten Malachi bewohnt gewesen war. Auch dieses Häuschen wurde mit einer hohen Holzein-

fassung umgeben. Der Kommandant hatte wahrhaft gefällig die besten Milchkühe ausgesucht, und Marie und Emma hatten bereits gelernt, die Thiere zu füttern und zu melken. Zur Verbindung des Kuhstalls mit dem Wohnhause wurde eine Brücke über den Fluß geschlagen.

Malachi hatte sich in einer Entfernung von drei bis vier Stunden mitten im dichtesten Walde eine neue Hütte gebaut, um hier sein Jägerhandwerk ungestört betreiben zu können. Am nächsten Sonntag machten sich die beiden Mädchen, von Alfred und John begleitet, auf den Weg, um die Frau des alten Jägers kennen zu lernen. Sie fanden in ihr ein freundliches, sanftes Weib von etwa achtzehn Jahren. In der Sprache der Indianer hieß sie die Erdbeerpflanze; eben so schön und poetisch, wie ihr Name, war alles, was sie sprach, und in allen Bewegungen zeigte sich die größte Natürlichkeit und Anmuth. Nachdem die beiden Mädchen das junge Weib mit mehreren Kleinigkeiten beschenkt und sie aufs freundlichste zu sich eingeladen hatten, kehrten sie, hoch erfreut über die neue Bekanntschaft, nach Hause zurück. John besuchte seitdem den alten Jäger fast in jeder Woche, übte sich unter seiner Anleitung im Schießen, und brachte seinen Eltern bald einen Truthahn, bald ein Reh, das er geschossen.

Unterdeß waren alle Arbeiten in Haus und Garten vollendet worden, und Kapitän Sinclair war mit seinen Soldaten in das Fort zurückgekehrt, nachdem er der liebenswürdigen Familie das Versprechen gegeben hatte, daß er sie so oft als es seine Zeit erlaubte besuchen würde. Einige Tage später standen in dem neuen Hause alle Sachen an ihrem Platze, und die Familie begann, sich etwas behaglicher zu fühlen; denn es war ein Grad von Regelmäßigkeit und Ordnung eingetreten, welcher während der Anwesenheit der Soldaten und deren Beschäftigung nicht erreicht werden konnte. Alfred,

Heinrich und Martin gingen jetzt täglich auf die Jagd, und kehrten nie heim, ohne Wildpret aller Art mitzubringen. William besorgte das Geflügel und die Ferkel, holte Wasser aus dem Flusse und Holz aus dem Schuppen, und verrichtete andre häusliche Arbeiten. Marie und Emma melkten die Kühe, und leisteten dann ihrer Mutter während des Tages im Waschen und dergleichen Hülfe. Herr Campbell unterrichtete William, arbeitete in dem Garten und half sonst, wo es nöthig war; aber er war in den Jahren zu weit vorgeückt, als daß er sich hätte schweren Arbeiten unterziehen können. John war fast immer abwesend, und schweifete mit Malachi in den Wäldern umher. War man mit Wildpret reichlich versehen, so waren Heinrich, Alfred und Martin während des ganzen Tags beschäftigt, Bäume zu fällen und das Land auszuroden; wenn sie aber auszogen, um für Nahrung zu sorgen, so brachten sie Hirsche, Rehe, wilde Truthähne oder anderes Wild zurück, welches dann nebst einem Stück gesalzenen Schweinefleisches und den Fischen, die man in den Seen fing, für den Unterhalt der Familie hinreichend war. William hatte die Erlaubniß erhalten, bisweilen mit auf die Jagd zu gehen, und bekam bald die nöthige Uebung in der Handhabung des Schießgewehrs.

Jeden Morgen um halb fünf Uhr standen Alle auf; um sechs Uhr waren sie bei dem Gebete versammelt, und dann ging es zum Frühstück. Um ein Uhr wurde zu Mittag gespeist, und um sieben Uhr Abends der Thee und das Abendessen zu gleicher Zeit eingenommen. Um neun Uhr begab man sich zu Bette. Auf diese Weise glich ein Tag dem andern, und die Zeit entfloß so schnell, daß Alle sich wunderten, wenn der Sonntag schon wieder da war. Die Bücher, welche Frau Campbell ausgesucht und mitgenommen, und dann in dem Sprachzimmer aufgestellt hatte, waren bisher noch nicht angerührt worden, denn es hatte noch niemand Zeit zum Lesen

gehabt. Auch war die ganze Familie, wenn der Tag vorüber war, zu sehr ermüdet, um nicht sogleich das Bett aufzusuchen.

Die einzige Zeit der Muße war die Stunde zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen. Da waren Alle in dem Unterhaltungszimmer versammelt und sprachen über die geringfügigen Gegenstände, welche ihnen während des Tages auf der Jagd oder zu Hause begegnet waren.

Man befand sich jetzt in der Mitte des Oktober; der Winter war nahe, und man sah ihm mit einer gewissen Bangigkeit entgegen.

John war, wie er seinem Vater versprochen hatte, wenn er einmal auf drei oder vier Tage abwesend gewesen war, immer ein oder zwei Tage zu Hause geblieben. Alfred und Martin hatten eine Fischerbarke gebaut, welche leicht und bequem zu handhaben war, und auf welcher Heinrich und William oft eine halbe Meile in den See hineinfuhren. Sie kamen dann immer mit so reicher Beute an Fischen zurück, daß Frau Campbell eine ganze Tonne voll zum Gebrauch für den Winter einsalzen konnte.

Eines Tages wurde die Familie durch den Besuch des Kapitäns Sinclair überrascht. Er war von dem Fort hergekommen, um sie zu benachrichtigen, daß das Heu eingebracht worden sei, und daß der Kommandant sich bereit erklärt habe, Herrn Campbell so viel, als er für den Winter brauche, abzulassen. Dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen. Nachdem Kapitän Sinclair zu Mittag mitgespeist hatte, war er gezwungen, in das Fort zurückzukehren, weil ihm seine Pflicht gebot, bei Nacht dort zu sein. Ehe er sich jedoch entfernte, hatte er mit Martin eine Unterredung, ohne daß es die Uebrigen bemerkten. Dann lud er Alfred ein, mit ihm nach dem Fort zu gehen und am folgenden Morgen zurückzukehren. Alfred ging auf seinen Vorschlag ein. Zwei Stunden, ehe es finstern wurde,

brachen sie auf, und sobald sie auf der entgegengesetzten Seite des Baches waren, hatte sich Martin mit ihnen vereinigt.

„Die Gründe, aus welchen ich Sie gebeten habe, mit mir zu kommen, sind zweifach;“ sagte Kapitän Sinclair zu Alfred. „Zuerst wünsche ich, daß Sie den Weg nach dem Fort kennen lernen, für den Fall, daß es während des Winters einmal nothwendig sein sollte, eine Nachricht dorthin zu bringen. Sodann wünschte ich eine Unterredung mit Ihnen und Martin hinsichtlich der Nachrichten zu haben, welche uns über die Indianer zugekommen sind. Ihnen kann ich sagen, was ich vor Ihrer Mutter und Ihren Cousinen nicht sagen mochte, weil ich sie durch meine Mittheilung in Bangigkeit und Unruhe versetzt hätte. Die Sache ist folgende. Wir haben seit einiger Zeit die Gewißheit, daß die Indianer verschiedene Berathschlagungen gehalten haben. Es scheint zwar nicht, daß sie bis jetzt zu irgend einem Entschlusse gekommen sind; indessen ist es doch gewiß, daß sie sich in einer großen Anzahl nicht fern von dem Fort versammelt haben. Ohne Zweifel haben französische Abgesandte sie aufgewiegelt, uns anzugreifen; denn so viel wissen wir gewiß, daß sie nicht selbst Lust dazu gehabt haben. Es ist wahrscheinlich, daß vor dem nächsten Jahre nichts unternommen wird, denn der Herbst ist die Jahreszeit, in welcher sie ihre Streifzüge ausenden. Indessen ist ein großer Unterschied zwischen einer Vereinigung aller Stämme gegen uns und einem gewöhnlichen indianischen Streifzuge, der heut verabredet und morgen schon ausgeführt sein kann. Wir müssen daher wachsam sein, denn wir haben es mit einem verrätherischen Feinde zu thun. Und nun noch einige Worte über Ihr Verhältniß bei dieser Sache. Wenn die Indianer das Fort angreifen, was sie ungeachtet unserer Verträge mit ihnen thun können, sind Sie da, wo Sie sich jetzt befinden, nicht sicher. Aber leider sind Sie auch für den Fall nicht ganz sicher, wenn wir nicht angegriffen

werden. Denn wenn die Indianer sich sammeln, so finden sich auch immer Banden von fünf bis zehn Kriegern zusammen, welche auf Beute ausziehen. Diese Menschen werden zwar von den Indianern verachtet, weil sie mehr Straßenräuber und Banditen, als Krieger sind; man muß aber gegen die Besuche derselben doch sehr auf der Hut sein. Es ist ein Glück für Sie, daß der alte Malachi seinen Wohnsitz einige Meilen westwärts genommen hat; denn da Sie mit ihm in so gutem Vernehmen stehen, so wird er Ihnen, sobald eine Abtheilung Indianer in Ihre Nähe kommt, ohne Zweifel Nachricht davon geben."

Während dieser Gespräche hatten die beiden jungen Männer das Fort erreicht, und suchten nicht ohne Unruhe und Besorgniß ihr Lager auf.

##### 5. Ein Winter in Canada.

Am Tage, nachdem Alfred von dem Fort zu seiner Familie zurückgekehrt war, trat eine für die neuen Ansiedler sehr auffallende Veränderung des Wetters ein; denn die Wärme hatte plötzlich gewaltig abgenommen, und das Säusen des Windes durch die Bäume des Waldes verkündigte einen Sturm.

"Das ist der Winter, der schnell herankommt," bemerkte Martin, als die Familie am Abend um das Feuer versammelt war; „er fängt hier immer mit einem Sturm an.“

"So laßt uns unsere Schneeschuhe vorrichten," sagte Alfred; „denn ohne die kann man hier, wie ich höre, im Winter nicht aus dem Hause gehen.“





„Sie haben Recht,“ erwiderte Martin; „die Kälte nimmt zu und der Wind wird immer heftiger; ich glaube, wir werden schon morgen die Schneeschuhe brauchen.“

Während der Nacht wuchs der Wind zu einem Orkane, so daß alle Bäume ächzten und knarnten und ihre Nester zur Erde senkten. Nach einer ängstlich durchwachten Nacht — denn der Lärm ließ die Familie nicht schlafen — waren am Morgen Alle nicht wenig erstaunt, die ganze Gegend umher mehrere Fuß hoch mit Schnee bedeckt zu sehen.

„Welch' ein plötzlicher Wechsel!“ sagte Emma. „Hoffentlich wird der Schnee doch bald wieder aufthauen?“

„In sechs Monaten,“ antwortete Martin. „Heut wird das Wetter so bleiben; dann aber werden wir ein halbes Jahr lang eine strenge Kälte und nur selten Schneefall haben; Thauwetter aber kennen wir hier im Winter nicht.“

Alles machte sich jetzt an die Arbeit, um den Schnee von den Thüren fortzuschaukeln und die nöthigen Pfade zwischen den einzelnen Gebäuden zu bahnen. Zuerst wurde nach Martins Anweisung der Schnee um das Haus her fortgeschafft, und längs der Fallisaden zehn bis zwölf Fuß hoch aufgethürmt, um eine Schutzwehr gegen die kalten Winde zu gewähren; sodann wurde der Hofraum geebnet, und endlich ein Weg nach dem Kuhstalle gebahnt. Gegen Abend hörte das Schneegestöber auf, und nun trat heiteres Wetter mit starkem Frost ein.

Die Nacht brachte, namentlich für die beiden Mädchen, einen neuen Schrecken. Es ließ sich nämlich das Geheul der Wölfe vernehmen, welche der Hunger aus den Wäldern hervorrief, und welche in großen Schaaren das Gehöft umschwärmten. Die Mädchen schauderten, als sie diese melancholischen Töne hörten, und es währte lange, bis ihre Aufregung so weit verging, daß sie einschlafen konnten.

Wölfergemälde.

Der nächste Morgen war hell und klar, und als Marie und Emma, von Alfred begleitet, hinausgingen, um die Kühe zu melken, sah Alles, obgleich die Luft sehr kalt war, so glänzend und strahlend im Sonnenscheine aus, daß sie sich durch diesen Anblick wahrhaft beruhigt und erquickt fühlten. Der See war noch nicht gefroren; sein graublaues Wasser stach seltsam gegen die ganze, mit Schnee bedeckte Gegend ab, und die schlanken Tannen mit ihren hängenden Aesten waren das einzige Grün, das weit und breit zu sehen war. Die Vögel waren sämmtlich verschwunden, und in der ganzen Natur herrschte eine heitere Ruhe. Alles war so still, daß die Mädchen, als sie den Fußpfad entlang gingen, der nach dem Kuhstalle ausgeschaufelt war, über den Ton ihrer eigenen Stimmen staunten, den die Luft ganz besonders wohlklingend wiedergab. Alfred hatte seine Flinte über die Schulter gehängt, und ging vor den beiden Mädchen her.

„Ich will Dir beweisen, daß alle Deine Furcht vergebens war, Emma, und daß Du Dich durch einen elenden Wolf durchaus nicht hättest aufregen lassen sollen,“ sagte Alfred.

„Das mag wohl sein,“ versetzte Emma, „aber wir sind doch erfreut über Deine Gesellschaft.“

Sie kamen ohne irgend ein Abenteuer an den Kuhstall, ließen den Hund los, welcher dort angebunden war, und melkten die Kühe. Nachdem sie dieses Geschäft beendet und die Fütterung besorgt hatten, kehrten sie wieder nach dem Wohnhause zurück.

„Ich muß gestehen,“ sagte Marie, „daß es mir sehr angenehm wäre, wenn sich die Kühe näher bei dem Hause befänden.“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete Alfred; „es ist Schade, daß kein Kuhstall innerhalb der Pallisaden ist; aber gegenwärtig haben wir kein Mittel, einen zu machen. Nächstes Jahr, wenn der Vater seine Pferde und seine Schaafte gekauft hat, wie er im Sinne zu



Ein Winter im Canada.



haben scheint, werden wir einen regelmäßigen Stall für alle Thiere nahe am Hause bauen und ihn rund herum eben so, wie das Haus, mit Pallisaden versehen, und überdies noch mit einem eingeschlossenen Gang von der einen Pallisadirung in die andere. Das wird sehr bequem für Euch sein; aber Rom ist nicht in einem Tage gebaut worden, wie das Sprüchwort sagt, und wir müssen daher bis zum nächsten Winter warten."

In den folgenden Tagen wurden die beiden Mädchen immer durch Alfred nach dem Kuhstall begleitet; nachdem sie sich aber des Nachts an das Heulen der Wölfe gewöhnt und Martin ihnen die Versicherung gegeben hatte, daß sich diese Thiere am Tage immer in die Wälder zurückzuziehen pflegten, gingen sie wieder, wie im Sommer, allein zu ihren Kühen. Ihr einziger Schutz war Sancho, ein alter, aber großer, immer noch kräftiger Hund, der sie täglich auf ihrem Wege begleitete. So trippelten sie auch an einem Morgen munter und freudig auf dem Schneepfade hin, die Eimer in den Händen tragend. Sie waren gerade bei dem Kuhstalle angekommen, als der alte Sancho wüthend zu bellen anfing und auf die entgegengesetzte Seite sprang, in demselben Augenblick auf den Schneehaufen zurückprallte, über welchen er gesprungen war, und einen großen, schwarzen Wolf festhielt, der ihn gleichfalls gepackt hatte. Der Kampf dauerte nicht lange; aber während desselben waren die Mädchen von einem solchen Schrecken erfaßt, daß sie, gleich Bildsäulen, nur zwei Schritte von den Thieren entfernt, dastanden. Nach und nach wurde der alte Hund durch die wiederholten Anfälle und Bisse des Wolfs überwältigt; aber er stritt muthig, bis er zuletzt unter die Füße des Wolfs gerieth, und mit heraushängender Zunge und schrecklich blutend, leblos zu Boden sank. Sobald dieser Gegner überwältigt war, richtete sich das wüthende Thier, die Füße auf den Körper des Hundes stellend und seinen furchtbaren

Kopf schütteleb, in die Höhe, um die beiden jungen Mädchen anzugreifen. Emma schlang ihren Arm um Marias Leib, indem sie ihren Körper vorschob, als wenn sie ihre Schwester schützen wollte. Marie versuchte das nämliche, und dann blieben beide erwartungsvoll und vom Schrecken erstarrt vor dem zu erwartenden Sprung des Thieres stehen, als plötzlich mehrere andere Hunde herbeisprangen und über den Wolf herstürzten. Durch einen glücklichen Zufall hatte John, der mit seiner Flinte auf dem Rücken und in Begleitung der übrigen Hunde das Haus verlassen hatte, um einen Spaziergang zu machen, denselben Pfad eingeschlagen. Das vereinigte Bellen der Hunde, welches laut durch die ganze Ebene hinschallte, veranlaßte den Knaben, seine Schritte zu beschleunigen. Er kam gerade herbei, als der Wolf sich gegen seine neuen Feinde zu vertheidigen anfing, richtete die Mündung seiner Flinte gegen den Kopf des Thieres und schoß es nieder.

Die beiden Schwestern hatten sich während des ganzen Vorganges fest umschlungen gehalten; als sie aber bemerkten, daß der Wolf todt war, und daß sie gerettet seien, konnte Marie nicht länger stehen, und sank in ihre Kniee, indem sie so ihre Schwester unterstützte, welche eine Ohnmacht bekommen hatte.

Sobald John den Wolf geschossen und sich überzeugt hatte, daß er todt war, nahm er, ohne sich um seine Cousinen zu kümmern, seine Flinte auf die Schulter, kehrte sich um und ging nach Hause.

Bei seiner Rückkehr fand er die ganze Gesellschaft bereits versammelt; man wartete nur auf die beiden Mädchen, um dann zum Frühstück zu gehen.

„Waren Sie es, John, der so eben geschossen hat?“ fragte Martin.

„Ja,“ erwiderte John.

„Worauf hast Du geschossen?“ fragte Alfred.

„Auf einen Wolf,“ war Johns Antwort.

„Auf einen Wolf? Wo?“ fragte Herr Campbell.

„Bei dem Kuhstall,“ versetzte John.

„Bei dem Kuhstall!“ rief der Vater im höchsten Erstaunen.

„Ja, Sancho ist todt; der Wolf hat ihn todt gebissen.“

„Sancho ist todt? Wie, Sancho war ja mit Deinen Cousinen?“

„Ja,“ entgegnete John.

„Wo hast Du denn diese gelassen?“

„Bei dem Wolf,“ entgegnete John, indem er seine Flinte ganz gleichgültig wischte.

„Gütiger Himmel!“ schrie Herr Campbell, indem er aufsprang. Seine Frau erbleichte; Alfred, Martin und Heinrich ergriffen ihre Flinten, und stürzten in der größten Eile in der Richtung gegen das Kuhhaus fort.

„Meine armen Mädchen!“ rief Herr Campbell im heftigsten Schmerze aus.

„Der Wolf ist todt, Vater!“ sagte John.

„Todt! Gott sei gelobt! Aber, warum hast Du das nicht sogleich gesagt, Unglücklicher!“ rief Frau Campbell.

„Ich wurde nicht danach gefragt,“ erwiderte der Knabe.

In der Zwischenzeit hatten die Andern das Kuhhaus erreicht, und fanden zu ihrem Entsetzen die beiden Mädchen, welche dicht neben dem Wolfe und dem todten Hunde im Schnee lagen; denn auch Marie war kurze Zeit, nachdem John weggegangen, ohnmächtig geworden. Sie hoben sogleich die beiden Mädchen auf, und gewannen bald die beruhigende Ueberzeugung, daß sie nicht verletzt waren. In kurzer Zeit kamen Beide wieder zu sich, und wurden durch die jungen Männer nach Hause gebracht.

Als die Mädchen sich erholt hatten, erzählten sie den Hergang der Sache, und Alle lobten John wegen seiner Kaltblütigkeit und

seines Muthes. Während man noch von dem Ereigniß sprach, trat Malachi mit seiner jungen Frau, der Erdbeerpflanze, in das Zimmer. „Ich habe,“ begann er, „mein Weib mitgebracht, theils weil ich das Wild, das ich Ihnen geschossen habe, nicht alles tragen konnte, theils weil ich ihr den Weg zu Ihrem Hause zeigen wollte, für den Fall, daß ich sie einmal bei Nacht mit einer Botschaft herschicken muß.“ Er erzählte darauf zum nicht geringen Schrecken der Frauen, daß ein wilder und unternehmender Häuptling, die zornige Schlange genannt, sich schon seit einigen Tagen mit etwa sieben Kriegeren, dem Ueberrest seines früher mächtigen Stammes, in den nahegelegenen Wäldern umhertrieb, und forderte daher zur größten Wachsamkeit und Vorsicht auf. Namentlich rieth er, jede Nacht die Pallisaden-Thore zu schließen und die Hunde innerhalb derselben zu behalten. Darauf entfernte er sich wieder, indem er außer seinem Weibe auch seinen Lehrling John mit sich nahm.

Die Zeit des Jahreschlusses nahte jetzt heran. Die Kälte war so heftig geworden, daß alle möglichen Vorkehrungen dagegen getroffen werden mußten, und daß William nur mit Mühe das erforderliche Holz herbeiholen konnte. Herr Campbell, seine Frau und seine Nichten arbeiteten zwar und lasen, und suchten sich durch die mannichfachsten Beschäftigungen zu zerstreuen; aber ihr Leben war doch überaus einförmig. Die jungen Männer dagegen fanden stets Beschäftigung und Unterhaltung in der Jagd. Eines Abends — es war wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste — brachten sie statt des Wildes ein indianisches Weib auf einer Tragbahre nach Hause, das sie mit einem verrenkten, stark angeschwollenen Fuß und halb erfroren im Walde gefunden hatten. Nachdem man die Unglückliche in ein Bett geschafft, ihren Fuß eingerenkt und verbunden und sie mit Thee erfrischt hatte, erzählte sie, daß sie zu einer Abtheilung von Indianern gehöre, die in den nahegelegenen Wäldern gejagt



habe; auf der Rückreise sei sie unter der schweren Bürde, die man ihr zu tragen gegeben, zusammengesunken, und da die Verrenkung ihres Beins sie am Weitergehen verhindert, so habe man ihr das Gepäck abgenommen und sie ihrem Schicksal überlassen. Unmittelbar darauf verfiel sie in einen tiefen Schlaf.

„Welche Grausamkeit,“ rief Emma, „ein krankes Weib bei dieser Kälte hilflos liegen zu lassen!“

„Allerdings,“ erwiderte Martin, „ist's grausam und unmenschlich; aber Noth kennt kein Gebot. Hätten die Indianer sie mit sich genommen, so wären sie wahrscheinlich alle vor Frost umgekommen. Auch dürfen Sie nicht vergessen, daß das Leben eines Weibes bei den Wilden nicht sehr hoch geschätzt wird.“

#### 6. Das Weihnachtsfest.

Der Christtag war angebrochen, und die Familie Campbell rüstete sich, den heiligen Tag so festlich zu begehen, als es in ihrer Einsamkeit möglich war. Obgleich die Kälte ungewöhnlich streng war und der Schnee mit seinen weißen Flocken die Luft füllte, der Nordostwind durch die entblätterten Bäume heulte und ihre Aeste mit Macht gegen einander schlug, obgleich der See eine endlose Fläche dicken Eises war, bedeckt mit Schnee, welchen an verschiedenen Plätzen der Wind zu kleinen Hügeln angeweht hatte, so hatte die Familie doch immer noch ein gutes Dach über ihren Häuptern und ein wärmendes Feuer auf ihrem Herde; sie war von keinem häuslichen Unglück heimgesucht, die ersten Unfälle waren besiegt, und



(was die Hauptsache war) Alle liebten einander und suchten sich gegenseitig das Leben durch Freundlichkeit, Güte und Nachsicht angenehm zu machen. So erkannten sie an sich selbst die Wahrheit des Spruchs: „Es ist besser, ein Gericht Kraut mit Liebe verzehrt, denn ein gemästeter Ochse mit Haß.“

Wir haben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß alle Mitglieder der Familie gottesfürchtig gesinnt waren. Alle erkannten, daß sie große Schuldner des Himmels für alle seine Wohlthaten seien, indem er sie in dieser Einöde mit Nahrung und Kleidung versah, sie vor Krankheiten und Leiden bewahrte und ihnen frohe und zufriedene Herzen gab. Am Christtage fühlten sie lebhafter als je, wie wenig Worte im Stande seien, ihren Dank für die Güte und Barmherzigkeit auszusprechen, die Gott ihnen bewiesen. Daher betrachteten sie sich mit liebevollen und demüthigen Blicken, als sie sich am Morgen des festlichen Tages zum Gebet versammelten. Herr Campbell hatte die Kranke schon besucht und ihren Verband wieder in Ordnung gebracht; der Knöchel war besser, aber immer noch sehr geschwollen. Das arme Geschöpf ließ keine Klage hören; sie blickte dankbar für alles das Gute, was an ihr geschah, und für die Freundlichkeit, welche man ihr erwies, zum Himmel auf. Die ganze Familie hatte ihre besten Sonntagskleider angelegt, und als nun der Gottesdienst vorüber war, und Alle sich aufs innigste und herzlichste Glück gewünscht hatten, da trat Malachi mit seiner Frau, der Erdbeere, und dem kleinen John zur Thüre des Hauses herein, beladen mit der Beute der Jagdzüge. Sobald sie das Wild in einer Ecke der Küche niedergelegt hatten, begrüßten sie die Gesellschaft mit einem freundlichen Händedruck.

„So sind wir denn Alle am Christtage versammelt!“ sagte Emma, indem sie der Erdbeere die Hand reichte.

Das indianische Mädchen lächelte und nickte mit dem Kopfe.

„Und Du, John, hast uns drei wilde Truthähne gebracht? Du bist ein guter Knabe!“ fuhr Emma fort.

„Wenn wir jetzt nur Kapitän Sinclair da hätten!“ sagte Martin, der an Emmas Seite stand und der Erdbeere die Hand drückte.

Marie erröthete ein wenig und Emma entgegnete:

„Ja, Martin, wir vermiffen ihn sehr; es kommt uns immer vor, als gehöre er zu der Familie.“

„So kommt es mir auch vor,“ entgegnete Martin; „es ist auch gewiß nicht seine Schuld, daß er nicht hier ist. Es sind nun mehr als sechs Wochen, seit er uns verlassen hat, und ich bin sicher, daß, wenn der Oberst es ihm erlaubt hätte, Kapitän Sinclair . . .“

„An diesem Tage hier sein würde,“ sagte Kapitän Sinclair, indem er, von einem seiner Kameraden begleitet, zur Thüre des Hauses hereintrat.

„Ach, wie freue ich mich, Sie zu sehen,“ rief Emma. „Sie allein fehlten uns, um unsere Christtagsgesellschaft vollständig zu machen.“

„Es kostete viele Mühe, den Oberst zu überreden, daß er uns fort lasse,“ sagte Kapitän Sinclair zu Marie. „Aber da wir von den Indianern nichts mehr gehört hatten, so willigte er endlich ein.“

„Sie haben diesen Winter nichts mehr von den Indianern zu fürchten, Kapitän, und Sie können dies Ihrem Oberst sagen,“ bemerkte Malachi. „Ich kam durch Zufall gestern auf ihren Jagdplatz, als sie aufgebrochen und westwärts gezogen waren, nämlich die zornige Schlange mit den sechs oder sieben Kriegerern. Ich folgte ihrer Spur durch den Schnee einige Meilen weit, um sicher zu sein. Sie haben Alles mit sich genommen; nur von dem Weibe, das mit ihnen hergekommen war, konnte ich keine Spur ausfindig

machen. Ihre Pelzväcke müssen sie alle selbst getragen haben, das will ich beschwören; denn sie hatten sie, wie ich deutlich wahrnahm, zu verschiedenen Zeiten abgeworfen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn sie nicht durch Männer getragen worden wären. Sie müssen nämlich wissen, daß der Indianer unter einer Bürde sehr ungeduldig wird, während ein Weib dieselbe Last den ganzen Tag ohne irgend eine Klage trägt. Nun, da diese Schaar abgezogen, ist auf fünfzig Meilen weit keine mehr in der Nähe. Ich will mich darauf hängen lassen.“

„Es freut mich sehr, Sie so sprechen zu hören,“ entgegnete Kapitän Sinclair.

„Dann ist vielleicht das arme Weib, welchem Ihr zu Hülfe gekommen seid, Alfred, das zu diesem Trupp gehörige?“ bemerkte Herr Campbell, und erzählte darauf dem alten Malachi, was sich am vorigen Tage ereignet, und wie die Jäger das Weib nach Hause gebracht hätten, welches in einer Ecke lag und von den Besuchenden noch nicht bemerkt worden war.

Malachi und die Erdbeere gingen zu derselben hin; die Erdbeere redete sie mit leiser Stimme an, das Weib antwortete in gleicher Weise, und Malachi stand daneben und lauschte.

„Es ist gerade so, wie Sie dachten,“ sagte er plötzlich zu Herrn Campbell. „Sie gehört zu der Horde der zornigen Schlange, und sie sagt, daß dieser mit seinen Kriegern westwärts gegangen sei, weil es hier jetzt sehr wenig Biber gäbe. Sie bestätigt zugleich meine Aussage, daß alle Indianer abgegangen sind; sie fügt aber hinzu, daß sie im Frühjahr an demselben Orte wieder zusammenkommen wollen, um eine abermalige Berathschlagung zu halten.“

Diese Nachricht verscheuchte fürs erste jede Sorge, und die Familie konnte sich nun ungestört der Festfreude hingeben. Beim Mit-

tagessen brachte Herr Campbell einige Flaschen von seinem kleinen Weinvorrathe herbei; die Mädchen hatten Fische, gepökeltes Rindfleisch, Wildpret, einen Pudding und einen gebratenen Truthahn angerichtet, und so hielt denn diese friedliche Familie eine eben so fröhliche Mahlzeit, als wenn sie sich mitten in London, und nicht in den Einöden Canadas, befunden hätte.

Am folgenden Morgen brachen Malachi, die Erdbeere und John auf, um in ihre Wohnung zurückzukehren, und Kapitän Sinclair ging mit seinem Gefährten in das Fort zurück. In den nächsten Wochen brachte Malachi mit seinem Weibe und seinem Lehrling fast jeden Sonntag im Campbellschen Hause zu. Er schien jetzt wieder Geschmack an menschlicher Gesellschaft zu gewinnen, und blieb oft schon ein oder zwei Tage über den Sonntag hinaus. Das indianische Weib war nach Verlauf von drei Wochen vollständig hergestellt, und ließ durch die Erdbeere um die Erlaubniß bitten, sich wieder mit ihrem Stamme vereinigen zu dürfen. Sie wurde daher mit dem erforderlichen Vorrath von Lebensmitteln versehen, und machte sich gegen Ende des Januar auf den Weg.

### 7. Der Waldbrand.

Februar und März waren verflossen; der Winter dauerte noch immer fort, aber die Sonne bekam mehr Kraft und die Kälte war nicht mehr so strenge. Vor der Mitte des April wurde der See nicht frei vom Eise; dann aber trat so plötzlich Thauwetter ein, daß der kleine Fluß ein reißender Strom wurde und einen großen Theil der Prairie unter Wasser setzte. Wenige Tage genügten indessen,



die Scene zu ändern; der Schnee, der so viele Monate hindurch das Land bedeckt hatte, war ganz verschwunden, die Vögel, welche während des Winters fortgezogen waren, kamen zurück, und sangen und zwitscherten um das Haus her. Die Wiesen bekleideten sich mit ihrem frischen Grün, und die Natur begann wieder zu lächeln. Weitere zehn Tage verflossen; die Bäume trieben ihre Blätter, und nach ein oder zwei Stürmen wurde das Wetter warm und der Himmel heiter.

Bei diesem Wechsel empfand die ganze Familie eine innige Freude. Die Kühe wurden nun auf ihre Weide getrieben; Emma und Marie gingen, wie früher, sie zu melken, ohne sich vor einem Zusammentreffen mit den Wölfen fürchten zu müssen. Die Barke wurde wieder in das Wasser gebracht, und William und John sorgten für Fische. Alfred, Heinrich und Martin waren eifrig bemüht, die anzubauenden Felder aufzuhacken und das erste Getreide zu säen. Herr Campbell arbeitete alle Tage im Garten; das Geflügel lärnte und schrie, und da nun das Jagen für einige Zeit vorüber war, so kamen Malachi und die Erdbeere oft auf ganze Wochen zum Besuch.

„Oh, wie entzückend ist es hier!“ rief Emma aus, als die ganze Familie einst am Ufer lustwandelte und in den weiten, blauen See hinausschaute.

„Sie haben Recht,“ erwiderte Malachi. „Ich habe auch schon daran gedacht, mich wieder hier an dem schönen See anzusiedeln.“

Alle waren über diese Aeußerung herzlich erfreut, und baten den alten Jäger, diesen Vorsatz sogleich auszuführen. Einige Tage später erschien er wirklich mit John und der Erdbeere, alle drei mit den Geräthschaften des kleinen Hanshalts beladen. In unglaublich kurzer Zeit war am andern Ende der Prairie, einige hundert Schritte von dem Campbellschen Wohnhause entfernt, eine Hütte aufgeschlagen, und John konnte nun wieder in einem Zimmer mit sei-



nen Brüdern schlafen, ohne die Gesellschaft des alten Jägers zu entbehren. Die Erdbeere brachte seitdem fast den ganzen Tag in Gesellschaft von Marie und Emma zu, half überall, wo sie es vermochte, lernte, was sie noch nicht kannte, und wurde bald der Liebling der ganzen Familie.

Die Männer waren, nachdem das Getreide gesäet war, eifrig damit beschäftigt, unmittelbar neben dem Wohnhause einen Kuhstall, und dicht neben diesem einen Schaafstall zu bauen, und beide mit Palfisaden zu umgeben. Die Aecker wurden mit hohen Gehegen eingefasst, die Kühe aber in das Gebüsch getrieben, wo sie sich selbst ihr Futter suchen mußten. Unter solchen Arbeiten verging der Sommer, und die Zeit der Erndte nahte heran. Drei Wochen brauchte man zum Mähen und Einbringen des Grases, vierzehn Tage zum Einsammeln des Getreides. In dieser Zeit gab es für alle Mitglieder der Familie unausgesetzte, schwere Arbeit; aber das Wetter war beständig heiter und warm, und Alles gelang vortrefflich. Darauf mußten die Männer das Dreschen des Getreides beginnen, während William für Vorräthe an Fischen sorgte und Malachi und John ihre Jagdzüge wieder begannen.

Jetzt trat der so genannte indianische Sommer ein, die Zeit des Herbstes nämlich, während welcher die Atmosphäre stets mit dichtem Nebel angefüllt ist. Die Indianer hatten nicht weit von den Ufern des Ontario-Sees ihre große Versammlung gehalten; aber ein Abgesandter der englischen Regierung war zugegen gewesen, und hatte an alle Häuptlinge so reiche Geschenke vertheilt, daß dadurch aller Haß beseitigt worden war. Zwar hatte die zornige Schlange durch heftige Reden den Haß gegen die Engländer zu entflammen versucht; er war aber überstimmt worden, und da die übrigen Häuptlinge mit den englischen Abgesandten die Friedenspeife geraucht hatten, so schien

auch für den nächsten Winter alle Gefahr beseitigt. Malachi, der gleichfalls an der Versammlung theilgenommen hatte, brachte der Familie Campbell diese beruhigende Nachricht; er fügte jedoch hinzu, daß man vor der zornigen Schlange sehr auf seiner Hut sein müsse.

Am Abend nach seiner Ankunft waren Marie und Emma hinausgegangen, um die Kühe zu melken. Als sie sich zur Rückkehr anschickten, trat die Erdbeere mit ängstlicher Miene an sie heran, deutete auf den Nebel und die düstre Farbe des Himmels, und sagte: „Großes Feuer in den Wäldern!“ In demselben Augenblick erschien auch Malachi, und erzählte, daß er das Feuer aus der Ferne gesehen, und daß er, um im Nothfall bei der Hand zu sein, seine Jagd aufgegeben habe und nach Hause geeilt sei. Unterdeß hatte sich die ganze Familie auf der Prairie versammelt, und beobachtete mit ängstlicher Spannung die Richtung des Windes und den zunehmenden Dampf. Nach Sonnenuntergang breitete sich ein blutrother Schein über den ganzen Himmel aus, und da der Wind eine immer gefährlichere Richtung annahm, so brachte die ganze Familie die Nacht wachend zu, obgleich das Feuer noch weit entfernt war. Am Morgen verwandelte sich der Wind in einen Orkan, und trieb dichte Rauchwolken über den See hin.

„Glauben Sie, daß die Sache für uns gefährlich werden kann?“ fragte Alfred, indem er Malachi bei Seite nahm.

„Wenn der Wind,“ erwiderte dieser, „nicht umschlägt oder ein starker Regen eintritt, so wird das Feuer bald bei uns sein.“

Aber der Wind änderte sich nicht und der Regen fiel nicht herab, und ehe der Abend kam, war das Feuer nur noch eine halbe Meile entfernt und ein schreckliches Krachen durchtönte die Luft. Hitze und Rauch wurden immer unerträglicher; die Kinder, Schaafe und große Massen von Wild sprangen in den See und stellten sich

bis an den Hals in das Wasser. Jetzt ragten die Flammen schon gleich hohen Säulen in die Luft empor; das Feuer hatte den Saum des Waldes erreicht, und über die Prairie ergoß sich eine Fluth von Funken und glühender Asche, so daß es unmöglich war, noch länger in dem Hause zu verweilen.

„Sie müssen Alle sogleich die Barke besteigen!“ rief Malachi. „Wenn Sie nur einen Augenblick zögern, so müssen Sie ersticken. Vorwärts, der Wind wird immer heftiger!“

Die ganze Familie eilte an das Ufer, bestieg die Barke und ruderte so weit in den See hinaus, bis sie sich in einer weniger drückenden Atmosphäre befand. „Seht,“ sagte Frau Campbell nach einer langen Pause, „der ganze Wald ist jetzt ein Feuermeer; unser Haus ist ohne Zweifel bereits verbrannt, und wir haben kein Obdach mehr.“

„Es ist Gottes Wille,“ antwortete Herr Campbell; „und wenn wir auch unsrer ganzen Habe beraubt werden, so dürfen wir doch nicht murren. Laßt uns dem Himmel danken, daß wir unser Leben gerettet haben!“

„Dort ist das Kuhhaus in Flammen,“ sagte jetzt Marie; „ich sehe das Feuer zum Dach heraus schlagen.“

„Gott sei Dank!“ rief Martin, indem er die Hand in die Höhe hielt; „ich fühle einen Regentropfen; in wenigen Minuten wird der Regen das Feuer löschen, und wir werden gerettet sein.“

Er hatte Recht; denn unmittelbar darauf ergoß sich ein solcher Regenschrom vom Himmel, daß bald keine Flamme mehr zu sehen war. Alfred beeilte sich jetzt, das Ufer zu erreichen; sobald die Barke am Lande war, eilte Herr Campbell nach dem Wohnhause, und fand zu seiner unbeschreiblichen Freude, daß das Feuer den Fluß nicht über-

schritten hatte, so daß von den Gebäuden nur das alte Kuhhaus, das man schon längst nicht mehr benutzte, verbrannt war. Bald war die ganze Familie in dem Hause versammelt und dankte Gott für ihre wunderbare Errettung. Als darauf Martin und Alfred sich überzeugt hatten, daß das Feuer überall erloschen war, zogen Alle ihre durchnässten Kleider aus und begaben sich zu Bett.

Der nächste Morgen weckte sie bald, denn sie waren begierig, die Verwüstung zu sehen, welche das Feuer angerichtet hatte. Außer dem alten Kuhhause war kein Gebäude verbrannt; doch war die Wand des Wohnhauses nach der Seite des Flusses hin an manchen Stellen verkohlt, und es war daher klar, daß ohne den Regen das Haus in wenigen Minuten in Flammen aufgegangen wäre. Die Felber waren einen Fuß hoch mit Asche bedeckt; das Gras war verbrannt oder versengt; die Bäume des Waldes waren theils ganz verbrannt, theils ihrer Zweige und Blätter beraubt.

„Wir können dem Feuer nicht dankbar genug sein,“ sagte Martin, als die Familie die traurige Scene überschaute.

„Wie so?“ fragte Herr Campbell; „ich dachte, dieser Anblick wäre nicht sehr erfreulich.“

„Das Feuer hat viele Morgen Landes gelichtet und Ihnen viele Arbeit erspart. Jenseit des Flusses können wir jetzt überall Korn säen; und hier die ganze Prairie ist durch die Asche so gedüngt, daß im nächsten Frühling alles viel grüner und frischer aussehen wird, als in diesem Jahre.“

„Aber wie ist denn der Wald in Brand gerathen?“ fragte Emma.

„Ei nun,“ versetzte Martin, „im Herbst ist, ehe die Stürme eintreten, Alles so dürr wie Zunder; die Indianer aber gehen so

leichtflüchtig mit dem Feuer um, daß sie sich selten die Mühe geben, es auszulöschen. Erhebt sich dann gerade ein heftiger Wind, so steht der Wald in Flammen.“

### S. Doppeltes Unglück.

Der Spätherbst ging ohne ein weiteres Ereigniß vorüber, und der Winter stellte sich eben so plötzlich und heftig ein, wie im vergangenen Jahre. Die Kühe, Pferde, Schaaf und Schweine waren in den Ställen untergebracht, und alle möglichen Vorbereitungen für den langen Winter getroffen. Die jungen Männer zogen jetzt mit Malachi und John fast täglich auf die Jagd, und bisweilen erhielt auch William die Erlaubniß, an solchen Zügen theilzunehmen.

Einst hatten die Jäger ein großes Rudel Hirsche aufgefunden, und nachdem sie sich ihnen vorsichtig genähert, drei derselben getödtet und einen verwundet. Während die Uebrigen auf ihre Beute losgingen, folgten Alfred und Martin dem verwundeten Thiere, das sich in ein nahgelegenes Gebüsch zurückgezogen hatte. Sie waren etwa fünfzig Schritte der Spur gefolgt, als sie plötzlich durch ein lautes Geheul stußig gemacht wurden. Alfred, der voran ging, bemerkte in demselben Augenblick einen großen Panther, der sich des Hirsches bemächtigt hatte, legte seine Flinte an und schoß die Bestie. Obgleich schwer verwundet, sprang das Ungethüm doch mit einem gewaltigen Saße auf ihn los und packte ihn an der Schulter; Martin kam ihm zu Hülfe, und jagte dem Thiere die Kugel seiner Flinte durch den Kopf, so daß es todt niederstürzte.

Unterdeß waren auch die Andern herbeigekommen. Alfred war, durch den starken Blutverlust geschwächt, zur Erde gesunken, und lag

Wälgemälde.



neben den todtten Thieren. Während die beiden Knaben fortgingen, um Wasser zu holen, untersuchte Malachi den Verwundeten. Er fand, daß die ganze Schulter zerfleischt und außerdem auch die Seite durch die Krallen des Thieres verletzt war. Ein Hemd wurde in Streifen geschnitten und die Wunde verbunden; bald hörte das Bluten auf, und Alfred fühlte sich, als er von dem frischen Wasser, das die Knaben brachten, getrunken hatte, wieder neu belebt.

Sogleich traten Alle den Rückzug an. Alfred war noch nicht weit gekommen, als er heftige Schmerzen empfand, denn durch die Erschütterung hatte sich die Wunde wieder geöffnet. Man unterstützte ihn indessen, und da man ihn ab und zu mit Wasser erfrischte, so vermochte er, wenn auch langsamen Schritts, immer von neuem seinen Weg fortzusetzen. Endlich aber überfiel ihn eine vollständige Ohnmacht, so daß man etwa eine Viertelstunde vom Wohnhause anhalten und eine Bahre machen mußte, um den Verwundeten nach Hause zu tragen. John wurde vorausgeschickt, um stärkende Mittel herbeizuholen; unterdeß verfertigten Malachi, Heinrich und Martin aus Baumstäben eine Tragbahre und legten den Verwundeten hinauf. Nach einer halben Stunde erschien John, von Emma und Marie begleitet, und nachdem er seinem Bruder einige stärkende Tropfen in den Mund geträufelt hatte, machte man sich auf den Weg. „Aber wo ist William?“ fragte Emma, indem sie sich verwundert umsah.

„Er ist ein wenig zurück,“ antwortete Martin. „Seine Schneeschuhe thun ihm wehe, und er konnte daher nicht so schnell gehen. Er muß aber sogleich bei uns sein.“

Die Männer trugen Alfred so schnell als möglich in das Haus, an dessen Thor Herr und Frau Campbell in der größten Bangigkeit warteten. Alfred wurde in sein Bett gelegt; der Vater untersuchte die Wunde, und fand sie, da die ganze Schulter und ein Theil

des Arms zerrissen war, sehr gefährlich. Nachdem der Verband angelegt war, überließ man den Kranken der Ruhe, deren er so sehr bedurfte. Sein Zustand nahm die Aufmerksamkeit der ganzen Familie so in Anspruch, daß in der ersten Stunde an gar nichts Anderes gedacht wurde. Plötzlich aber fragte Herr Campbell: „Wo ist William? Ich habe ihn seit Eurer Rückkehr nicht gesehen.“

„William! Ist er nicht hier?“ wiederholten Alle, die bei der Jagd gewesen waren, in ängstlicher Spannung.

„William nicht hier!“ rief Frau Campbell, indem sie in entsetzlicher Angst von ihrem Platze aufsprang. „Mein Kind! Wo ist mein Kind?“

„Er war dicht hinter uns,“ sagte John, „als ich vorauslief und Ihr die Tragbahre machtet. Ich sah noch, wie er sich niedersetzte, um seine Schneeschuhe zu wechseln, die ihm wehe thaten.“

Malachi und Martin rannten in ihrer Bestürzung hinaus; sie erkannten die Größe der Gefahr, denn der Schnee fiel in so dichten Massen herab, daß man nicht zwei Schritte weit sehen konnte.

„Der Junge ist ohne Rettung verloren!“ sagte Malachi. „Wenn er bei diesem Schneegestöber zurückgeblieben ist, kann er nimmermehr den Weg finden.“

„Ja,“ erwiderte Martin, „da er nicht hier ist, so kann nichts ihn retten. Ich wollte meine rechte Hand darum geben, wenn sich das nicht ereignet hätte.“

„Ein Unglück kommt selten allein,“ entgegnete Malachi. „Doch was ist nun zu thun? Frau Campbell wird selbst hinaus wollen, um den Jungen zu suchen, denn sie liebt ihn über alle Maßen.“

„Alles Suchen ist vergebens,“ bemerkte Martin. „Wir werden ihn nimmermehr finden, und wenn wir uns zu weit entfernen, selbst zu Grunde gehen. Doch müssen wir es den Frauen sagen, daß wir es versuchen wollen.“



Als die beiden Männer in das Zimmer zurückkehrten, fanden sie die Frauen bitterlich weinend. Sie suchten sie zu beruhigen, nahmen dann ihre Flinten und einige Riefackeln, gingen an den Saum des Waldes, und blieben dort, von Zeit zu Zeit rufend und ihre Gewehre abschießend, zwei Stunden lang. Aber der Schnee fiel in solchen Massen und die Kälte war so durchdringend, daß sie es nicht länger aushalten konnten. Sie begaben sich daher in Malachis Hütte und blieben dort bis zum Anbruch des Tages; dann gingen sie wieder in den Wald, und verfolgten, da der Schneesturm nachgelassen hatte, mehrere Meilen weit den Weg, auf dem sie gestern nach Hause gekommen waren. Aber Alles war vergebens, und sie mußten, nachdem sie sechs bis sieben Stunden lang gesucht hatten, nach Hause zurückkehren.

Sie fanden Herrn Campbell und Heinrich in dem Vorhause; denn die Frauen waren in einem solchen Zustande der Bangigkeit und des Schmerzes, daß sie ihr Zimmer nicht verließen. Herr Campbell erkannte schon an dem Gesicht der beiden Männer, daß sie keine befriedigende Nachricht brachten. „Ist mein armes Kind verloren?“ fragte er die Eintretenden mit trauriger Stimme.

„Ich fürchte, Herr, er ist es,“ sagte Malachi. „Er hat sich ohne Zweifel niedergesetzt, und ist eingeschlafen und erfroren.“

„Die arme, arme Mutter!“ rief Herr Campbell, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte. Darauf erhob er sich, und ging in das Zimmer seiner Frau.

„Wo ist mein Kind, mein lieber, theurer William?“ rief Frau Campbell, als er eintrat.

„Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen!“ versetzte der Vater. „Dein Kind ist glücklich.“

### 9. Ein neuer Unfall.

So hatte ein Tag das Haus des Herrn Campbell aus einem Sitz der Freude in eine Wohnung der Trauer verwandelt. Zu dem Schmerz über den Verlust Williams kam noch die Sorge um Alfred, dessen Zustand Allen die größte Bangigkeit einflößte. Schon waren sechs Wochen vergangen, und noch immer schwebte der Kranke in augenscheinlicher Lebensgefahr. Man fuhr indeß fort, ihn mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu pflegen, und endlich siegte seine kräftige Gesundheit. Als der Winter zu Ende ging, war er so weit hergestellt, daß er in das Gesellschaftszimmer gebracht werden konnte, und dieser Umstand übte eine wahrhaft erheiternde Wirkung auf die ganze Familie aus. Es war zwar nicht mehr die Freude und die Munterkeit, welche früher hier geherrscht hatte; aber Alle hatten sich demüthig den Fügungen des Himmels unterworfen, und in herzlicher Dankbarkeit für Alfreds Rettung trösteten sie sich mit der Betrachtung, daß ihr verllorener Liebling, noch unberührt von dem Verderbniß der Welt, eine bessere Heimath gefunden habe. Allmählich wurde die Familie wieder heiter und glücklich, und als Alfred seine frühere Gesundheit und Heiterkeit wiedererlangt hatte, kehrte auch der alte Frohsinn wieder in dem Campbellschen Hause ein.

Der Frühling erschien; Schnee und Eis verschwanden, und der blaue, klare See wurde wieder sichtbar; das Rindvieh wurde ausgetrieben und alle Männer schickten sich zur Saat an. Als die Aecker bestellt waren, wurde mit Hülfe der Soldaten aus dem Fort nicht weit von der Mündung des Flusses eine Mühle erbaut; dann folgte die Zeit der Heu- und der Getreideerndte. Die angestrengte Arbeit wurde nur einmal durch ein Familienfest unterbrochen, indem Kapitän Sinclair seine Verlobung mit Marie feierte. Im Uebrigen

blieb das Leben der Familie in seinem geregelten Gang, bis der Winter mit dem gewöhnlichen, starken Schneefall eintrat. Er unterschied sich von den früheren nur dadurch, daß jetzt bloß Malachi und John auf die Jagd gingen, indem Heinrich, Alfred und Martin theils durch die Besorgung der Mühle, theils durch das Dreschen der großen Getreidevorräthe hinlänglich beschäftigt waren.

Einst kam Malachi in großer Aufregung von der Jagd zurück. Er nahm sogleich Alfred und Martin bei Seite, und theilte ihnen mit, es sei ihm im Walde ein Indianer von einem befreundeten Stamme begegnet und habe ihm erzählt, daß William am Leben sei; die zornige Schlange habe ihn geraubt, um ihn gegen große Vorräthe von Flinten, Pulver und Blei auszutauschen; der Knabe befinde sich jetzt in den Hütten des Stamms, welche zwölf Tagereisen weit nach Westen hin lägen, und werde wahrscheinlich im nächsten Sommer mit hergebracht und Herrn Campbell zum Austausch angeboten werden. Auf Malachis Vorschlag wurde beschloffen, den übrigen Mitgliedern der Familie von dieser Nachricht nichts mitzutheilen, um sie nicht durch das ewige Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung aufzuregen, sondern so lange zu warten, bis die Boten der zornigen Schlange kommen würden.

Der dritte Winter ging ohne merkwürdige Ereignisse vorüber. Der Frühling und ein Theil des Sommers verfloß, ohne daß von Seiten der zornigen Schlange irgend ein Schritt zur Auswechslung Williams geschah. Zwar erfuhr Malachi, daß dieser Häuptling mit seinen sechs Kriegern in den benachbarten Wäldern gesehen worden wäre; aber vergeblich wartete man vom Morgen bis zum Abend auf eine Botschaft desselben. Malachi fürchtete, daß er etwas Böses im Schilde führe, und empfahl daher den beiden jungen Männern, die er in das Geheimniß eingeweiht hatte, die größte Wachsamkeit und Vorsicht.

Eine nicht geringe Freude verursachte es dem Herrn Campbell, daß sich vier englische Familien ganz in seiner Nähe ansiedelten. Dadurch wurde nicht bloß eine angenehme Gesellschaft gewonnen, sondern es war nun auch für die Sicherheit der Familie gesorgt, indem sich jetzt auf der neuen Kolonie gegen zwanzig waffenfähige Männer befanden. Emma und Marie richteten für die Kinder der vier Familien eine Schule, Herr Campbell aber für alle Mitglieder derselben einen regelmäßigen Gottesdienst ein. Man hatte alle Ursache, mit den neuen Nachbarn zufrieden zu sein, denn diese waren fleißig und bescheiden, und stets bereit, einander gefällig und dienstfertig zu sein. Ehe der Herbst herannahte, waren Alle in ihren Häusern vollständig eingerichtet. Es wurden nun große gemeinschaftliche Jagdzüge unternommen, von denen man stets mit reicher Beute beladen zurückkehrte; Andere beschäftigten sich unterdeß mit der Fischerei in dem See, so daß, als der Spätherbst eintrat, hinreichende Vorräthe für den Winter da waren.

Obgleich Herr und Frau Campbell und der größte Theil der Familie vollkommen zufrieden und glücklich waren, und mit froher Zuversicht in die Zukunft blickten, so gab es doch vier Personen in ihrem Hause, die in beständiger Angst und Sorge lebten. Diese waren Alfred, Malachi, Martin und die Erdbeersplanze, welche, von dem Leben des jungen William unterrichtet, einen beständigen Kummer in ihrem Geheimnisse fanden, indem immer noch kein Schritt zu einer Auslösung des Knaben durch die zornige Schlange geschehen war. Kapitän Sinclair, welcher sich gewöhnlich zweimal in der Woche auf dem Gute befand, war eben so unzufrieden, daß Malachi und Alfred ihm keine besseren Nachrichten über den Stand der Sache geben konnten. Keiner wußte, was anzufangen war. Einen zweiten Winter vorübergehen zu lassen, ohne etwas für die Wiedererlangung des Knaben zu thun, schien ihnen eine zu große Verzögerung.

zung der Sache, und den Andern die Nachricht mitzutheilen, die am Ende eine bittere Enttäuschung herbeiführen konnte, schien unrathsam, denn der Indianer-Häuptling konnte auch den Knaben getödtet haben, und dann mußte die Nachricht den Schmerz des Vaters und der Mutter vermehren. Sie wollten die kaum geschlossene Wunde nicht wieder öffnen. Diese Frage wurde sehr oft von Alfred und Kapitän Sinclair erörtert; da unterbrach ein unerwartetes Ereigniß ihre Berathschlagungen über diesen Gegenstand.

Marie war eines Morgens auf einen Platz gegangen, den man den Cedernsumpf nannte, und der ungefähr eine halbe Meile vom Hause in der Nähe des Seeufers lag, um dort Wachholderbeeren zu sammeln. Eines von den kleinen Mädchen der neuen Ansiedler war mit ihr; als ein Korb voll war, sendete Marie das Mädchen mit demselben nach Hause, mit dem Befehl, sogleich wiederzukommen. Das Mädchen befolgte ihn; als es aber zum Cedernsumpfe zurück kam, war Marie nicht mehr zu sehen. Der Korb, den sie bei sich hatte, lag mit den ausgeschütteten Wachholderbeeren an dem Abhange des Hügel, der den Sumpf begrenzte. Das kleine Mädchen blieb fast eine Viertelstunde da, rief Marie mit Namen, und da es keine Antwort erhielt, sich fürchtete und dachte, es möchte sie ein wildes Thier angefallen haben, so lief es so geschwind, als es konnte, nach Hause, um Herrn Campbell von dem zu benachrichtigen, was sich zugetragen hatte. Martin und Alfred waren auf der Mühle; Malachi befand sich zum Glück auf dem Hofe, und die Erdbeerpflanze stand neben ihm. Als das kleine Mädchen ihnen die Schreckensbotschaft überbrachte, rief die Erdbeere mit bebender Stimme: „Die zornige Schlange!“

„Ja, Erdbeerpflanze, es ist so, ich habe keinen Zweifel,“ versetzte Malachi. „Jetzt nicht ein Wort mehr; ich dachte wohl, daß er etwas unternehmen würde; aber daß er dieses wagen würde,

glaubte ich nicht. Geh jetzt eiligst ins Haus und sage dem Herrn, daß ich nach dem Cedernsumpf laufen und so bald als möglich zurückkehren würde. Du folgst mir, sobald Du kannst, denn Deine Augen sind jünger als die meinen, und ich werde sie gebrauchen. Sage ihnen übrigens, daß sie niemand weiter nachsenden sollen; wenn wir das Unglück wieder gut machen wollen, so dürfen wir den Boden nicht vertreten, damit wir die Spur nicht verlieren."

Malachi raffte seine Flinte auf, untersuchte die Zündpfanne und ging auf den Sumpf zu, während die Erdbeere in das Haus trat, um dem Herrn und der Frau Campbell die Trauerbotschaft zu bringen. Nachdem sie Beide in großer Aufregung verlassen und das kleine Mädchen fortgeschickt hatte, um Alfred und Martin nach Hause zu rufen (denn John und Heinrich waren im Walde bei dem Vieh), ging die Erdbeersplanze hinab an den Cedernsumpf zu Malachi, welcher, auf seine Flinte gestützt, bei dem Korbe stand, in welchem die Wachholderbeeren gewesen waren.

"Nun, Erdbeere, wir müssen sie finden, wo sie auch seien, und wohin sie gegangen sein mögen," sagte Malachi in der Indianersprache.

"Hier," sagte die Erdbeere, indem sie auf eine Spur in dem kurzen Grase deutete, welche nur ein Indianer entdecken konnte.

"Ich sehe, Kind, ich sehe diese und noch zwei andere; aber weil wir jetzt hieraus nicht mehr sehen können, wollen wir der Spur folgen, bis wir auf einen Boden kommen, wo sich die Spur besser ausdrückt. Das ist ihr Fuß!" fuhr Malachi fort, nachdem er zwei oder drei Schritte weiter gegangen war. "Die Sohlen auf den Schuhen drücken sich schärfer aus als die Mokassins. Wir haben jetzt nichts weiteres mehr nöthig, und wenn die Andern kommen, so möchten sie uns verhindern, die Spur weiter aufzufinden."

„Hier wieder!“ sagte die Erdbeere, indem sie auf das dicke, dürre Gras zeigte.

„Ja, Du hast Recht,“ versetzte Malachi. „Laß uns nun noch der Spur bis auf den Hügel folgen, wo wir sie noch besser sehen werden.“

Unter sorgfamer und umständlicher Nachforschung fuhren Malachi und die Erdbeere fort, die kaum merkliche Spur zu verfolgen, bis sie ungefähr hundert Schritte von der Stelle, wo sie gestanden hatten, auf dem Hügel ankamen. Jetzt wurden aber die Schwierigkeiten größer, weil der Eindruck von Mariens Fuß, der leichter zu bemerken war, als die andern, und der ihnen bis jetzt als Führer gedient hatte, nun nicht mehr zu unterscheiden war, und es wahrscheinlich wurde, daß man sie vom Boden in die Höhe gehoben hatte. Daß sie von hier aus getragen worden war, beruhigte sie etwas. Als sie auf dem Hügel ankamen, konnten sie ganz deutlich die Eindrücke der Mokassins erkennen, und da sie genau die Breite und Länge dieser Eindrücke maßen, so gewahrten sie, daß es zwei verschiedene Leute waren. Sie verfolgten die Spur bis an den Wald, welcher ungefähr eine Viertelmeile von dem Sumpf entfernt war, und da sie jetzt Alfred und Martin rufen hörten, so antwortete Malachi, und Beide fanden sich alsobald bei ihnen ein.

„Was giebt's, Malachi?“ fragten die beiden jungen Männer. „Wo ist Marie?“

„Sie ist weggeschleppt, Herr, ich zweifle nicht,“ versetzte Malachi, „und zwar von der Schlange. Der Galgenschwengel hatte an dem einen Gefangenen nicht genug; er wollte zwei haben, um uns desto mehr abzupressen.“

Malachi erklärte nun, weshalb es gewiß sei, daß Marie fortgeschleppt worden wäre, und Martin pflichtete ihm ganz bei. Alfred

sagte hierauf: „Nun gut, bevor wir handeln, laßt uns überlegen, was dabei zu thun ist.“

„Recht,“ versetzte Malachi; „das Beste, was wir in diesem Augenblicke thun können, ist, daß ich und die Erdbeere der Spur folgen, um so viel als möglich nähere Nachricht einzuziehen, und daß wir dann eine Truppe bilden, um den Feind zu verfolgen. Lassen Sie uns nur eifrig der Spur folgen, und wir werden sie nicht verlieren, vorzüglich, wenn die Erdbeere mit uns ist, denn sie hat ein besseres Auge, als irgend ein Indianer, den ich kenne, sei es ein Mann oder ein Weib.“

„Gut, das ist Alles recht, Malachi; aber was soll ich thun, während Sie die Spur verfolgen?“

„Nun, Sie müssen die Truppe bilden, und sie zum Aufbruch bereit halten, daß Sie in drei Stunden, wenn es möglich ist, da sein können.“

„So will ich,“ fuhr Alfred fort, „in das Fort reiten, und Kapitän Sinclair mit einigen Soldaten herbeiholen.“

„Es giebt einige gute Jäger unter ihnen,“ sagte Malachi; „diese werden uns treffliche Dienste leisten. Jedenfalls müssen wir eine größere Macht als die Indianer haben; und diese belaufen sich mit ihrem Häuptlinge auf sechs oder sieben. Nun sind Sie, Martin und ich, das sind drei; Kapitän Sinclair und vier Soldaten machen acht. Das ist hinreichend, mehr als hinreichend, um das Gesindel zu überwältigen. Herr Heinrich und John müssen zurückbleiben, denn sie werden, bevor wir abgehen, nicht nach Hause kommen. Dies thut mir leid; ich hätte lieber gesehen, daß sie bei uns wären.“

„Wer kann helfen?“ versetzte Alfred. „Nun gut, Martin und ich wollen mit einander zurückgehen, und wenn es möglich ist, werde ich mit Kapitän Sinclair in zwei Stunden zurückkommen.“



„Sobald es ihnen möglich ist, Herr! Und Martin wird Alles vorbereiten, was wir zu unserer Reise nöthig haben, damit wir nicht ohne Noth Gebrauch von unsern Flinten machen müssen.“

Alfred eilte fort, und Martin, welchem Malachi noch einige Aufträge gab, folgte nach. Malachi und die Erdbeere verfolgten unterdeß die Spur weiter. Diese führte länger als eine Stunde durch das größte Dickicht des Waldes, bis sie an einen Platz kamen, wo ein Feuer gebrannt hatte und der Boden zusammengetreten war. Es war augenscheinlich, daß der Trupp hier einige Zeit gerastet hatte.

„Hier war das Lager der ganzen Bande,“ sagte Malachi, als er sich umschaute.

Die Erdbeere, welche den Boden unausgesetzt betrachtete, rief:

„Hier ist ihr Fuß wieder!“

„Ja, ja, es ist ganz klar, daß zwei Männer sie hierher geschleppt haben, wo die andern auf sie warteten, und daß der ganze Trupp dann von hier aufgebrochen ist. Nun müssen wir trachten, die neue Spur zu finden, denn ich zweifle nicht, daß sie gedachten, uns irre zu führen.“

Die Erdbeere zeigte nun auf eine Spur nahe der Stelle, wo das Feuer war, und sagte:

„Der Mokassin einer Frau.“

„Recht! So ist sie also mit ihr; um so besser!“ versetzte Malachi; „wenn es dieselbe ist, die wir vom Untergange gerettet haben, so wird sie uns schon nützlich werden.“

## 10. Die Verfolgung.

Alfred war in größter Eil nach Hause gelaufen und hatte sein Pferd gesattelt. Vor seinem Abgange nach dem Fort hatte er noch eine kurze Unterredung mit seinem Vater und seiner Mutter, in welcher er ihnen eröffnete, daß Marie geraubt worden sei, und daß Malachi und Martin der Meinung seien, die zornige Schlange sei mit im Spiele.

„Was kann die Ursache sein?“ fragte Emma weinend.

„Wahrscheinlich um Pulver und Blei zu bekommen, wenn er sie wieder bringt,“ versetzte Alfred; „aber es ist keineswegs zu befürchten, daß sie übel behandelt wird, denn hierzu ist keine Ursache vorhanden, und es ist wohlbekannt, daß ein Indianer das weibliche Geschlecht immer achtet. Doch, da kommt mein Pferd.“

„Wohin willst Du, Alfred?“ fragte Frau Campbell in der größten Aufregung.

„Ich reite nach dem Fort, um Beistand zu erhalten, bringe Kapitän Sinclair mit, und dann verfolgen wir die Feinde so schnell, als wir können, Mutter. Martin wird bis zu meiner Zurückkunft Alles vorbereiten. Malachi und die Erdbeere verfolgen indessen die Spur; doch es ist keine Zeit mehr zu verlieren, ich sollte schon wieder zurück sein.“

Alfred schwang sich auf das Pferd, welches Martin vor die Thür gebracht hatte, und sprengte fort.

Man kann sich denken, in welcher Traurigkeit Herr und Frau Campbell sich befanden; dies hinderte sie indessen nicht, den wartenden Martin mit Allem zu versehen, was er forderte, namentlich mit gesalzenem Fleisch, Branntwein, Pulver, Blei und dergleichen.

Nach etwa zwei Stunden sah man Alfred in größter Eil heransprengen. Er war vom Kapitän Sinclair begleitet, und jeder von ihnen hatte noch einen Mann hinter sich auf dem Pferde.

„Hier kommen sie!“ sagte Martin; „sie haben hohe Zeit, das ist gewiß.“

„Armer Kapitän Sinclair! Was muß er leiden! Ich bedaure ihn!“ sagte Frau Campbell.

„Er muß dessenungeachtet suchen, ruhig zu sein,“ bemerkte Martin, „oder er macht sich mehr Kummer, als es gut ist.“

Alfred und Kapitän Sinclair stiegen ab; sie hatten zwei Soldaten mitgebracht, die im Walde gut zu gebrauchen und treffliche Schützen waren, und zwei andre gute Schützen befanden sich bereits auf der Ansiedelung. Nach einer eiligen Unterredung von einigen Minuten, in denen Alfred seine Eltern bat, während seiner langen Abwesenheit den Muth und die Hoffnung nicht zu verlieren, umarmte er seine Mutter, während der Vater dem Kapitän Sinclair traurig die Hand drückte und ihm glücklichen Erfolg wünschte. Darauf machten sich die sieben Männer, alle wohl bewaffnet, auf den Weg, um sich an Malachi und die Erdbeere anzuschließen.

Malachi und die Erdbeere waren während der Zeit nicht müßig gewesen. Letztere war noch nach Hause gelaufen und hatte einen Bogen und Pfeile geholt, und nachdem Beide dann länger als eine Stunde den Fußstritten durch den Wald nachgegangen waren, kamen sie an ein kleines Flüsschen, welches den Wald durchschneidet. Hier war die Spur nicht weiter zu verfolgen, denn man gewahrte sie nicht mehr auf der andern Seite des Flusses. Malachi vermuthete daher, daß die Indianer, um ihre Spur zu verbergen, in dem Fluß eine Strecke entweder auf- oder abwärts gegangen seien, ehe sie das andere Ufer erstiegen; als es nun aber an der Zeit war, daß Alfred und die Andern ankommen mußten, ging Malachi wieder auf

den Platz, wo Alfred und Martin ihn verlassen hatten, und ließ die Erdbeere zurück, um an dem Flüsschen hinzugehen und die Spur auf der andern Seite aufzufinden. Sobald sich die Truppe bei ihm eingefunden hatte, ging er mit derselben nach dem Orte zurück, wo er die Erdbeere verlassen hatte.

Sie warteten hier einige Zeit, denn die Erdbeere war noch nicht zu sehen, und benutzten diese Gelegenheit, um die Nahrungsmittel und den Schießbedarf unter sich zu vertheilen. Dergleichen Kapitän Sinclair, wie man sich wohl denken kann, sehr ergriffen war, so entwickelte er doch eine große Thätigkeit im Anordnen, und bewies, daß er ungeachtet seines zerrissenen Herzens den Kopf nicht verloren habe. Der Marsch wurde durch ihn und Malachi geordnet, und als Alles vorbereitet war, wartete man mit Ungeduld auf die Erdbeere. Endlich kam sie und brachte die Nachricht, daß sie ohngefähr eine Meile stromaufwärts die Spur wieder entdeckt habe, worauf sie unverzüglich aufbrachen. Man war überein gekommen, auf dem ganzen Marsche tiefes Stillschweigen zu beobachten. Nachdem die neuentdeckte Spur ungefähr eine halbe Meile verfolgt worden war, kam man an einen lichten Platz des Waldes, auf welchem das Gras ganz kurz und dürr war. Jetzt war man von neuem in Ungewißheit, und nach einer Nachforschung von einer halben Stunde hatte man noch nichts entdecken können, als Alle durch ein leises Pfeifen der Erdbeere, welche bis an den Fluß zurückgekehrt war, zurückgerufen wurden.

„Sie sind wieder zurückgegangen,“ sagte die Erdbeere, indem sie auf die vorigen Fußtritte zeigte, „ich sehe die Spuren der Mokassins auf dem Wege doppelt.“

„Richtig!“ sagte Malachi nach einer kurzen Untersuchung. „Nun denn, Erdbeere, suche nach, wo sie die alte Spur wieder verlassen haben. Ich habe Ihnen gesagt,“ fuhr Malachi gegen Alfred fort,

„daß uns die Erdbeere sehr nützlich sein würde; sie hat ein Auge wie ein Falke.“

Es war noch nicht ganz eine halbe Stunde verlaufen, seit sie den Ort entdeckten, auf welchem die Indianer, um die Verfolger irre zu führen, auf ihre Spur zurückgegangen waren; sie brachen daher wieder auf und verfolgten dieselbe unter Leitung der Erdbeere vorsichtig, bis diese stehen blieb, Malachi einen abgebrochenen Zweig an einem Busche zeigte, und in der Indianersprache zu ihm redete.

„Richtig; laß nun sehen was sich weiter ereignet!“ In wenigen Minuten zeigte die Erdbeere wieder auf einen anderen Zweig.

„Das ist Alles recht,“ sagte Malachi, „ich sagte ja, daß sie uns helfen würde, wenn es möglich ist, und sie kann es. Das indianische Weib,“ fuhr Malachi gegen Sinclair gewendet fort, „das indianische Weib, welches vor zwei Jahren durch die Familie Campbell gerettet wurde, befindet sich ohne Zweifel bei den Räubern. Sie ist uns gewogen, und hat, wie sie sehen, überall auf die Gefahr hin, von den Indianern bemerkt zu werden, dünne Zweige abgebrochen, welche uns als Führer dienen sollen. Nun, wenn sie fortgefahren hat, dieses zu thun, so brauchen wir nicht in Unruhe zu sein.“

Sie verfolgten ihren Weg durch den Wald bis gegen Sonnenuntergang, und begaben sich erst zur Ruhe, als sie nicht mehr sehen konnten. Sie hatten ohngefähr drei Meilen von der Niederlassung an zurückgelegt, und schlugen nun unter einen großen Baum ihr Nachtlager auf. Das Wetter war warm, und sie machten deshalb kein Feuer an. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch aßen sie schnell und verfolgten die Spur weiter. Sie war noch ganz deutlich, und wie früher waren gelegentlich Zweige abgebrochen. An diesem Tage legten sie eine Strecke von fünf Meilen zurück, und

am Abend kamen sie an das Ufer eines ungefähr drei Meilen langen und eine Meile breiten Sees, an dessen Ufer die Spur verschwand.

„Hier müssen sie zu Wasser weiter gegangen sein,“ sagte Alfred; „aber welche Mittel hatten sie, um überzusetzen?“

„Das müssen wir vor Allem zu entdecken suchen,“ versetzte Malachi; „denn sonst werden wir die Spur nie wieder finden. Vielleicht gelingt uns das morgen früh; heut ist es zu dunkel, und wir könnten mehr verderben, als gut machen, wenn wir jetzt am Ufer nachspüren wollten. Wir müssen also die Nacht hier zubringen. Da ist ein hoher Felsen, welcher sich nicht weit vom Gestade befindet; wir thun wohl, wenn wir uns hinter denselben begeben, weil wir da ein Feuer machen können, ohne von den Indianern bemerkt zu werden, im Falle sie sich auf dem entgegengesetzten Ufer befinden sollten. In dieser Nacht müssen wir, wenn es möglich ist, alle unsere Provision in Bereitschaft setzen, denn wir können uns darauf verlassen, daß wir diesen Tag weiter gekommen sind, als sie mit der jungen Dame; und wenn wir die Spur wiederfinden, so werden wir bald bei ihnen sein.“

„Gott gebe, daß es wahr wird!“ rief Kapitän Sinclair aus; „der Gedanke an das, was die arme Marie ausstehen muß, könnte mich zur Raserei treiben.“

„Ja, Herr, sie wird fürchterlich leiden, ich zweifle nicht,“ versetzte Malachi. „Doch die Indianer werden sie nicht übel behandeln, verlassen Sie sich darauf.“

## II. Dankbarkeit.

Sobald die Gesellschaft bei dem Felsen, auf welchen Malachi gezeigt hatte, angekommen war, wurde Brennholz gesammelt, und in wenig Minuten hatte die Erdbeere ein Feuer angezündet. Da man kein Kochgeschirr bei sich hatte, so wurde das Schweinefleisch in dünne Stücke geschnitten und auf kleine Stäbe gesteckt, bis es hinlänglich geröstet war. Dann wurde es wieder, bis auf den Theil, welchen man für heute essen wollte, in verschiedene Bündel zusammen gepackt. Als das Mahl beendet war und Alle um die Asche des Feuers herumsaßen und sich von den verschiedenen Arten, die Indianer zu überfallen, unterhielten, sprang Martin plötzlich auf, machte sich mit seiner Flinte fertig und schlug an.

„Was giebt's?“ fragte Alfred leise; aber Martin legte zum Zeichen, daß er schweigen solle, seinen Finger auf den Mund.

„Es kommt Jemand; er ist schon hinter diesem dicken Baum,“ sagte Martin, „ich sehe seinen Kopf noch, aber es ist zu dunkel, um zu erkennen, wer es sein mag.“

Als Martin dieses sagte, wurde ein leises, eigenthümliches Pfeifen gehört, worauf die Erdbeere eilig mit ihrer Hand die Flinte Martin's abwendete und sagte:

„Es ist John!“

„John? Unmöglich!“ sagte Alfred.

„Er ist's,“ versetzte die Erdbeere. „Ich kenne dieses Pfeifen wohl; ich werde ihn holen; es hat keine Gefahr.“

Die Erdbeere verließ die Gesellschaft und ging nach dem Baume hin, indem sie leise John beim Namen rief, und wenige Sekunden nachher kam sie, denselben an der Hand führend, zurück. Ohne ein Wort zu sagen, stellte sich der Knabe ruhig an das Feuer.

„Ei, John, woher kommst Du?“ rief Alfred.

„Ich folgte Eurer Spur,“ versetzte John.

„Wann gingst Du vom Hause weg?“

„Gestern, als ich zurückkam,“ antwortete John.

„Weiß Dein Vater und Deine Mutter, daß Du nachkommen wolltest,“ fragte Kapitän Sinclair.

„Ich traf unterwegs einen der neuen Ansiedler, und sagte ihm, er möchte die Eltern von meinem Vorhaben in Kenntniß setzen,“ antwortete John. „Habt Ihr etwas zu essen?“

John hatte zwei Tage lang keine Nahrung zu sich genommen, und fiel daher mit Heißhunger über die Lebensmittel her. Als er mit seinem Abendessen fertig war, legten sich Alle zur Ruhe, bis auf einen, der Wache hielt, damit sie nicht überfallen würden. Mit Tagesanbruch frühstückten sie und gingen dann an das Ufer zu der Stelle hinab, an der sie die Spur verlassen hatten. Nach einer langen Nachforschung rief Malachi die Erdbeere herbei, zeigte ihr eine Stelle am Ufer, und forderte sie auf, hinzusehen. Diese that es und bemerkte endlich, daß dort die Spur eines Kanoes zu sehen war, welche sich bei dem Landen desselben in dem Boden abgedrückt hatte.

„Ich dachte es,“ sagte Malachi; „sie hatten ihr Kanoe bei der Hand und sind über den See gefahren. Nun müssen wir den See umgehen und die Spur von Neuem auffuchen; das wird uns zwar einen halben Tag aufhalten, aber es ist nicht zu ändern.“

Sie umgingen nun den See, indem sie die Ufer sorgsam untersuchten, bis sie auf der andern Seite ankamen. Gegen Mittag waren sie bis zu der Stelle gelangt, welche dem Felsen, hinter welchem sie in der vergangenen Nacht ihr Feuer angemacht hatten, gegenüber lag, ohne eine Spur entdeckt zu haben.



„Sie sind nicht in grader Linie übergefahren,“ sagte Kapitän Sinclair, „das ist augenscheinlich. Wir müssen nun noch mehr nordwärts suchen.“

Sie thaten dies und entdeckten endlich, daß das Kanoe an der Nordspitze des Sees angefahren war. Der Ort der Landung war deutlich zu bemerken, und eine kurze Strecke darauf konnten sie wahrnehmen, daß das Kanoe fortgeschleift worden war. Der Tag war bereits weit vorgerückt, und daher wurde die Frage erhoben, ob man sogleich die Spur verfolgen, oder erst das Kanoe auffuchen sollte, weil dies bei der Rückkehr nützlich sein konnte. Es wurde beschlossen, zunächst das Kanoe aufzufuchen. Dies geschah erst nach Verlauf von zwei Stunden, wo man es in einem Gebüsch, ohngefähr eine Meile vom See entfernt, versteckt fand. Dann wurde die Spur noch eine Meile weit verfolgt. Die Zweige waren wir zuvor umgebogen oder gebrochen, was eine große Hülfe gewährte, da die Nacht schon eingetreten war. Als sie einen kleinen Hügel erreichten, schlugen sie ihr Nachtlager unter den Bäumen auf, und begaben sich zur Ruhe.

Mit Anbruch des Tages machten sie sich wieder auf den Weg. Nach einem Marsche von zwei Stunden ging die Spur über eine schmale Wiese, wo sie nur mit großer Mühe verfolgt werden konnte; indessen fanden sie auf der entgegengesetzten Seite die Spur wieder, und da die Zweige noch häufiger gebrochen und gebogen waren, so kamen sie schnell vorwärts. Während dieser Tage hatte Martin mit dem Bogen, welchen die Erdbeere mitgenommen hatte, zwei Truthähne erlegt. Dies war eine große Aushülfe, da sie nur auf sieben bis acht Tage mit Lebensmitteln versehen waren, während das Ziel ihrer Reise noch immer nicht vorauszufehen war.

Nicht lange vor der Abenddämmerung vernahm das leise Gehör der Erdbeere ein dumpfes Geräusch, wie das eines schwerathmenden

Menschen. Sie zeigte mit dem Finger auf ein Gebüsch; die Andern nahten sich vorsichtig, und fanden auf der andern Seite desselben ein indianisches Weib, heftig blutend, auf dem Boden liegen. Als sie dasselbe aufhoben, erkannten sie das indianische Weib wieder, welches sie schon einmal gerettet und dem sie den Fuß eingerichtet hatten. Die Unglückliche war ohne Zweifel von den Indianern bemerkt worden, als sie, um ihnen die Spur zu verrathen, die Zweige abbrach. Die Untersuchung ergab, daß sie mit einem Tomahawk eine starke Wunde am Kopfe erhalten hatte; der Schlag war jedoch glücklicherweise seitwärts abgewichen und nicht in den Schädel eingedrungen. Sie war ohne Besinnung, denn sie hatte schon sehr viel Blut verloren. Sie stillten sogleich das Blut, legten der Frau eine Binde von Leinwand um, und gossen ihr etwas Wasser in den Mund. Unterdeß war es dunkel geworden, so daß es unmöglich war, diese Nacht noch weiter zu kommen. Die Erdbeere ging in den Wald, um einige Kräuter zu suchen, mit welchen sie die Wunde verband, und als sie es der Indianerin so bequem als möglich gemacht hatten, legten sie sich zur Ruhe. Nun erst sagte Malachi zu Alfred:

„Ohne Zweifel haben die Indianer entdeckt, daß diese Frau uns die Spur bezeichnete, ihr darauf einen Schlag mit den Tomahawk versetzt und sie für todt liegen lassen. Ich denke, daß die Wunde, obwohl sie ziemlich tief ist, doch nicht gefährlich sein wird; die Erdbeere ist auch dieser Meinung. Dies wird sich indessen morgen entscheiden, und wenn die Arme nicht zu schwach ist, so wird sie uns schon gute Dienste leisten; denn wir müssen nun vorwärts eilen, so viel wir nur können.“

Als sie am Morgen erwachten, fanden sie die Erdbeere bei der Indianerin sitzen, welche nun wieder bei Besinnung und völlig gefaßt, aber noch sehr schwach und erschöpft war. Malachi und Martin gingen zu ihr und hatten in Zwischenräumen eine lange Unter-

redung mit ihr. Malachi hatte mit seiner Vermuthung Recht gehabt. Die zornige Schlange hatte gesehen, wie sie einen Zweig einbog, und sie mit seinem Tomahawk zu Boden geschlagen. Sie erhielten von ihr die weitere Nachricht, daß die zornige Schlange die Absicht gehabt habe, sich noch eines andern Gefangenen zu bemächtigen, um bei der Auslösung möglichst viel Pulver, Blei und Waffen zu erhalten, und daß er deßhalb das Mädchen geraubt habe. Die sämtlichen erwachsenen Krieger seiner Horde, sechs an der Zahl, befänden sich bei ihm; schon nach einigen Tagen hätte Marie wegen heftiger Schmerzen an den Füßen nicht weiter gehen können; seitdem habe man sie tragen müssen. Uebrigens werde sie von den Indianern gut und achtungsvoll behandelt. Sie fügte hinzu, daß die Indianer nicht auf dem geraden Weg nach Hause gehen, sondern einen Umweg von sechs bis sieben Tagereisen machen wollten, um nicht von einigen andern Stämmen, welche auf dem geraden Weg wohnten, gesehen und verrathen zu werden. Endlich erzählte sie, daß sie die Zweige deßhalb umgebrochen habe, weil sie von Herrn und Frau Campbell so gütig gepflegt worden sei, als man sie mit dem verrenkten Fuße im Walde gefunden habe, daß William sich wohl befunden habe, als sie ihn in den Hütten zurückgelassen, und daß die zornige Schlange gesonnen sei, wenn er nicht eine beträchtliche Menge Pulver, Blei und mehrere Flinten für ihn erhielte den Knaben an Kindesstatt anzunehmen, weil er ihm wirklich geneigt sei. Auf die Frage, ob der Knabe munter und fröhlich sei, antwortete sie, daß er es anfangs nicht gewesen, daß er jetzt aber beinahe ein ganzer Indianer geworden sei, daß es ihm selten erlaubt werde, die Hütten zu verlassen, und nie anders, als in Begleitung der zornigen Schlange. Hinsichtlich der Entfernung der Hütten sagte sie, daß es auf geradem Weg noch sieben Tagereisen seien, daß aber die Horde mit der Gefangenen nicht unter fünfzehn

Tagen daselbst anlangen würde, da sie mit jedem Tage von der langen Reise ermüdeten würden. Nachdem man diese Nachrichten erhalten, wurde eine Berathung gepflogen, in welcher zuerst Malachi sich folgendermaßen aussprach:

„Meine Meinung ist diese. Wir können nichts Besseres thun, als so lange hier zu bleiben, bis die Frau sich so weit wieder erholt hat, daß sie mit uns gehen und uns den geraden Weg nach ihrer Wohnung zeigen kann. In zwei oder drei Tagen wird sie wahrscheinlich kräftig genug sein, um mit uns gehen zu können; dann werden wir den geraden Weg einschlagen, und doch noch vor den Indianern ankommen. Die Kenntniß der Gegend und der Pfade wird uns in den Stand setzen, ihnen einen Hinterhalt zu legen, und so das Mädchen, ohne große Gefahr für uns, zu befreien. Es wird ihnen nicht einfallen, daß sie in unsere Hände gerathen, weil sie sich einbilden werden, daß die Frau todt ist, und allerdings ist ein Schlag mit dem Tomahawk fast immer tödtlich.“

Nach einer langen Berathung wurde der Vorschlag Malachis gut geheissen und dem indianischen Weibe mitgetheilt. Da sie nicht in Furcht zu sein brauchten, daß die Indianer ihre Spur entdecken könnten, gingen Martin und Alfred auf die Jagd aus, um die ganze Reisegesellschaft mit Lebensmitteln zu versorgen, während die Andern aus Baumzweigen eine geräumige Hütte bauten. Gegen Abend kamen Alfred und Martin mit einem schönen Rehbock zurück. Es wurde ein Feuer angeschürt, und Alles machte sich nun ans Kochen und Essen. Das indianische Weib forderte auch etwas zu essen, und ihre Herstellung war daher nicht mehr zweifelhaft.

Zu ihrer Freude bemerkten Malachi und die Erdbeere schon am andern Tage, daß die Indianerin sich schnell erholt, und am fünften Tage erklärte diese, daß sie nun im Stande sei, mit ihnen zu gehen, wenn sie langsam marschiren wollten. Man kam daher über-

ein, daß man am nächsten Morgen aufbrechen wolle, und so geschah es. Nachdem Alle ihre Vorräthe von gefalzenem Fleisch zu sich genommen hatten, um sich nicht unterwegs aufhalten oder von den Flinten Gebrauch machen zu müssen, machten sie sich mit Sonnenaufgang auf den Weg. Sie folgten jetzt nicht mehr der Spur der Indianer, sondern schlugen, von dem Weibe geleitet, den Weg in gerader Richtung zu den Wohnungen der Horde der zornigen Schlange ein.

#### 12. Erster Kampf.

Ungeachtet der Ermüdung der Indianerin, welche den Kopf verbunden hatte und wegen des großen Blutverlustes sehr schwach war, machten sie doch eine ziemliche Tagereise, und hielten dann wieder an. So setzten sie ihren Weg bis zum sechsten Tage fort, als ihnen Nachts, indem sie sich wieder lagerten, die Indianerin sagte, daß sie jetzt nur noch drei oder vier Meilen von den Wohnungen seien, welche sie suchten. Es wurde nun Rath gehalten, was weiter zu thun sei, und endlich kam man überein, daß die Indianerin sie an einen, den Wohnungen nahen Platz führen solle, wo sie sich verbergen könnten, und daß, wenn sie dort angekommen seien, diese Frau und Malachi auskundschaften sollten, ob der Häuptling mit seiner Horde und der Gefangenen schon zurück sei oder nicht. Die Nacht wurde in großer Unruhe und von den Meisten schlaflos zugebracht, so ängstlich sahen sie dem Morgen entgegen. Lange vor Tagesanbruch brachen sie wieder auf, gingen mit Vorsicht weiter, und wurden von der Indianerin in ein dichtes Gebüsch geführt, welches nur hundert und fünfzig Schritte von den Wohnungen entfernt war, und





Erster Kampf.





sie vor jeder Entdeckung sicherte. Gleich darauf krochen Malachi und die indianische Frau auf allen Vieren fort, und waren in dem Gebüsch bald nicht mehr zu sehen; sie näherten sich den Hütten so viel wie möglich, um besser lauschen zu können. Während der Zeit richteten die Uebrigen ihre Augen auf die Hütten, um zu beobachten, wer herauskommen würde; denn der Tag wollte gerade anbrechen, als sie in ihrem Versteck angekommen waren.

Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde gewartet hatten, sahen sie einen indianischen Knaben aus der Hütte kommen. Er war mit einem indianischen Rock aus Hirschhaut bekleidet, und hatte Bogen und Pfeil in seiner Hand. Eine Adlerfeder war als Zeichen, daß er der Sohn eines Häuptlings sei, im Haar über dem Ohr befestigt.

„Das ist mein Bruder William,“ sagte John mit leiser Stimme.

„William!“ versetzte Alfred, „ist es möglich?“

„Ja,“ lispelte die Erdbeere, „es ist William; aber spricht nicht so laut.“

„Nun, den haben sie zu einem ganzen Indianer gemacht,“ sagte Alfred; „wir werden jetzt einen schlechten Eindruck auf ihn machen.“

William — denn er war es — sah sich einige Zeit rund um. Endlich flog eine Krähe über seinen Kopf; er spannte seinen Bogen, und streckte mit seinem Pfeil den Vogel tod zu seinen Füßen.

„Ein Hauptschüß!“ sagte Kapitän Sinclair. „Der Junge hat auf alle Fälle etwas gelernt. Das kannst Du nicht, John.“

„Nein,“ antwortete dieser; „aber er kann auch nicht mit der Klinge so umgehen, wie ich.“

Sie warteten noch eine Weile; dann kam eine indianische Frau und ein alter Mann heraus, und ungefähr eine Viertelstunde später kamen noch drei Weiber und ein Indianer von ungefähr zwanzig Jahren.

„Ich denke, die haben wir nun ganz in unserer Gewalt,“ sagte Martin.

„Ja, ich denke auch so,“ versetzte Kapitän Sinclair.

„Ich wünschte, Malachi käme nun wieder zurück; denn ich glaube nicht, daß er mehr auskundschaften wird, als wir selbst sehen.“

Eine halbe Stunde später kamen Malachi und die Indianerin zurück. Sie hatten sich in dem Gebüsch den Wohnungen bis auf fünfzig Schritte genähert; weiter gingen sie nicht, indem sie befürchteten, daß, wie die Indianerin sagte, die beiden Hunde, die sich in den Hütten befänden, Lärm machen möchten. Die Frau erklärte darauf, daß nach ihrer Ueberzeugung die Truppe noch nicht nach Hause gekommen sei, und sie hielten nun eine Berathung über ihr weiteres Benehmen. Die Indianer waren nicht stark; den alten Mann, den Jüngling von zwanzig Jahren und die vier Weiber hätten sie leicht gefangen nehmen und sich ihrer versichern können. Doch war die Frage, ob es auch räthlich sei, indem hierbei leicht Jemand entwischen, den abwesenden Trupp von dem Geschehenen in Kenntniß setzen und ihn veranlassen konnte, mit Marie nicht nach den Hütten zurückzukehren.

Diese Frage wurde zwischen Malachi, dem Kapitän Sinclair und Alfred leise verhandelt. Endlich unterbrach sie John und sagte: „Sie gehen auf die Jagd, der alte und der junge Indianer und William; sie haben Alle ihre Bogen und Pfeile.“

„Der Junge hat Recht,“ sagte Malachi. „Nun gut, ich betrachte dies als eine Entscheidung unserer Frage; wir können die Männer gefangen nehmen, ohne daß die Weiber etwas davon gewahr werden. Sie werden sie vor Abend nicht zurück erwarten, und wenn sie auch dann nicht zurückkommen, so werden sie darüber weder erstaunt, noch unruhig sein. Wir thun daher besser, wenn wir sie weggehen lassen und ihnen folgen, Wenn wir uns dersel-

ben versichert haben, dann können wir entscheiden, was mit den Frauen geschehen soll.“

Dies wurde genehmigt, und Malachi eröffnete nun der Indianerin ihr Vorhaben. Sie pflichtete demselben bei, sagte aber, indem sie auf den alten Indianer zeigte: „Der alte Rabe ist sehr verschnüht; Sie müssen vorsichtig sein.“

Sie blieben nun noch eine Viertelstunde in ihrem Versteck, bis die zwei Indianer und William den offenen Platz vor den Hütten überschritten und den Wald erreicht hatten. Dann folgten sie ihnen in gerader Richtung; Malachi und John gingen voraus, Martin und Alfred folgten ihnen, und die Uebrigen gingen in einiger Entfernung hinter diesen Beiden. Auf diese Art setzten sie ihren Weg länger als eine halbe Stunde fort, als ein Rudel Hirsche vor Malachi und John vorbeirannte. Sie hielten sogleich an und verbargen sich; Martin und Alfred, welche es bemerkten, thaten dasselbe, und so auch, auf die Bemerkung der Erdbeere, die Uebrigen. Kaum hatten sie dieses gethan, so folgte ein Stück Wild, welches von einem Pfeile getroffen war, dem Rudel nach, und nach einigen Säzen fiel es nieder. Einige Minuten später erschienen die Jäger, und blieben bei dem sterbenden Thiere stehen. Nachdem sie etwas mit einander gesprochen hatten, ergriffen sie ihre Messer, um es abzustreifen. Während sie hiermit beschäftigt waren, krochen Malachi und John von einer Seite, Alfred und Martin von einer andern, und die Uebrigen von einer dritten Seite leise auf sie zu; aber um sie gänzlich zu umringen, war es nöthig, daß einige sich ihnen auch durch einen Umweg auf der vierten Seite näherten. Kapitän Sinclair befahl daher zwei Soldaten, so still als möglich an den angewiesenen Platz zu schleichen und zu warten, bis das Zeichen gegeben würde.

Während so die Truppe den Indianern immer näher und näher kam, schien der alte Rabe plötzlich unruhig zu werden, sah sich rings

um und legte sich auf einmal mit dem Ohr auf die Erde. Als er dies that, standen Alle still und wagten kaum zu athmen.

„Die Indianerin sagt, daß der alte Rabe Verdacht geschöpft hat und überzeugt ist, daß sich Jemand im Walde nähert; sie glaubt daher, daß es besser sei, wenn sie zu ihm ginge,“ sagte die Erdbeere zu Kapitän Sinclair.

„Laß sie gehen,“ entgegnete dieser; „das kann uns nur nützlich sein.“

Die Indianerin stand auf und ging in gerader Richtung auf die Indianer zu, welche sich bei ihrer Annäherung sogleich umwandten. Sie sprach mit ihnen und es schien, daß sie ihnen von der Zurückkunft der Truppe erzählte. Auf diese Weise beschäftigte sie die Aufmerksamkeit des alten Raben, bis er mit seinen Begleitern ganz umzingelt war. Dann fielen Martin und alle Uebrigen, zu gleicher Zeit auffpringend, über sie her. Nach einer kurzen und vergeblichen Gegenwehr hatten sie sich ihrer bemächtigt; doch konnte man es nicht verhindern, daß der junge Indianer einen Soldaten durch einen Messerstich verwundete. Die Riemen waren bereit, die Indianer wurden gebunden und auf Anordnung Malachis auch William, der, so lange er nicht gebunden war, zu entfliehen versuchte. Sobald man sich der Gefangenen versichert hatte, bereiteten Martin und zwei Soldaten das Wild zu einer Mahlzeit, während die Erdbeere und die indianische Frau Brennholz sammelten. Indessen standen Kapitän Sinclair, Alfred, Malachi und John bei den Gefangenen, und richteten ihre Aufmerksamkeit auf William, welchen sie zu binden genöthigt waren, damit er ihnen nicht entwische. Er war nun fast zwei Jahre bei den Indianern in den Wäldern, ohne das Angesicht eines weißen Mannes gesehen zu haben, und schien alle Erinnerungen an sein früheres Leben verloren zu haben. Auf die

Fragen Alfreds antwortete er nicht; auch schien er ihn gar nicht zu verstehen.

„Lassen Sie mich es versuchen,“ sagte Malachi; „ich will Indianisch mit ihm sprechen, er hat vielleicht seine Muttersprache vergessen. Es ist bewundernswürdig, wie bald wir in den Stand der Natur zurückkehren, wenn wir einmal in den Wäldern sind.“

Malachi sprach nun mit William in indianischer Sprache. Der Knabe hörte einige Zeit zu; endlich antwortete er in derselben Sprache.

„Er will seinen Todtengesang singen; er meint, er sei der Sohn eines Kriegers und wolle muthvoll sterben.“

„Wie der Junge verändert ist,“ sagte Kapitän Sinclair; „ist es möglich, daß eine so kurze Zeit eine solche Verwandlung herbeiführen kann?“

Malachi rief jetzt die Erdbeere herbei, und sagte ihr, daß sie mit William von seiner Heimath, von seiner Mutter und von andern, seine früheren Verhältnisse betreffenden Gegenständen sprechen solle. Sogleich setzte sich diese zu dem Knaben, und sprach mit ihm indianisch von seinem Vater, seiner Mutter, von seinen Schwestern, und wie er von den Indianern gefangen genommen wurde, als er auf der Jagd war, wie seine Mutter ihn beweinte, und wie Alle seinen Verlust noch jetzt beklagten. Dann ging sie in einem leisen, freundlichen Tone von einem auf das andere über, was sein voriges Leben auf der Ansiedlung betraf, und es war augenscheinlich, daß er sehr aufmerksam zuhörte. Die Erdbeere hatte ihn länger als eine Stunde unterhalten, als Alfred sich mit den Worten an ihn wandte: „William, kennst Du mich denn nicht?“

„Ja,“ versetzte der Knabe in englischer Sprache; „ich kenne Dich: Du bist mein Bruder Alfred.“

„So ist's recht,“ sagte Malachi; „so muß man fortfahren, bis dem Jungen seine Gedanken wieder kommen. Die Erdbeere wird sie ihm schon nach und nach beibringen.“

Es wurde jetzt eine neue Berathung gehalten, und auf Malachis Vorschlag beschlossen, in das frühere Versteck in der Nähe der Hütten zurückzukehren und dort die Rückkehr der zornigen Schlange abzuwarten, die nach der Versicherung des indianischen Weibes noch an demselben Tage erfolgen mußte.

### 13. Der Ueberfall.

Ungefähr eine Stunde vor der Dämmerung kamen sie in ihren Schlupfwinkeln an. Sie hatten die Vorsicht gebraucht, die beiden gefangenen Indianer zu knebeln, damit sie nicht durch einen Ruf ihre Gefangennehmung verrathen könnten. Williams Hände und Füße waren, da man seiner noch nicht ganz gewiß war, gleichfalls gebunden; doch wurde er mit jedem Augenblick ruhiger, und fing bereits an, mit John etwas zu sprechen.

Sie hatten sich kaum fünf Minuten lang in dem dichten Tan-nengebüsch verborgen, als sie im Holz auf der anderen Seite der Wohnungen einen entfernten Ruf vernahmen.

„Jetzt werden sie kommen,“ sagte Martin; „das ist ihr Signal.“

Eins der indianischen Weiber bei den Hütten erwiederte den Ruf.

Eine halbe Stunde später sah man die zornige Schlange mit ihrer Horde aus dem Walde herauskommen, und bemerkte, daß vier Indianer eine Tragbahre aus Baumstämmen trugen.



„Sie konnte nicht mehr gehen,“ sagte Malachi zu Kapitän Sinclair, „und wird von den Indianern getragen. Ich sagte Ihnen ja, daß sie nicht hart behandelt werden würde.“

Die Indianer hatten bald den offenen Platz überschritten, und standen an einer Hütte still. Marie wurde herabgehoben, und man sah sie mit Anstrengung in die Hütte gehen, in welche ihr zwei indianische Weiber folgten.

Nach einem kurzen Gespräche zwischen der zornigen Schlange und den zwei Weibern begab sich der Häuptling mit seiner Bande in eine andere Hütte.

„Gut, gut,“ bemerkte Malachi; „sie haben sie unter Aufsicht zweier Frauen in einer Hütte allein gelassen, und so wird keine Gefahr für sie zu befürchten sein, wenn wir den Feind angreifen. Das muß jedenfalls bald geschehen und ehe es dunkel wird, damit sie uns nicht entweichen.“

„Wir wollen es sogleich thun,“ sagte Kapitän Sinclair.

„Nein, nicht sogleich, Kapitän. Wir haben noch länger als eine Stunde Tag, und können also immer noch eine Stunde warten. Diese Zeit haben sie zum Essen nöthig; dann werden sie sich, erfreut über den gelungenen Raub, schlafen legen, wie die Indianer gewöhnlich thun. In einer Stunde werden wir sie am besten überfallen.“

„Sie haben recht, Malachi,“ versetzte Alfred; „Sinclair, Sie müssen Ihre Ungebuld zügeln.“

„Ich muß, ich weiß es,“ versetzte Kapitän Sinclair; „aber es wird eine langweilige Stunde für mich sein. Lassen Sie uns unsere Anstalten treffen; wir haben es mit sechs Feinden zu thun.“

„Und nur mit zwei Flinten,“ sagte Alfred. „Der Sieg ist uns gewiß.“



„Wir müssen erst sehen,“ sagte Martin, „ob alle in einer Hütte bleiben, oder ob sie sich vertheilen, und müssen demnach verfahren. Wer wird bei den Gefangenen bleiben?“

„Ich nicht,“ sagte John in einem bestimmten Ton.

„Du mußt, John, wenn es beschlossen wird,“ sagte Alfred.

„Es ist besser, wenn wir es nicht thun,“ versetzte Malachi. „Sobald der Junge das Krachen unserer Flinten hört, wird er seine Gefangenen verlassen, um sich uns anzuschließen, das weiß ich gewiß. Nein, Herr, wir können die Erdbeere bei den Gefangenen lassen. Ich will ihr mein Jagdmesser geben; das ist hinreichend.“

Sie beobachteten noch eine halbe Stunde die Hütten, bis Alles ruhig schien und niemand mehr herauskam. Nachdem sie darauf die Zündpfannen ihrer Flinten untersucht hatten, wurde Jedem sein Platz in der Weise angewiesen, daß sie die Hütten ganz einschlossen und sich zugleich gegenseitig unterstützen konnten. John wurde angewiesen, auf Marie recht Acht zu haben und zu verhüten, daß die Frauen nicht mit derselben aus der Hütte, in welcher sie sich befand, entwichen. John vollzog diesen Auftrag, welcher ihm von Wichtigkeit schien, obwohl man ihn nur aus dem Grunde hierzu ausersehen hatte, damit er keiner Gefahr ausgesetzt werde. Als man der Erdbeere die Aufsicht über die Gefangenen übertragen hatte, und diese mit gezogenem Jagdmesser bei ihnen stand, bereit, den geringsten Versuch zur Entweichung zu vereiteln, schlich der ganze Trupp auf dem Pfade, den Malachi und die Indianerin gegangen waren, leise vorwärts den Hütten zu. Sobald sie angekommen waren, warteten sie einige Minuten, während welcher Malachi umherblickte. Als sie sahen, daß Malachi aufsprang, thaten Alle dasselbe; Jeder eilte auf seinen Platz und näherte sich dann der Hütte, in welcher die zornige Schlange mit sei-

nen Gefellen lag. Die Indianer schienen zu schlafen, denn Alles blieb ruhig.

„Laßt uns erst Marie an einen sichern Ort bringen,“ sagte Kapitän Sinclair leise.

„So thun Sie es,“ sagte Alfred; „sie wird Sie lieber sehen, als uns.“

Kapitän Sinclair eilte zu der Hütte, in welche Marie gebracht worden war, und öffnete die Thüre. Marie stieß, sobald sie ihn erkannte, vor Freude einen lauten Schrei aus, erhob sich von dem Lager, auf welches sie niedergesunken war, und fiel ihm um den Hals. Der Kapitän schloß sie in seine Arme und wollte sie aus der Hütte tragen, als eine Indianerin ihn beim Rock erfaßte; aber John, welcher in demselben Augenblick eintrat, stieß ihr den Gewehrkolben ins Gesicht, so daß sie sich eiligst zurückzog. Kapitän Sinclair trug nun Marie auf seinen Armen in das Gebüsch, in welchem die Erdbeere bei den Gefangenen Wache hielt.

Maries Ruf hatte die Indianer, welche wegen ihrer Ermüdung in einem tiefen Schlafe lagen, aufgeweckt; aber noch immer wurde in ihrer Hütte keine Bewegung wahrgenommen. Während Malachi und Alfred sich besprachen, ob sie eindringen sollten oder nicht, fiel ein Schuß aus der Hütte, welcher den nächst Alfred stehenden Soldaten am Arme streifte. Ein zweiter Schuß folgte, und Martin erhielt eine Kugel in die Schulter. Jetzt stürzte die zornige Schlange mit seiner Horde heraus; der Häuptling schwang seinen Tomahawk, während die andern Indianer Martin und Alfred, welche nächst der Thür standen, angriffen. Malachi richtete seine Flinte auf die Brust der zornigen Schlange, und schoß ihm die ganze Ladung durch den Leib. Die andern Indianer wehrten sich verzweifelt, aber da sie von allen Seiten eingeschlossen waren, wurden sie bald überwältigt.

Wölkergemälde.

8

Nur zwei derselben blieben am Leben, und diese waren schwer verwundet; die andern lagen todt auf der Erde.

„Das war ein böser Mann,“ sagte Malachi, indem er auf den Körper des Häuptlings trat; „doch jetzt wird er kein Unheil mehr anrichten.“

„Sind Sie schwer verwundet, Martin?“ fragte Alfred.

„Nein, Herr, nicht schwer; die Kugel ist zwar durch die Schulter gegangen, hat aber zum Glück keinen Knochen berührt. Ich will zur Erdbeere gehen und mich verbinden lassen.“

Die zwei Weiber, welche mit Marie in einer Hütte gewesen waren, blieben in derselben, vor Johns Flinte sich fürchtend, zurück; die andern zwei aber waren während des Handgemenges in den Wald entsprungen. Dies war von geringer Bedeutung, und bald sagte man auch den andern, daß sie gehen könnten, wohin sie wollten. Sobald sie dies von Malachi vernommen hatten, folgten sie dem Beispiele ihrer Gefährtinnen. John und die Soldaten suchten unterdeß alle Waffen, welche sie in den Hütten finden konnten, und verbrannten sie, und Malachi und Alfred gingen in das Gebüsch, wohin Kapitän Sinclair Marie gebracht hatte. Alfred umarmte seine Cousine, welche durch die plötzlichen Uebergänge von der Furcht zur Freude fast überwältigt war. Unter allen Ereignissen verursachte ihr das Wiedererscheinen Williams, das ihr wie eine Auferstehung von den Todten erschien, die größte Aufregung. Alfred war in Berathung mit Malachi, als sie aus den Hütten eine Flamme emporsteigen sahen. Martin war, sobald seine Wunde verbunden war, zurückgekehrt und hatte sie angezündet.

„Das ist recht,“ sagte Malachi; „wir werden so einen Beweis unseres Sieges hier lassen, als Warnung für die anderen Indianer.“

„Aber was wird aus den Weibern werden?“ fragte Alfred.

„Diese werden sich an einen andern Stamm anschließen und die Geschichte erzählen; es ist gut, wenn sie dies thun.“

„Und was beginnen wir mit unsern Gefangenen?“

„Die lassen wir nach und nach frei, denn wir haben nichts von ihnen zu fürchten. Aber wir lassen sie erst nach einem Marsche von zwei bis drei Tagen los, damit sie nicht irgend eine andere Horde, mit der sie vielleicht in Verbindung stehen, herbeiholen können.“

„Und die verwundeten Indianer?“ fuhr Alfred fort.

„Müssen wir der Borsehung überlassen, Herr; wir können ihnen nicht helfen. Wir werden ihnen Nahrung und Wasser hier lassen; die Weiber werden zurückkommen, sie finden, und wenn sie noch am Leben sind, sie pflegen, wenn sie aber todt sind, sie begraben. Doch hier kommt John mit einigen Bärenhäuten, welche er für Marie gerettet hat. Das war vernünftig von dem Jungen. Sobald das Feuer niedergebrannt ist, wollen wir unser Lager auf die offene Stelle verlegen und eine Wache für diese Nacht aufstellen; morgen früh aber wollen wir mit Gottes Hülfe unseren Rückweg antreten. Wir werden dem Vater und der Mutter eine große Freude bereiten, und je eher dies geschieht, desto besser; denn sie werden über unser langes Ausbleiben untröstlich sein.“

Ehe man sich zur Ruhe begab, mußte man die zornige Schlange und die andern getödteten Indianer begraben. Dann wurde eine Mahlzeit bereitet, und auf dem Platz, wo die indianischen Hütten gestanden hatten, ein Lager aufgeschlagen. Die ganze Gesellschaft befand sich indeß in solcher Aufregung, daß, ungeachtet der Anstrengungen der vorigen Tage, keiner schlafen konnte.

## 14. Die Rückkehr.

Bevor der Tag grante, waren die beiden verwundeten Indianer gestorben, und wurden sogleich neben dem Häuptlinge begraben. Alfred und Malachi hatten beschlossen, ohne Zeitverlust die Rückreise anzutreten, wenn es nämlich möglich sein würde, Marie zu transportiren. Dies hatte einige Schwierigkeiten, denn auf zwei Männer war nicht sehr zu rechnen, den verwundeten Soldaten nämlich und Martin, der untauglich zu jedem Dienst war. Die Indianerin war mit vier Flinten hinlänglich beladen, mit den beiden nämlich, die man den Indianern abgenommen hatte, und denen der beiden Verwundeten, welche gegenwärtig nicht im Stande waren, auch nur das Geringste zu tragen. Es waren also nur noch sechs dienstfähige Männer da; denn John konnte zum Tragen nicht gebraucht werden, und übrigens war er auch bestimmt, über William zu wachen. Dazu kam, daß man noch zwei Gefangene zu beaufsichtigen hatte, und man befand sich deshalb in einiger Verlegenheit. Malachi schlug indessen vor, aus Aesten eine Tragbahre zu machen, und diese an einer Stange zu befestigen, so daß sie von zwei Männern getragen werden konnte. Marie war gerade nicht schwer, und wenn man sich wechselseitig ablöste, so konnte man hoffen, jeden Tag einige Meilen zurückzulegen, bis Marie im Stande sein würde, zu gehen. Alfred willigte ein, und mit Sonnenaufgang ging er mit Malachi in den Wald, um Aeste abzubauen. Bei ihrer Zurückkunft fanden sie die Truppe schon munter; Marie fühlte wenig oder gar keine Schmerzen mehr, und nahm ihr Frühstück von den ihr vorgesetzten Nahrungsmitteln, welche nur spärlich vertheilt werden konnten. Als Alle gegessen hatten, legten sie Marie auf die Tragbahre, und begannen ihren Marsch, indem sie die Gefangenen in die Mitte

nahmen; denn es schien ihnen nicht räthlich, diese jetzt schon loszulassen. Am ersten Tage konnten sie nur einige Meilen zurücklegen, denn sie mußten gegen Mittag auf längere Zeit anhalten, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Die Truppe wurde unter einem großen Baum, welcher als gutes Merkzeichen diente, unter der Aufsicht des Kapitäns zurückgelassen, indessen Malachi und Alfred auf die Jagd ausgingen. Als diese bei eintretender Nacht mit einem Hirsch, welchen sie erlegt hatten, zurückkamen, berichtete ihnen die Indianerin, die Indianerin habe ihr erzählt, daß ohngefähr zwei Meilen südwärts ein Fluß sei, welcher in einen großen See münde, und daß an den Ufern desselben zwei Kanoes in einem Gebüsche verborgen seien; der Fluß sei breit und fließe schnell; auf demselben würden sie bald in den See gelangen, und auf diesem könnten sie mit den Kanoes bis an die Niederlassung fahren. Dies erschien der Beachtung werth, weil man auf diesem Wege viel Zeit ersparen, Marie aber sich während der Fahrt vollständig erholen konnte. Man beschloß daher, den Fluß und die Kanoes aufzusuchen, welche, wie die Indianerin versicherte, groß genug seien, um Alle aufzunehmen.

Am nächsten Morgen machten sie sich, von der Indianerin geführt, auf den Weg, und kamen Nachmittags am Ufer des Flusses an. Sie fanden die Kanoes groß genug und in gutem Stande, zogen sie ins Wasser, und setzten ihre Einschiffung auf den folgenden Tag fest; dann gingen sie aus, um noch mehr Nahrungsmittel für ihren Unterhalt während der Fahrt herbeizuschaffen. Alfred, Malachi und John zogen zu diesem Ende zusammen aus. William war jetzt schon so ruhig und zufrieden geworden und so gern in Mariens Nähe, daß es schien, als sei er aus seinem indianischen Traume erwacht, und alle seine vorigen Verhältnisse seien ihm wieder gegenwärtig. Es war daher nicht länger nothwendig, ihn zu bewachen; auch ging er nicht von Mariens Seite, und begann bereits, Fragen

zu thun, welche bewiesen, daß er Vieles, was er während seines Aufenthalts bei den Indianern vergessen hatte, wieder in sein Gedächtniß zurückrief.

Die Jäger machten eine gute Jagd, und kehrten mit so viel Wild zurück, daß sie auf vier bis fünf Tage versehen waren. Am folgenden Morgen ließen sie die Gefangenen in dem Walde zurück, bezeichneten ihnen die Gegend gegen Norden als die, wohin sie gehen sollten, entfesselten sie und setzten sie in Freiheit. Hierauf stiegen sie in die Kanoes, und fuhren schnell den Strom hinab.

Der Fluß, auf welchem sie sich eingeschifft hatten, war damals den Europäern noch wenig bekannt; er heißt jetzt die Themse, und ist ein schöner, schnellfließender Strom. Sie schifften drei Tage fort, indem sie Nachts ausstiegen, um zu schlafen und ihre Nahrung zuzubereiten. Am vierten Tage waren sie genöthigt, längere Zeit anzuhalten, um sich mehr Nahrungsmittel zu verschaffen. Sie waren glücklich, und am nächsten Tage liefen sie in den See ein. Marie war nun vollkommen wiederhergestellt und fand Vergnügen an der Reise. Die Gegend war in voller Pracht; die Bäume am Ufer wiegten ihre Aeste in dem Wasser; doch schien das Land unbesohnt zu sein, denn sie begegneten keinen Indianern und sahen auch keine Hütte derselben am Ufer. Zuweilen verschreckten sie die Hirsche, welche zur Tränke an den Strom herabkamen. Als sie einst um eine Landzunge fuhren, kamen sie an einem Rudel Hirsche vorbei, welche quer über den Strom schwammen, und erlegten so viele derselben, daß sie hoffen konnten, bis zu ihrer Ankunft auf der Niederlassung genug zu haben.

William war jetzt schon ganz erfreut, dem Indianerleben wieder entzogen zu sein, und schien ängstlich die Wiedervereinigung mit seinem Vater und seiner Mutter zu erwarten, nach welchen er un-

ausspörlieh fragte. Er schien sein Englisch wieder gelernt zu haben; aber obwohl er Alles verstand, was gesprochen wurde, so wurde ihm das Sprechen doch so schwer, daß er sich anfangs nur mühsam ausdrückte. Das Wetter war so schön und der See so ruhig, daß sie eine schnelle Fahrt machten, obgleich sie mehrmals während der Nacht anhielten. Ihre einzige Beschwerde waren die Moskitos, welche gleich Wolken über sie herfielen, wenn sie landeten, und nur durch große Feuer und dichten Rauch zu vertreiben waren. Aber dieses Ungemach wurde in der Freude über die Befreiung der Gefangenen und über den glücklichen Erfolg der Unternehmung nicht beachtet. Vielmehr dankten Alle Gott von Herzen, und Niemand mehr als Marie und Kapitän Sinclair, welcher nie von ihrer Seite wich.

Am sechsten Tage wurden sie durch den Anblick des Forts, welches sie in der Ferne liegen sahen, erfreut. Obgleich ihre Wohnung wegen des dazwischen liegenden Waldes nicht gesehen werden konnte, so wußten sie doch, daß sie nur noch zwei Meilen von derselben entfernt seien. In weniger als zwei Stunden gelangten sie an die Prairie und landeten an dem Orte, an welchem ihre Barke angebunden war. Herr und Frau Campbell hatten die Kanoes nicht bemerkt; denn so ängstlich sie auch jeden Tag die Rückkehr ihrer Kinder erwarteten, so war doch alle ihre Aufmerksamkeit nach der Landseite gerichtet, und sie ahnten nicht, daß sie zu Wasser zurückkommen würden. Sie standen vor den Pallisaden; Heinrich trat eben aus dem Hause, und rief, nach dem Wasser hinblickend: „Vater! Mutter! Da sind sie! Da kommen sie!“

Herr und Frau Campbell wandten sich um, eilten den Kommenden entgegen und schlossen Marie in ihre Arme. William hatte sich auf Anrathen der Uebrigen anfangs noch verbergen müssen, weil man fürchtete, daß sein plötzliches Erscheinen die Eltern, die ihn seit zwei Jahren für verloren hielten, zu sehr erschüttern würde. Erst als



man diese allmählich vorbereitet hatte, holte man den Knaben herbei; aber seine Erscheinung wirkte doch so mächtig, namentlich auf seine Mutter ein, daß diese ihren Gefühlen fast unterlag. Sie bedeckte das theure Kind, das sie so lange als todt beweint hatte, mit ihren Küffen und ihren Thränen, und führte ihn dann in die Arme seines Vaters, der ihn unter Freudenthränen umarmte. Bei dem Abendessen erzählte Alfred, auf welche Weise es ihnen gelungen wäre, die beiden Gefangenen zu befreien; Marie aber berichtete von den einzelnen Umständen ihrer Gefangennehmung und von den Leiden, die sie auf dem Marsche hatte ausstehen müssen. Vor dem Schlafengehen brachte Herr Campbell in dem Abendgebet dem Allmächtigen seinen Dank für die wunderbare Errettung seiner geliebten Kinder dar.

### 15. S c h l u ß.

Am nächsten Tage erwachten Alle gesund und wohlbehalten. Martin war der Einzige, der noch an seiner Wunde zu leiden hatte; nachdem diese aber durch Herrn Campbell verbunden worden war, hörten die Schmerzen auf. Kapitän Sinclair begab sich in das Fort, um dem Kommandanten den glücklichen Ausgang der Unternehmung zu melden, kehrte jedoch schon nach zwei Tagen auf die Ansiedelung zurück. Da auch Marie sich von den Anstrengungen ihrer Gefangenschaft vollständig erholt hatte, so bewegte sich Alles wieder in dem früheren Geleise und die Geschäfte nahmen ihren gewohnten Gang.



In der That schien jetzt der ganzen Familie zu ihrem Glücke nichts mehr nothwendig. Die Auswanderer, welche sich auf der Campbellschen Besizung angesiedelt hatten, waren fleißige, höfliche und sehr dienstfertige Leute; sie bezeugten Herrn Campbell und seiner ganzen Familie die größte Achtung und unterstützten sie aus allen ihren Kräften; die Arbeit war, obschon das Gut sich sehr vergrößert hatte, für die vielen Hände, über die man gebieten konnte, nur leicht, und der Ertrag mehrte sich mit jedem Jahre: kurz, Freude und Ueberfluß herrschten in der Ansiedelung.

Da brachte ein Brief aus England plötzlich eine gänzliche Umgestaltung in die Verhältnisse der Familie. Herr Campbell wurde durch denselben benachrichtigt, daß ihm durch den Tod eines entfernten Verwandten ein bedeutendes Gut in der Nähe von London zugefallen wäre. Er versammelte sogleich seine ganze Familie, und sagte, nachdem er ihnen den Inhalt des Schreibens mitgetheilt hatte: „Ihr wißt, wie glücklich ich mich jetzt hier fühle, seitdem mir meine lieben Kinder wiedergegeben sind, und es ist sehr zweifelhaft, ob ich auf dem Gute in der Nähe der Hauptstadt glücklicher sein werde. In Rücksicht auf Euch jedoch, meine lieben Kinder, freue ich mich auf die Rückkehr nach England, denn ich fühle es wohl, wie große Opfer Ihr mir gebracht habt, als Ihr mir in diese Wildniß folgtet. Laßt uns sogleich Anstalten zur Rückreise treffen.“

„Ich gehe nicht mit,“ rief John; „Ihr wollt mich dort wieder in die Schule schicken! Nein, nein, kein Schulmeister soll mich wieder aushauen; ich bin ein Jäger und will hier bleiben.“

Keiner der Anwesenden konnte sich enthalten, über diese Aeußerung des Knaben zu lächeln. Es war allerdings klar, daß John für jede Schulzucht sehr ungeeignet war. Herr Campbell beruhigte ihn daher mit dem Worten: „Du sollst nicht wieder in die Schule

gehen, mein Sohn, und da Du bereits ein so tüchtiger Jäger bist, so habe ich auch nichts dagegen, wenn Du bei Deinem Handwerk bleibst. In der That," fuhr er fort, indem er sich an seine Frau wandte, „scheint es mir zweckmäßig, den Knaben unter Malachis und Martins Aufsicht hier zu lassen. Er wird hier glücklich sein, und ein unabhängiger, wohlhabender Mann werden.“

Während die Vorbereitungen zur Abreise getroffen wurden, übertrug Herr Campbell Martin und dem alten Malachi die Verwaltung seines Guts und die Sorge für John. Einen Monat nach dem Empfang des Briefs schiffte sich die ganze Familie, mit Ausnahme Johns, auf zwei Fahrzeugen ein, begleitet von Kapitän Sinclair, der seinen Abschied genommen hatte, um hinfort in der Nähe der Campbell'schen Familie zu leben. In Quebec mietheten sie ein schönes und sicheres Schiff für die Ueberfahrt nach England, und sechs Wochen später befanden sie sich in Liverpool, von wo sie sich mit der Post nach ihrem Gute begaben.

Hiermit ist unsere Erzählung beendet. Wir müssen aber unseren Lesern noch kurz mittheilen, was sich weiter mit der Familie zutrug.

Heinrich blieb bei seinen Eltern, und unterstützte sie bei der Verwaltung des Guts, das ihm nach ihrem Tode zufiel. Alfred ging als Lieutenant wieder zu See, zeichnete sich in mehreren Schlachten aus, und heirathete, nachdem er seinen Abschied genommen, seine Cousine Emma. Marie vermählte sich bald nach ihrer Ankunft in England mit dem Kapitän Sinclair, der sich in der Nachbarschaft des Herrn Campbell ein Gut kaufte. William besuchte das Gymnasium und die Universität, wo er sich zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten ausbildete. John blieb in Canada, wo er zu einem geschickten Jäger und fleißigen Landwirth heranwuchs. Malachi wurde so alt, daß er in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr auf die Jagd

gehen konnte; er setzte sich im Winter an das Feuer, und wärmte sich im Sommer vor der Thür des Hauses in der Sonne. Martin blieb der treue Gefährte Johns bei seinen Jagdzügen.

Herr und Frau Campbell erreichten ein hohes Alter, wurden, so lange sie lebten, allgemein verehrt, und bei ihrem Tode von Allen, die sie gekannt hatten, beweint. Sie hatten alle Wechselfälle des Schicksals erfahren, bei jedem Ereigniß ihres Lebens aber eine so ehrenwerthe Gestinnung bewährt, daß sie im Glück nie übermüthig wurden, im Unglück nie verzagten.

151

## VI.

### Eine Jagd auf entlaufene Neger.

1.

Die Sonne verschwand hinter den Hügeln, und die Neger, welche unser Gepäck trugen, warfen ihre Last von sich, als wollten sie Halt machen. Wir waren an den Punkt gekommen, wo sich zwei Bäche zu dem Marsuinenflusse, einem der klarsten und breitesten der Insel Bourbon, vereinigen. Vor uns erhob sich eine Mauer von vulkanischen Bergen, aus deren Mitte dichte Rauchsäulen emporstiegen; hinter uns glänzte zwischen üppig bewaldeten Hügeln das Meer wie ein schöner Spiegel hervor.

„Wenn Sie's zufrieden sind, meine Herren,“ sagte der Doktor, „so gehen wir heute nicht weiter und bleiben, ehe wir uns in die kalten Gegenden der Insel wagen, diese Nacht noch im Thale. Es fragt sich nur, ob wir hier herum ein passendes Lager finden.“

„Das lassen Sie meine Sorge sein,“ antwortete unser Führer; „ich weiß hier in der Nähe eine schöne Grotte, die ich schon oft besucht habe. Wenn ich mich recht besinne, so führt dieser Weg dahin.“

Bei diesen Worten verschwand er mit seinem Hunde im Gebüsch. Der Doktor nahm mit Hast eine Botanisirbüchse vom Rücken eines Schwarzen, öffnete sie und beschaute mit Entzücken die reiche Beute, die er auf seiner Wanderung gemacht hatte. Eben fing er

an, sich in einer schönen Rede über die merkwürdigen Pflanzen der Insel zu ergehen, als ein Flintenschuß uns aufschreckte. Wir stürzten Alle nach der Gegend zu, in der wir den Schuß gehört hatten, drangen durch das Gehölz, und befanden uns plötzlich am Rande eines jähen Abgrundes. Gegenüber sahen wir unsern Führer, der seine Flinte abwischte und seinem Hunde pfiß.

„Seid Ihr angegriffen worden, Morig?“ schrie ihm der Doktor zu.

„Hat nichts zu bedeuten,“ antwortete der Kreole. „Ehe ich in die Höhle ging, wollte ich mich versichern, daß sie nicht besetzt sei. Mein Hund witterte etwas und bellte; ich lud meine Flinte und drückte los. In demselben Augenblick ließ sich ein entlaufener Neger an den Lianen dort in die Schlucht hinunter. Kommen Sie nur, meine Herren; jetzt stört uns niemand mehr. So weit mein Schuß gehört worden ist, wissen nun die Landstreicher, daß Weiße hier sind, und sie werden sich nicht blicken lassen.“

Der Eingang der Höhle war durch Schlingpflanzen völlig verdeckt, so daß man glauben mußte, eine mit Grün bewachsene Felsenwand vor sich zu haben. Wir machten es uns bequem auf dem weichen Moose; dabei war ich aber in einiger Sorge, weil ich fürchtete, der Kreole könnte den flüchtigen Neger verwundet oder vielleicht gar getödtet haben.

„Ich habe blind geschossen,“ beruhigte mich Morig, „denn ich wollte ihn und seines Gleichen nur aus der Nähe haben. Der Bursche findet schon eine andere Stätte, die ihm vielleicht nicht so lieb ist, als diese hier, aber für einen Neger immer noch gut genug ist.“

„Ein prächtiges Lager!“ sagte der Doktor vergnügt; „durch welchen glücklichen Zufall habt Ihr diese Grotte entdeckt?“

„D,“ antwortete Morig, „welcher Kreole hätte sie auf seinen Treibjagden nicht gesehen, welcher Pflanzler auf der Insel nicht von

der Malgassen-Grotte sprechen hören? Aber doch giebt's nur Wenige, welche wissen, warum sie so heißt. Das ist eine merkwürdige Geschichte."

"Ihr könnt sie uns doch erzählen, Moriz?" fuhr der Doktor fort.

Die Führer werden, so gesprächig sie auf dem Marsche sind, an den Kastorten immer schweigsam, und es bedurfte einer Manilla-Cigarre und mancher begütigenden Worte, um Moriz zum Reden zu bringen. Endlich begann er folgendermaßen:

"Ich bin nie gereist, meine Herren, und weiß also nicht, ob sich in andern Ländern die Dinge auch so rasch verändern, wie hier. Aber soviel kann ich versichern, daß, seitdem ich auf der Welt bin, unsere Insel viel Neues erlebt hat. Man macht so viel Land urbar, daß wir bald kein Wasser mehr in unseren Flüssen haben werden, und wir Kreolen, deren größter Reichtum ein Garten und ein Maisfeld ist, werden ein ganz anderes Leben anfangen müssen. Denken Sie sich, ganze Wälder hat man niedergeschlagen, weite Strecken des besten Jagdreviers verkauft, auf allen Hochebenen Dörfer gebaut! Am Ende, glaub' ich, werden wir noch den Boden umgraben sollen. Aber wir sind Weiße, eben so gut, als die größten Pflanzler, und die Schaufel gebührt nur den Schwarzen. So war's von jeher."

"Dazu kommt nun noch, daß die Arme zu fehlen anfangen; denn der Sklavenhandel ist fast zu Grunde gerichtet. Schon hat sich der mächtigste König von Madagascar geweigert, seine Unterthanen ferner ausführen zu lassen, und der Gouverneur hat ihm vierzigtausend Piafter jährlich zusagen müssen, damit er es noch ferner zuließe. Früher hatten wir hier Ueberfluß an Sklaven; da hatten wir Zambanen, schöne Neger, nur ein wenig schwer zu bändigen, Kaffern, die lieber Kühe weiden, als das Land bebauen, und den Branntwein gründlich kennen, Mozambiquen, tüchtige Ru-



derer mit Affengesichtern. Da jeder dieser Stämme seine eigene Geschicklichkeit hatte, so konnte man sich, wenn man verständig wählte, für alle Bedürfnisse versorgen.“

„Am wohlsten fühlten sich bei uns die Malgassen, weil sie hier die Heerden ihrer Ebenen und die Bäume ihrer Wälder wiederfanden. Daher hatten wir auch keine Mühe, sie zu zähmen; aber sehen Sie, meine Herren, der Neger ist von Natur faul, und der Mensch, der einmal die Arbeit scheut . . .“

„Wird sich eher alle Entbehrungen gefallen lassen, als seine Neigung zur Trägheit überwinden,“ sagte ich und schaute den Kreolen scharf an.

„Ja, mein Herr, mein Vater hat mir das oft gesagt, wenn wir an den Mündungen angelten. Sehen Sie hier diese Kalebasse von seiner Arbeit; einen schöneren Flaschenkürbiß finden Sie auf der ganzen Insel nicht. Einen vollen Monat brauchte er dazu, um sie so künstlich zu verzieren. Als er sie das erste Mal gebrauchte (es ist schon lange her, aber ich erinnere mich dessen noch, als wäre es gestern gewesen), waren wir auf der Ziegenjagd an der Küste. Wie wir nun vom Gebirge herabstiegen, sahen wir in weiter Ferne auf der hohen See einen weißen Punkt. „Ich wette,“ sagte mein Vater, ihn genau und lange betrachtend, „das ist die „Diana,“ welche neue Sklaven bringt. Keine andere Goelette kann im Süden landen, und wenn der Wind sie nicht hindert, so liegt sie heut Abend in der Bucht von Pinto vor Anker.“

„Währenddeß war ein kleines Kriegsschiff, das hinter einem Vorgebirge zu unserer Linken lag, ausgelaufen. Es lief ungefähr zwanzig Minuten in der Richtung der Goelette, dann aber — mochte es dieselbe aus dem Gesichte verloren haben oder sich nur so stellen — wandte es sich um und verschwand. Als bald rückte auch der weiße Punkt näher, und wir konnten deutlich die „Diana“ unterscheiden,

die auf Pinto zusegelte. Als der Abend kam, hatten die bei der Landung interessirten Pflanzer auf einem Felsen der Bai ein Feuer angezündet, das zum Leuchthurm dienen sollte."

"Die Ankunft eines Sklavenschiffes war immer ein wichtiges Ereigniß für die ganze Insel, und Alles lief an die Küste, um die neuen Neger zu sehen. Mein Vater war nicht reich, und gewöhnlich bekümmerte er sich um die angekommenen Sklaven wenig. Damals aber hatte er eine kleine Erbschaft gemacht und kam auf die Idee, sich einen Schwarzen zu kaufen, dem er das Zimmermannshandwerk lehren wollte, das er selbst von Zeit zu Zeit übte. Wie alle unsere Kreolen, konnte er ein Holzhaus bauen und einen Stamm aushöhlen. Die ersten Kolonisten, die sich hier niederließen, mußten das wohl lernen. Sie waren anfangs Soldaten in den Garnisonen von Madagaskar gewesen, dann Freibeuter geworden, und hatten sich endlich, als ihr Geschäft zur See gefährlich wurde, auf Isle de Bourbon festgesetzt. Später, nachdem sie eine Regierung gebildet und die Besitzungen feste Grenzen bekommen hatten, verkaufte man Land an diejenigen, welche Geld hatten. Diese kauften sich Sklaven, machten große Strecken urbar und verdrängten unsere alten Familien, die die wahren Herren der Insel waren. Zu ihnen gehörte auch mein Vater. „Moris," sagte er zu mir, als die „Diana" in der Bai Anker geworfen hatte, „komm mit, wenn Du nicht zu müde von der Jagd bist. Es muß eine gute Anzahl von Schwarzen angekommen sein; ein Neger von mittlerer Stärke, der noch nicht eingearbeitet ist, kann nicht mehr kosten, als ein Maulesel in Frankreich. Ich lehre ihn mein Handwerk, er wird ein guter Zimmermann, wir vermietthen ihn dann zu einem oder zwei Piaster täglich; endlich kauft er sich los; ich gebe Dir die Summe zu Deiner Einrichtung, und wenn Du sparsam bist, so wirst Du einst ein Planzer, wie irgend einer auf Isle de Bourbon."

„Ich zweifelte keinen Augenblick, daß dies Alles so eintreffen müßte, und das Herz pochte mir, als ich beim Scheine der Schiffslaterne die Goelette, umgeben von Rähnen, erblickte. Aus diesem leichten Fahrzeuge, das auf dem Wasser tanzte und bei dem leisesten Wind hin und her schwankte, kamen mehr Schwarze heraus, als ich je für möglich gehalten hätte. Sie waren aber auch immer zu zweien an einander gelegt worden, damit sie sämmtlich im Schiffsraum untergebracht werden konnten. Sie scheinen mir alle mehr oder weniger krank, was auch natürlich war, da sie während der ganzen Ueberfahrt in feuchter und dumpfiger Luft gesteckt hatten. Als sie einige Zeit in der frischen Abendluft saßen, erholten sie sich allmählich, bis auf wenige, die, wie Fische außer dem Wasser, langsam abstarben. Der Kapitän schwor, sie stürben rein aus Troß, denn es giebt wirklich Neger, die dessen fähig sind. Nachdem die Sklaven verkauft waren, wurde der Schiffsraum gereinigt, die nöthige Provison an Bord genommen, und am folgenden Morgen war keine Spur mehr von der Ladung zu sehen. Der Kreuzer, der an der Küste aufspassen sollte, setzte sich schon mit Tagesanbruch in Bewegung, aber die Goelette war bereits an dem Punkte, wo wir sie am Tage vorher zuerst sahen, und ist gewiß ungestört nach Afrika gekommen.“

„Die Schwarzen nun konnten sich glücklich schätzen, von der afrikanischen Küste auf unsere schöne Insel versetzt worden zu sein. Ueberdies waren es meist Kriegsgefangene, die sonst von den Siegern aufgefressen worden wären. Die Sklaven aus Madagaskar aber wären mit Wurfspeissen getödtet worden, denn dies ist die Art, wie man sich dort der Gefangenen entledigt, die man nicht verkaufen kann. War es nun nicht besser für sie, in Frieden Zuckerrohr und Kaffee bauen zu können? Aber dennoch hielt es sehr schwer, ihnen dies begreiflich zu machen. Einige von ihnen liefen, als sie

Völkergemälde.

kaum ans Land gesetzt waren, geradezu ins Gebirge, und wurden nach einigen Tagen halbtodt vor Hunger im Gehölz gefunden oder lagen im Grunde einer Schlucht, in die sie sich gestürzt hatten, um nicht gefast zu werden. Andere kauerten unter einem Baume, die Augen nach dem Meere gerichtet, wiesen jede Nahrung von sich, und kümmernten sich weder um Drohungen, noch um Schläge. Allmählich ermatteten sie, versielen in Zittern und starben aus Sehnsucht nach einem Lande, in welchem ihnen der Tod gewiß war. Es mußte wohl schmerzlich für uns sein, kräftige Männer und Weiber so vor unseren Augen verwelken zu sehen, ehe sie ihren Herren, die sie so theuer erkauft, einen Pfennig eingebracht hatten.“

„Wir hatten einen Malgassen gekauft, der von diesem dummen Heimweh nicht ergriffen schien. Es war ein flinker, thätiger Bursche, der seine Art mit einer großen Gewandtheit führte. Wir behandelten ihn gut, denn bei den Malgassen richtet man mit großer Strenge nichts aus. Wenn er Stämme zu Rähnen aushöhlte, die wir dann nach Sainte-Pierre verkauften, sah ich ihn zu und half ihm sogar bisweilen. Ich hatte ihn recht lieb gewonnen, aber mein Vater faßte Mißtrauen gegen ihn und sagte eines Tages zu mir: „Dein Malgasse wird uns einen Streich spielen; er sieht mir dem Quinola zu ähnlich.“ Quinola war nämlich ein Schwarzer aus Madagaskar, den man seit langer Zeit vermifste. Die Einen meinten, er wäre in den Bergen umgekommen; Andere behaupteten, er führe die Negerbanden, die in den Wäldern hausten und, trotz der vielen Jagden, die man auf sie anstellte, immer zunahmen.“

„Zu jener Zeit, meine Herren,“ fuhr Moriz fort, „hätten wir nicht so ungestört, wie heute, im Walde Pflanzen sammeln können. Die entlaufenen Neger hatten die Hochebene inne, die von jähen Abhängen und Schluchten umgeben war, wie eine Festung von Wällen und Gräben. Ihre Raubnester waren fast unzugänglich; höchstens konnte man an den Fuß der Abhänge gelangen, wenn man die Flüsse hinauffuhr. Dies war jedoch während der Regenzeit unmöglich, und außerdem war man bewaffnet nicht im Stande, die höckerigen, abschüssigen Felsenwände hinaufzuklettern. Wir wußten wohl ungefähr, wo die Wilden nisteten, denn zuweilen zündeten sie sich in den Nächten Feuer an, weil die Kälte ihnen arg zusetzen mochte. Wenn sie keine Nahrungsmittel mehr hatten, machten sie in einer finstern Nacht plötzlich einen Ausfall in die Thäler, plünderten die Gärten, und verbrannten und zerstörten in einigen Stunden die Erndten eines ganzen Jahres. Freilich bewaffneten und versammelten wir uns augenblicklich; aber wie und wo sollten wir die Feinde angreifen? Die Landstreicher waren mit Kokosöl bestrichen und entschlüpften Jedem, der sie anfassen wollte, zerstreuten sich durch die Nacht und hatten mit ihrer Beute rascher ihre Schlupfwinkel erreicht, als wir ihnen folgen konnten. Manchmal schlichen sie sich in die Wohnungen, und am Morgen fanden die Pflanzer ihre Häuser ausgeleert. Für manche Neger ist es ein wahrhaftes Bedürfnis, heimathlos umherzuschweifen; man fängt sie ein, legt sie an Ketten, prügelt sie nach Kräften, und kaum ist die Züchtigung zu Ende, so reißen sie von neuem aus, als bestände ihr Leben nur darin, jenen Fehler zu begehen und ihn abzubüßen.“

„Und Ihr hört doch nicht auf, sie so streng dafür zu strafen, daß sie ihre Freiheit suchen?“ fragte ich den Kreolen.

„Die milderen Sklavenbesitzer, mein Herr, züchtigen ihre Schwarzen nicht selbst, sondern schicken sie an den Hafen, wo man sie freilich ein wenig hart behandelt. Sie müssen dies ja gesehen haben, als . . .“

„Lieber Freund,“ unterbrach ihn der Doktor, „erinnert mich nicht an diese scheuslichen Scenen. Uebrigens, wenn Ihr die Erlaubniß, Sklaven zu halten, auf diese Weise mißbraucht, so wird die Sklaverei auf den französischen Kolonien bald abgeschafft werden, wie dies auf den englischen bereits geschehen ist.“

„Danke schön!“ rief Moriz. „Ich frage Sie, wozu wäre man denn ein Weißer? Wenn je dergleichen geschähe, ich ginge selbst unter die Neger, verlasse mein Dorf und desertirte aus der Miliz. Man kann ein ganz gemüthliches Leben in diesen Bergen führen, wenn man sich aus der großen menschlichen Gesellschaft nicht viel macht. Es giebt entflozene Sklaven, die länger als zwanzig Jahre dort gelebt haben, und während die übrige Bevölkerung, je nach den Wechselfällen des Krieges, bald englisch, bald französisch war, immer Raffern und Malgassen blieben. In jener Zeit beunruhigte man sie nicht; auch sie sahen mit Gleichgültigkeit von ihren Bergen aus zu, wie ihre früheren Herren sich an der Küste herumschlügen. Sie hatten fast im Mittelpunkt der Insel ihr Hauptlager aufgeschlagen. Man nennt diesen Platz noch jetzt das Heinrichslager. Dies war ihre Festung; da aber dort nicht genug eßbare Pflanzen wuchsen, so besetzten sie, je nach der Jahreszeit, auch andere Punkte, die tiefer gelegen waren. Von diesen kleinen Lagern war dasjenige, welches jenseits des großen Sees an der Palmen-Ebene lag, am leichtesten zugänglich. Trog der Unsicherheit aber verweilten die Neger auf diesen Punkten sehr gern, weil man von dort aus leicht

die reichsten Ortschaften und Pflanzungen erreichen konnte, und ringsherum im Ueberflusse Palmen, Bananen und andere nährrende Pflanzen wuchsen.“

„Eines Tages nun beschlossen die Kreolen der umliegenden Dörfer, zur Zeit, wo man die Neger in diesem Lager vermuthete, einen doppelten Angriff auf sie zu machen. Ein Spion wurde zu ihnen geschickt, der sie auf eine falsche Fährte bringen mußte. Alle Maßregeln waren gut getroffen, und es wurde verabredet, daß man von zwei Seiten auf die Hochebene losrücken und an einem festgesetzten Tage sich daselbst vereinigen sollte. Bei einer solchen Expedition gab es viele Anstrengungen und Gefahren; aber wir kümmerten uns wenig darum. Die Berge locken, wie das Meer; man möchte wissen, was dort oben vorgeht, so gut, wie man gern sehen will, wie es jenseits des Wassers aussieht. Dazu kam, daß unsere Väter Abenteurer waren, und ihr Vergnügen daran hatten, auf den Hügeln herumzuklettern, in die Schluchten hinabzugleiten, überall umherzusehen, ob nicht noch ein Fleckchen Erde zu entdecken sei, und diesen unruhigen Geist haben sie auf uns, ihre Kinder, vererbt. Der Zug nun wurde angeführt von alten Kreolen, die früher Sklavenhändler in Madagaskar gewesen waren und nach einem bewegten Leben sich bei uns niedergelassen hatten. Reichthümer brachten sie gerade nicht aus dem Malgassenlande mit, wohl aber eine Menge wunderbarer, abenteuerlicher Geschichten, die wir uns an den Raftorten von ihnen erzählen ließen.“

„Auf diesen Marschen gingen wir stets barfuß; wir tragen überhaupt nur Schuhe, wenn wir des Sonntags nach dem Dorfe gehen, um nicht für unfreie Mulatten gehalten zu werden. An der Seite die Kalebasse, auf der Schulter die Flinte, zogen wir heiter durch die Wälder. Außerdem hatte Jeder noch eine Pfeife an seinem Hutbunde zu stecken, und ein Feuerzeug und einige Provision in der Tasche.

Manche trugen auch noch ein kleines Beil, um die dichten Klauen zu durchhauen, die uns im Wege standen, oder um in Eile eine Brücke über irgend einen Abgrung zu zimmern. Ich machte diese Expedition in die Palmen-Ebene als Freiwilliger mit. Ich war damals kaum siebzehn Jahr alt, fand es aber nicht für schwerer, Neger zu verfolgen, als auf den Felsen Tölpel-Nester auszunehmen. Und welches Kind auf unserer Insel hat nicht hundertmal sein Leben gewagt, um diese Seevögel aus ihren Löchern herauszuholen? Endlich gelangten wir in den Wald am Fuße des großen Vulkan, den Sie an der Südspitze der Insel haben rauchen sehen. Das Feuer scheint wahrhaftig eine Reise durch das ganze Land gemacht zu haben, ehe es sich dorthin postirte, denn in der ganzen Länge des ungeheuren Waldes tritt man auf Lava. Man geht dort wie auf Glas, und hat wahre Hallen von Laub über sich, denn aus der erkalteten Lava ist der üppigste Baumwuchs hervorgeschossen. Wenn die Sonne die dicke Blättermasse durchbricht, so ist man zwar im Schatten, doch die Füße wollen in dem heißen Sande verbrennen. Das Gras, auf das man tritt, zerfällt in Staub und Asche, und der Seewind rauscht in den obersten Wipfeln des Waldes und spottet des schwächenden Wanderers."

Der Kreole konnte nicht von jenen heißen Tagen reden, ohne an seine Kalebasse zu denken. Aber sie wäre bei dem häufigen Durst des braven Mannes bald leer gewesen, hätten wir sie ihm nicht mit einer Flasche alten französischen Weines wieder gefüllt.

„Danke, meine Herren,“ erwiderte er, sich den Mund mit dem Rücken seiner Hand trocknend, „so ein Trunk hätte uns Noth gethan auf unserer Jagd! — Nach einer beschwerlichen Tagereise machten wir in einer Bergschlucht Halt, unter großen Bäumen, die halb entwurzelt über dem Abgrund hingen, und nur auf einen tüchtigen Windstoß warteten, um hinunterzustürzen. Nur noch einige Stun-



den hatten wir zu steigen, um auf das Plateau zu kommen, wo die Schwarzen hausten; aber war das Wild noch oben, das wir suchten? Das mußten wir zu erfahren suchen. Ein junger Mann aus der Truppe erbot sich, voranzuklettern, und uns durch einen herabgeworfenen Stein das Zeichen zum Aufbruch zu geben. „Wenn Quinola bei ihnen ist,“ sagten die Einen, „so wird man das Nest wohl finden, aber die Vögel werden ausgeflogen sein.“ — „Bah!“ antworteten die Anderen, „wenn Quinola noch lebte, so würde man ihn unter der Bande bemerkt haben.“ Die Schwarzen, die man seit mehreren Jahren wieder eingefangen hatte, bestätigten sämmtlich, daß er noch in den Bergen wohne, sich aber unsichtbar machen könne, weil er in Zauberkünsten erfahren sei. Sie nannten ihn deshalb den Großpriester. So viel war sicher, in den Städten spottete man derer, die Quinola am Leben glaubten; in den Dörfern aber nahm man die Sache ernster, und der gefährliche Mann war dort noch so in Aller Munde, daß man mit seinem Namen die Kinder schreckte. Ich für mein Theil konnte mir recht gut denken, daß er noch irgendwo im Walde lebte, aber zu schlau war, seinen Raubgenossen seinen Versteck zu verrathen; auch konnte ich eine geheime Furcht vor diesem Menschen — vor diesem Neger, will ich sagen — nicht los werden. Ich war nämlich einmal als Knabe weit vom Hause Blumen pflücken gegangen, und während ich so auf der Erde kauerte, stand plötzlich ein Malgasse mit weißem Haar hinter mir. Sie können sich denken, wie ich erschrak, und daß ich augenblicklich davonlaufen wollte. Er aber trat mir in den Weg und sagte: „Morig, Ihr habt da einen guten Schwarzen bei euch, einen tüchtigen Arbeiter; wenn er sein Handwerk gut verstehen wird, will ich ihm irgendwo einen schönen Baum zeigen, den er gern aushöhlen wird.“ Nach diesen Worten verschwand er im Gebüsch.

## 3.

Die Neger, die wir in unserer Begleitung hatten, waren während Moris' Erzählung eingeschlafen. Jetzt wachten sie auf, und zündeten ein großes Feuer an, an das sie immer näher und näher heranrückten, als wollten sie sich braten. Sie kauerten vor der Flamme nieder und rösteten sich mit einer Wonne, die uns Nordländern unbegreiflich ist, denn die unerträglichste Hitze ist bei ihnen eine nothwendige Lebensbedingung.

„Ich erinnerte mich also jenes Zusammentreffens,“ fuhr Moris fort, „und nahm mir vor, genau Acht zu geben, ob ich den alten Schwarzen mit weißem Haar wiederfinden würde. Wir hatten nicht lange gewartet, als wir einen Kiesel von Fels zu Fels hüpfen hörten, und wie er in den Bach fiel, der zu unsern Füßen floß, waren wir Alle auf den Beinen. Jeder suchte nun seinerseits den Abhang zu erklimmen; dazu mußte man aber sich hier an Lianen halten, dort das Knie auf einen spitzen Stein setzen und mit dem Ellenbogen auf wurmförmige Wurzeln stützen, die, wenn sie brachen, Einen unfehlbar in die Tiefe stürzten. Dann aber hilft keine Vorsicht; man riß sich an Dornen die Hände blutig, schindet sich die Füße und das Gesicht, reißt eine ganze Lage von kleinen Steinen mit sich und muß sich glücklich schätzen, wenn man im Fallen von einem festen Baumstamm aufgehalten wird und, wieder zu Athem kommend, die Ueberzeugung gewinnt, daß man zwanzig Klafter hinabgeglitten ist. Damals langweilte mich das mühsame Klettern; ich wandte mich darum rechts, um irgend einen Pfad zu entdecken, und fand kleine Stege, die unfehlbar von wilden Ziegen herrührten. Ich lief und sprang auf dem Pfade vorwärts, und plötzlich trat ich aus dem dunkeln Schatten des Waldes in das helle Sonnenlicht. Mein Herz

pochte, weil ich zu schnell gelaufen war und — weil ich auf der Palmen-Ebene stand, und zwar dicht vor dem Lager der flüchtigen Neger.“

„Um diese Stunde, dachte ich bei mir selbst, müssen die Räuber schlafen, und meine Gefährten werden schon noch nachkommen, ehe die Feinde sich kampffertig machen können. Wir sind also sicher, sie zu erreichen. Wie ich weiter durch das Gehölz schleiche und mit Vorsicht die Wurzeln entferne, die ausdrücklich, um die darüber Gehenden fallen zu machen, in einander geschlungen schienen, falle ich mit meinem Knie auf ein spitzes Holz und fühle einen so lebhaften Schmerz, daß ich stehen bleiben muß. Die Neger nämlich spitzen Stäbe zu, die sie am Feuer erhärten, und pflanzen sie längs der Wege auf, die in ihre Lager führen, und wenn diese verfluchte Erfindung ihre Verfolger auch nicht aufhält, so zwingt sie sie doch, vorsichtig zu gehen, und schützt so die Flüchtlinge vor einem plötzlichen Angriff. Ein Mensch, ein Weiser, der ein Gewehr auf seiner Schulter trägt, muß sich auf diese Weise kampfunfähig machen lassen durch ein Stückchen Holz, das ihm in den Fuß dringt! Und vielleicht bleibt er sein Leben lang ein Krüppel, und muß vor seinen Sklaven den Fuß nachschleppen, die dazu lachen und denken: „Wenn ich mich retten werde, so wirst Du mich nicht fangen!“ — Meine Wunde blutete stark; ich verband sie mit dem Schnupftuch, rieb mir das Knie mit Branntwein und ging weiter. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich einen Schritt weniger gemacht hätte. Denn, ich weiß nicht, ob mir die Ohren vor Schmerz klangen, aber mir war, als hörte ich neben mir lachen. Ich horchte hin; eine Stimme, die mir nicht ganz unbekannt vorkam, sprach und entfernte sich im Sprechen. Ich lade mein Gewehr, stecke einen Stein zu mir und wage mich an den Saum des Waldes. Was ich auf der Hochebene sah, meine Herren, schien mir ein Traum. Denken Sie sich an zwanzig

Schwarze rings unter Palmenbäumen liegend, die einen ganz nackt, die anderen mit einem Lappen bedeckt, einige mit einem Hut ohne Krempe und einer Jacke ohne Ärmel, andere in Beinkleidern, denen ein Bein fehlte. Die Meisten hielten Stöcke in der Hand, die wie Streitkolben geformt waren oder in eine eiserne Spitze ausliefen; Manche hatten auch scharfe Messer in ihren Gürteln. Diejenigen, welche sich mit Lappen von gestohlenen Kleidern bedeckt hatten, sahen erbärmlich aus, wogegen die Nackten wenigstens wie Wilde erschienen. Es waren da Neger von den verschiedensten Stämmen; den alten Malgassen aber, den ich suchte, bemerkte ich nicht unter der Bande.“

„Die Entlaufenen mußten eben ihre Mahlzeit zu sich genommen haben, denn ich sah noch kleine Aschenhaufen, unter denen wahrscheinlich Bananen geröstet worden waren. Alle diese von Strapazen abgemagerten Sklaven erkaufte sich mit tausend Gefahren eine oft unzureichende Nahrung, irrten in den Wäldern umher, wie geheßtes Wild, waren aus allen vier Himmelsgegenden der Insel zusammengelaufen, nachdem sie aus zehn verschiedenen Punkten der afrikanischen Küste dorthin geschleppt worden waren, und hatten Alle nur Einen Gedanken, und dieser Gedanke gab ihnen Muth, ihr trauriges Dasein zu ertragen: sie waren frei von der Arbeit und fühlten sich glücklich. Mich kam die Lust an, sie aus ihrer Trägheit ein wenig aufzuschrecken und mein Gewehr auf die Bande loszudrücken; aber ein durchdringender Pfiff erweckte sie in dem Augenblick, wie ein Zauber. Sie sprangen auf, griffen nach ihren Keulen und wechselten mit einem kleinen, untersehten Malaien, der die Bande zu führen schien, einige Zeichen. Ich zielte nach ihm, als er eben aufstand, aber er machte eine höhnende Bewegung: die Kugel war vor seinen Ohren vorbeigerpiffen, ohne ihn zu berühren. Ehe ich meine Flinte zum zweiten Male laden konnte, hatten sich die Neger wie

eine Heerde Ziegen nach allen Richtungen hin zerstreut. Aber die Kreolen hatten den Wald besetzt und machten Manchen, der nicht rasch genug gewesen war, zum Gefangenen. Man schickte die Eingefangenen unter sicherer Bedeckung ins Gefängniß und kam überein, den Rest der Bande bis in seine letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Ich war zu aufgeregt, um an meine Wunde zu denken, und beschloß, den Feldzug bis zu Ende mitzumachen.

„Es kostete einige Mühe, die Gefangenen zu entwässern, denn sie vertheidigten sich, wie die großen afrikanischen Affen, mit Steinen und Holzstämmen. „Wo ist Duinola?“ fragte ein Kreole einen alten Neger, der einen Kolbenstoß vor die Stirn bekommen hatte. — „Ich weiß es nicht,“ antwortete dieser. — „Wann hast Du ihn gesehen?“ — „Es ist noch nicht lange her.“ Und als wir uns mit Erstaunen ansahen, fügte er hinzu: „Duinola ist nicht todt; er will nicht auf der Insel sterben.“

## 4.

„Duinola war ein Malgasse,“ fuhr Moriz fort und schüttete die Asche aus seiner Pfeife, „und die Leute aus Madagaskar mögen nicht fern von ihrer Heimath sterben, denn das Sterben ist für sie eine höchst wichtige Sache, die nicht an jedem Tage und in jedem Lande abgemacht werden kann. Sobald ein Kranker die Augen geschlossen hat, umringen die Verwandten seine Hütte und schießen von Abend bis zum Morgen aus ihren Flinten, um die bösen Geister zu verscheuchen, die etwa den Körper wegtragen könnten. Am anderen Tage zieht man dem Leichnam seine besten Kleider an, legt

ihn in einen Sarg und begräbt ihn außerhalb des Dorfes. Wenn er reich ist, so bringt man ihn mit großem Pomp zu seinen Ahnen, die ihn in einem Erbbegräbniß erwarten, in welchem sie auf Bahren von kostbarem Holze der Reihe nach liegen. Gehört er keiner ausgezeichneten Familie an, so baut man über dem Grabe eine Hütte, und hängt vor derselben die Hörner der während der Krankheit und in der Todesstunde geopfertem Rinder auf. Sie glauben, daß der Todte die Gestalt eines bösen Geistes annehmen, und denen, die ihn gekannt haben, im Traume erscheinen und zu ihnen sprechen kann. Wir haben Sklaven aus Madagaskar, die mit den Abgeschiedenen in Verbindung stehen, und wenn sie diesen Umgang lange hegen, so werden sie trübsinnig, bekommen das Heimweh und sterben in der Hoffnung, zu denen zu gelangen, die sie gerufen haben. Auch behaupten sie, daß ein Todter zuweilen in Gestalt eines Thieres oder einer Pflanze wieder zu leben anfange; so viel wenigstens ist sicher, daß man auf dem Grabe eines durch seine Grausamkeit berühmten Häuptlings eine Schlange gesehen hat, und alle Sklavenhändler bestätigen, daß im Lande der Atavarten, auf der Stelle, wo ein durch seine Güte bekannter Häuptling begraben liegt, ein prächtiger Baum gewachsen ist, der viele kleine, wohlschmeckende Früchte trägt und seine Nester ausbreitet, wie ein segnender Priester seine Arme. Es giebt noch viele andere sehr merkwürdige Dinge auf dieser Insel, wo an zwanzig verschiedene Völkerschaften wohnen, die einen dumm und wild, die anderen klug und bildungsfähig, jene mit wolligem Haar, wie die Kaffern, diese mit langem, wie die Hindus. Schade nur, daß man sich so schwer an das dortige Klima gewöhnen kann. Aber das Land der Schwarzen kann nicht für die Weißen passen, und auch die Schwarzen mögen nicht unter uns leben, und suchen sich Plätze nach ihrem Geschmack auf unserer Insel. Die Palmen-Ebene, aus der wir sie damals vertrieben, wäre für sie

ein Paradies geworden, wenn man sie dort in Frieden hätte leben lassen. Als sie aus ihrem ersten Schlupfwinkel vertrieben waren, suchten sie sich einen höheren, sicherern Punkt, indem sie hofften, daß wir uns durch die Beschwerlichkeit der Expedition von der weiteren Verfolgung abschrecken lassen würden. Wir aber verfolgten sie, während sie nach allen Seiten flohen, ruhig und in der besten Ordnung, schlugen uns durch die dichtesten Gebüsch und durchsuchten alle Hohlwege und Bergkessel.“

„Wir hatten uns in einen Kreis geordnet und zwangen, so vorrückend, die Neger, sich in einem Gehölze wieder zu sammeln. Hier aber glitten sie uns durch die Hände und ließen sich einen Abhang hinunter, an dessen Fuß ein Bach floß. Wir, ohne zu wissen, wohin diese Treibjagd noch führen würde, setzten ihnen nach. Je weiter wir vorrückten, desto mehr vergrößerte sich unsere Wuth, und je weniger wir erwarten konnten, die Entsprungenen zu fangen, desto gerathener wurde es, auf sie zu schießen. Der Malaie, der das Oberhaupt der Bande schien, war am meisten in Gefahr, getödtet zu werden. Auf der ganzen Insel fürchtete man ihn wegen seiner Wildheit und Grausamkeit. Er war, der Mordbrennerei überführt, aus dem Gefängniß entflohen, und lebte als ächter Bandit, der nichts mehr zu schonen hat. Ein Sklavenhändler, der im Verdacht der Seeräuberei stand, hatte ihn in die Kolonie gebracht, wo er viele blutige Thaten verübte. Seine Farbe, die brauner war als die seiner Gefährten, verrieth ihn in dem Dunkel, das die anderen verbarg; aber die unglaubliche Behendigkeit seiner Bewegungen und sein rascher Lauf schützten ihn vor den Gefahren, denen er sich, wie zum Vergnügen, aussetzte.“

„Die Neger waren unten am Fuße des Berges angekommen, und eilten, über den Bach zu setzen, ehe wir ihnen den Weg versperren konnten. Ein alter Baumstamm diente ihnen als Brücke;

aber der Baum war wurmfichig. Deshalb konnten sie nur Einer nach dem Anderen hinüber, und waren doch noch in Gefahr, daß er brach. Jenseits des Flusses war ebenfalls eine Felswand, die mit ungeheuren Farrenkräutern bewachsen war, hinter welchen die Neger verschwanden. Der Malaie war der erste am anderen Ufer, lief aber nicht weiter, sondern wartete auf seine Freunde. Die Anderen wurden noch einmal so behend, als sie drüben angekommen waren, so sehr ermunterte sie das Gefühl der wieder gewonnenen Sicherheit. Wir gaben Feuer, obgleich aus weiter Ferne, und bei dem Knall, den das Echo der Felsen mehrfach wiederholte, sahen wir den, der eben über dem Abgrund schwebte, zittern und wanken. Doch der Vogel, den man im Fluge auf eine zu große Entfernung schießt, schüttelt seine Flügel wohl, weil ihn ein Schrecken ergreift, aber dann erhebt er sich mit neuem Schwunge, ohne auch nur eine Feder fallen zu lassen. So machte es auch der Neger.“

„Während einige von uns aus der Höhe nach den Flüchtlingen schossen, liefen die Anderen so schnell als möglich durch das Buschwerk, um die Feinde noch dießseits des Flusses zu erreichen. Diese waren durch die Vorsicht, mit der sie den Uebergang bewerkstelligen mußten, aufgehalten worden, und konnten, da sie einestheils von unseren Schüssen gejagt wurden, anderentheils nicht wußten, ob nicht der eine oder andere verzögerte Kamerad noch nachkomme, die Brücke nicht abbrechen. Wir benutzten diesen Vortheil, ordneten uns rasch, und uns voran ging ein alter Kreole, ein guter Jäger, der besser als irgend Jemand die Gebirgspfade kannte. Er hatte es besonders auf den Teufel von Malaien abgesehen, der ihm auf seinem letzten Raubzuge seine Gewürznelken gänzlich zerstört hatte, und Keiner bestritt ihm das Recht, sich persönlich an dem Banditen zu rächen, wenn er Gelegenheit dazu fände.“



„Das Gebrüll der Schwarzen hallte durch den Wald; aber wir sahen keinen Einzigen mehr. Der alte Jäger schwang sich kühn auf die Brücke und hielt sich mit seinem Gewehr im Gleichgewicht. Er hatte mit seinen langen Beinen bald den fauligen Baumstamm durchgemessen, und schon setzte ein Anderer an, ihm zu folgen, als ein gewaltiger Stoß die morsche Brücke traf und mit Gefrach in den Abgrund hinabwarf. Der Malaie, der sich im Farrenkraute verborgen hielt, hatte mit aller Kraft nach dem Baumstamme geworfen, aber ein wenig zu spät, denn der Kreole konnte noch aus Ufer springen, ehe die Brücke unter ihm wich. Als er hinüber war, faßte er den Malaien, und es entspann sich zwischen ihnen ein fürchterlicher Kampf. „Schießt, schießt, ihr Anderen,“ rief der Kreole, „ich liege unten.“ Aber bei dem Rauschen des Stromes hörten wir seine Worte nicht genau, und in dem hohen Grase unterschieden wir nichts, als daß sich zwei Ringer wüthend hin- und herwarfen. Wir schwankten, ob wir Feuer geben sollten; Jeder forderte seine Nachbarn auf, zu schießen, und Keiner wagte, zu diesem äußersten Mittel zu greifen. Endlich hörten wir einen so durchdringenden Schrei, daß mein Vater sich entschloß, auf den Kopf des Malaien anzulegen, sobald er ihn nur würde unterscheiden können. Zweimal richtete er den Lauf seiner Flinte, immer blaß und zitternd; aber die Kugel entflog, und ein scheußliches Gebrüll war die Antwort. Ohne Zweifel war der Malaie verwundet; wir sahen ihn in die Höhe springen, mit den Zähnen den Arm seines Gegners erfassen, die Beine desselben mit seinen Füßen umschlingen, und ihn an den Rand des Abhanges schleppen. Mein Vater zerbrach wüthend sein Gewehr, und mir vergingen bei diesem schrecklichen Auftritte die Sinne.“

„Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich meine Gefährten sich über den Abgrund hinüberneigen, ohne ein Wort zu sprechen. Auch unten vernahm man nichts, als das Zischen des schäumenden Wassers.“

Noch blieben wir einige Zeit stehen, um unserem gefallenem Gefährten Lebewohl zu sagen; dann traten wir schweigend den Rückweg an. Wir hatten an dem gefallenem Kreolen einen braven Kameraden verloren, einen von den alten Pflanzern, welche tagelang auf der Insel umherschweiften, hier fischend, da jagend, dort Blumen pflückend.“

„Mit geschwollenem Bein und heftigen Schmerzen hinkte ich dem Dorfe zu. Vor mir ging mein Vater. Er begegnete unserem Nachbar, einem Kaffeepflanzer, der sechs Schwarze und große Felder hatte. Sie sprachen eifrig mit einander, und als ich nahe kam, sagte mein Vater mit trauriger Miene zu mir: „Moriz, Du kennst doch den Malgassen, den unser Freund am Bord der „Diana“ gekauft hat?“ — „Wohl,“ erwiderte ich, „es war ein Gefährte des unstrigen.“ — „Nun, derselbe ist unter die Negerbande gelaufen, und ich wette, daß mein Cäsar mit ihm ist!“

„Wir beschleunigten unsere Schritte; denn wenn man über ein Unglück in Ungewißheit ist, so beeilt man sich, die Wahrheit zu erfahren. Die Thür des Hauses war verschlossen; wir riefen nach Cäsar, unserem Malgassen, aber Cäsar antwortete nicht. Wir liefen in den Garten, und hier erschien Alles so öde und wüst, als wären die Bewohner einen Monat lang entfernt gewesen. Mein Vater ging ins Dorf, um Erkundigungen einzuziehen, und ich, ohne zu wissen, was ich that, ging hinunter an den Strand, wo die „Diana“ angelegt hatte, setzte mich ans Meer und weinte. — Cäsar hatte mein einstiges Vermögen mit in die Berge genommen.“

## 5.

„Ich war zu Grunde gerichtet,“ fuhr Moriz fort, „und, was das Schlimmste war, zu Grunde gerichtet, ehe ich reich gewesen war. Man mußte sich in sein Unglück fügen und die entflohenen Sklaven verloren geben. Die Flüchtlinge lebten, seit sie aus ihrem ersten Schlupfwinkel vertrieben waren, noch tiefer in den Bergen und Wäldern, und wurden nicht mehr gesehen.“

„Eines Tages, als ich an einem Rahne zimmerte, den Cäsar angefangen hatte, fragte mich mein Vater, ob ich wohl auf der Brust unseres Negers eine kleine Wunde bemerkt hätte. Ich erinnerte mich derselben genau. „Eine eben solche,“ fügte mein Vater hinzu, „hatte der andere Malgasse; sie haben also Brüderschaft mit einander gemacht, und sind darum zusammen davongelaufen.“ Er erklärte mir darauf, daß in Madagaskar zwei Freunde sich durch eine blutige Ceremonie zu lebenslänglicher, gegenseitiger Hülfe mit einander verbinden. Sie machen sich dann in der Herzgrube eine kleine Wunde, tranken mit dem ausfließenden Blute zwei Stücke Ingwer, und Jeder ißt darauf das Stück mit dem Blute des Anderen. Die Zeugen verrichten ebenfalls verschiedene Gebräuche; der älteste giebt den beiden neuen Brüdern einen Schlag mit einem Wurfspeeße und läßt sie einen schrecklichen Eid sprechen, dessen letzte Phrase also lautet: „Möge derjenige, der von uns zuerst sein Versprechen verletzt, vom Donner zermalmt werden!“ Es giebt Weiße, die mit den Häuptlingen der Insel Brüderschaft geschlossen und daraus in vielen Gefahren großen Nutzen gezogen haben.“

„Wir lebten in dem Dorfe in steter Furcht, dem schlauen und gewandten Cäsar könnte es einmal in den Sinn kommen, sich einer Schaluppe an der Küste zu bemächtigen und die Flucht nach seinem Völkergemälde.“

Madagaskar zu versuchen. Wie leicht konnte er sich dann mit der Bande im Walde verbinden und die Wohnungen anzünden, um uns an der Verfolgung zu hindern. Während wir aber zu Hause in Angst und Sorge lebten, die Verschwundenen könnten sich einmal wieder zu unserem Schrecken zeigen, lebten Cäsar und sein Freund friedlich in dieser Grotte. Niemand kannte damals diese Höhle. Oft waren wir zwar auf unseren Jagden vorübergekommen, aber die Bewohner hüteten sich, irgendwie ihre Anwesenheit zu verrathen. Sie betraten das Gras im Umkreise nie, sondern kletterten über große Kianen in die Höhle hinein und ebenso auch wieder heraus. Der alte Duinola, jener Malgasse mit den weißen Haaren, über den so viele geheimnißvolle Gerüchte im Umlauf waren, hatte die beiden Flüchtlinge in dieses sichere Versteck geführt. Er selbst war viele Jahre darin verborgen gewesen, und selbst kein Schwarzer aus der Bande wußte um seinen Aufenthalt. Cäsar aber gehörte zu seiner Familie, und natürlich mußte dessen Bruder die Freistätte mit ihm theilen.“

„Ich weiß nicht recht, ob Duinola wirklich ein Zauberer war, wie die Sklaven aus seinem Lande behaupteten; aber er hatte geschworen, nicht auf der Insel zu sterben. Als die Regenzeit begann und die Berge völlig unwegsam wurden, führte er die beiden Schwarzen in eine waldige Schlucht mitten im Gebirge, zeigte ihnen dort einen dicken, hohen, unbemoosten Baum, und forderte sie auf, daraus eine Barke zu machen. „Damit,“ sagte er zu ihnen, „fahren wir dann nach unserem Geburtslande und kommen endlich aus dieser Insel, auf der man uns wie Schakale heßt. Ich bin alt, meine Kinder, und die Kräfte versagen mir; aber mein Kopf ist noch gut, und ich kann Euch führen. In drei Tagen bin ich aus Madagaskar hierher gekommen. Drei Tagereisen also von diesem Gefängniß, von diesem Wald, aus dem wir uns nicht heraus wagen dürfen,

von dieser kleinen Insel, in der wir keine Stunde ohne Angst leben, liegt unsere große Insel mit unseren Familien! Ihr werdet ein Weib finden und Kinder, ich einen Platz bei meinen Ahnen, die sehr reich gewesen sind und sehr geehrt!“ So und noch weit schöner sprach der alte Neger, denn er war ein Gelehrter seines Landes und hatte, ehe er entfloh, Lieder gedichtet, die die malgassischen Sklaven noch heute singen, wenn sie das Zuckerrohr schneiden. Die beiden Brüder erwiderten nichts und gehorchten. Während es im Walde gewitterte, hieben sie den großen Baum um, schnitten die Nester ab, nahmen davon die Länge eines Randes zu drei Personen und gingen muthig ans Aushöhlen. Das war eine harte Arbeit. Zwischen feuchten Steinen, in steter Furcht, von einem Spion oder von ihren Landsleuten gesehen zu werden, lagen sie und arbeiteten Tag und Nacht. Sagen Sie, meine Herren, hätte es Cäsar bei uns nicht besser gehabt? Wir behandelten ihn gut; nach wenigen Jahren würde er sich losgekauft und für seine Rechnung gearbeitet haben, und, er wie ich, Beide wären wir glücklich geworden!“

„Der Kahn war bald fertig; auch hatten sie keine Zeit zu verlieren, denn Quinola fühlte, daß er schwach wurde, und sagte zu ihnen: „Muth, liebe Kinder, Ihr werdet mich hier nicht sterben lassen.“ Als das Letzte an der sauren Arbeit gethan war, schleppten und schleiften sie die Barke über Felsen und Moräste, bis wo der Fluß schiffbar zu werden anfängt, und klagten, wie faul sie auch als Neger von Natur waren, nicht über die unsägliche Mühe. Den alten Zauberer führten sie an der Hand, und dieser sah sich schon auf dem Wege nach Madagaskar und war ganz närrisch vor Freude. Er sang wie ein Kind, so daß die Brüder ihm mehr denn einmal zurufen mußten: „Nicht so laut, Vater, nicht so laut, wir kommen an ein Dorf, die Hunde schlagen an!“ Endlich stand das Fahrzeug auf dem Flusse. Cäsar prüfte es, indem er es vorwärts

und rückwärts ziehen ließ; das Wasser trug das junge Holz. Quinola saß an dem einen, unser Sklave an dem andern Ende, und sie ruderten behutsam weiter. Der andere Schwarze lief nebenher und jubelte über das kleine Fahrzeug, das für unsere Flüßchen wohl ausgereicht hätte. Mit der Zeit langweilte ihn das Gehen, er warf sich ins Wasser und schwamm hinter dem jungen Malgassen, der stolz das Ruder führte, und dem Alten, der schweigsam nach dem Himmel sah. Um Mitternacht waren die Flüchtlinge am Meere. Die Nacht war hell genug, daß ein Ruderer sich zurecht finden, aber auch dunkel genug, daß irgend ein Feind sich in der Nähe verbergen konnte. Wenn ein Fischer dort geangelt und sie ertappt hätte! Aber sie kamen ohne Unfall in die murmelnden Wogen."

„Als sie an den letzten Vorsprung der Küste gekommen waren, stieg Cäsar aus, nahm ein Blatt, schöpfte es voll Wasser, stellte sich bis an die Knie ins Meer und besprengte die Barke. Darauf faltete er die Hände und betete zu den Wogen, daß sie ihn und seine Gefährten ohne Unfall auf ihre Insel tragen, und vor Sklavenhändlern und Seeungeheuern schützen möchten. Alsdann grub er das Blatt in den Sand, sprang in den Kahn und stieß von der Küste."

„Als die Sonne aufging, erschien den drei Malgassen unsere Insel wie ein einziger Berg mit grauem Gipfel und grünem Fuße, von einem Schaumgürtel umgeben und einem Thronhimmel von Wolken überschattet. Die entlausenen Neger auf den Hochebenen mochten eben von dem alten Zauberer sprechen und dabei den schwarzen, immer kleiner werdenden Punkt auf dem Wasser betrachten; aber Quinola, der ein Schrecken für die Pflanze und ein Heiliger für die Neger gewesen war, sprach kein Wort mehr, seit ihn Cäsar in die Barke gesetzt hatte."

„In der schlimmen Jahreszeit um unsere Insel zu schiffen, ist nicht immer leicht für die großen Fahrzeuge; wie hätte ein kleiner, kaum ausgebauter Kahn den Wellen widerstehen sollen? Bald merkten die beiden Ruderer, daß das junge Holz zu schwer war und sich immer mehr senkte. Bei dem ersten Windstoße, der sie traf, schwammen die mitgenommenen Früchte im Salzwasser. Sie wußten nicht mehr, wohin sie steuern sollten, und überließen sich dem Winde. Das war aber nicht die Richtung, nach Madagaskar zu kommen. Der kleine Kahn trieb nach der Fahrt eines Tages so wenig, daß die jungen Malgassen aus Furcht, er könne sinken, abwechselnd hinterher schwammen. Die Kräfte verließen sie, der Sturm jagte sie hier- und dorthin, und dabei goß der Regen in Strömen herab. Endlich begegnete ihnen ein Schiff; aber der im Kahne saß, ruderte nicht mehr, und der am Steuer hing, hielt kaum den Kopf über dem Wasser. Als man sie anrief, schienen sie aufzuwachen; sie reichten sich die Hand und tauchten unter. Die Matrosen des Schiffes glaubten, sie bald wieder heraufkommen zu sehen; aber sie haben sich nie wieder auf den Wellen gezeigt.“

„Der alte Quinola blieb allein auf dem Kahn, und der Kapitän des Schiffes schickte ein Boot nach ihm, weil er nicht antwortete, als man ihn anrief. Doch die Andern waren untergetaucht, weil Quinola gestorben war, nicht in Madagaskar, wie er gehofft, aber doch außerhalb der verhassten Insel, wie er geschworen hatte.“

„Und wer hat Euch den letzten Theil der Geschichte erzählt?“ fragte ich den Kreolen.

„Ein entlaufener Neger, dem Quinola für einige geleistete Dienste seine Grotte vermacht hat. Man läßt ihn seit vielen Jahren in Frieden umherschweifen, da sein früherer Herr längst todt

ist. Er war es ohne Zweifel, den ich vorhin mit einem Schuß aufscheuchte. Mit ihm stehe ich nun zwar ganz leidlich, aber es sind noch andere Neger da, die ich fern haben wollte."

"Auf Cure Insel," sagte der Doktor, "hat die Vorsehung weder Schlangen noch wilde Thiere gesetzt; den Europäern war es vorbehalten, sie mit einer Gattung von Menschen auszustatten, die man mit Recht Buschmänner nennen kann."

"Der alte Canibale blüht allein auf dem Boden, und der Boden ist für die Canibale ein Heil und ein Schutz, weil er nicht anders als man ihn kennt. Doch die Canibale waren immer noch nicht Canibale geblieben war, nicht in Madagascar, wie er geblieben, aber doch ebenfalls der ursprünglichen Natur, wie er geblieben sein sollte."

"Hab' mir bei Euch den letzten Theil der Geschichte erzählt, sagte ich dem Doctor. Der Canibale für einige Gefährliche Dienste keine Stelle vermocht hat. Man läßt ihn bei seinen Tugenden in Frieden unterrichten, so sein letzter Herr läßt ihn



## VII.

## Der Deserteur und der Trommler.

An einem jener glühend heißen Tage, die so häufig in Afrika einen ungesunden Contrast mit der eissigen Frische der Nächte bilden, zog ein feurig glühender Dunst, von den Höhen des Atlas bis zu den Schiffen hin, die sich im Hafen von Bugia wiegten, und umgab die Stadt mit einem röthlichen Schimmer, der zugleich die anwesenden Fremden des Vergnügens, ihre Blicke an dem schönen Panorama der Ebene zu weiden, heraubte.

Deffnungsgachtet verrichteten unsere, in verschiedene Haufen vertheilten Arbeiter freudig ihr Geschäft. Die Einen hieben in einen beinahe senkrechten Felsen den Weg zum Fort, und verschafften den Neugierigen, welche zukünftig die berühmte Capelle besuchen werden, ein Mittel, bequem zu Wagen bis in die Wolken hinaanzusteigen. Andere räumten die Ruinen aus, befreiten den Boden von den Bucherpfflanzen, die in zahlloser Menge daselbst wurzelten, und fanden unter dem Schutt so vieler Jahrhunderte die römischen Cisternen auf, die der Zahn der Zeit verschont hatte. Wieder Andere bildeten vom Ufer bis an das obere Lager eine lange Kette, und trugen auf ihren Schultern die Abtheilungen eines Blockhauses, das innerhalb zwei Stunden fertig dastehen sollte; noch Andere endlich begannen, als die ersten Bollzieher eines großen Plans, am Fuße

des mit Schießscharten versehenen Hauses die große Straße, die einst in gerader Linie bis zu den Thoren Algiers führen wird. Alle, sowohl Soldaten als Vorgesetzte, waren von gleichem Eifer befeelt.

Zumitten dieser thätigen und eifrigen Menschenmasse nährte ein Mann, während er sich von den Uebrigen absonderte, im Geheimen einen verrätherischen Plan. Unter dem Vorwand, er habe an die Vorposten in der Ebene eine Meldung zu überbringen, verließ er die Stadt, und gelangte ohne Schwierigkeit durch das Lager der Reiterei. Bei dem äußersten Vorposten angekommen, stand er einen Augenblick still, als ob er überlegte, was er thun sollte. Dies dauerte jedoch nicht lange; er warf einen letzten Blick, ohne Zweifel einen Angstblick, auf seine Kameraden zurück, die mit dem Gewehr im Arm Wache hielten, und ging über die Linie hinaus. Der Unglückliche! Im vollen Lauf eilte er einem Beduinen-Dorfe zu. Sobald man seine Absicht erkannte, gab die Wache vom großen Blockhause Feuer auf ihn; zwanzig Kugeln piffen ihm um die Ohren, aber keine traf ihn; er lief fortwährend, und bald sah man ihn nicht mehr.

Was hatte ihn wohl zu dieser Flucht vermocht? Niemand wußte es. Welche Absicht konnte der Ueberläufer haben? Vielleicht wußte er dies selbst nicht. Dennoch desertirte er am hellen Tage im Angesicht des ganzen Lagers. Dieser Mann, dessen Namen man wohl nennen kann, denn der Name des Schändlichen soll stets an den Pranger der Deffentlichkeit geheftet werden, dieser Mann war der französische Korporal Chapet.

Das Verschwinden des Korporals erregte im Lager die größte Bewegung. Am Abend unterhielt man sich in den Zelten und in den Baracken von nichts Anderem; allgemein war der Unwille, und die Verwünschungen, die man dem Flüchtling nachsendete, waren

schrecklich. Man hatte in Afrika wohl schon einige Eingeborne gesehen, die unter unsern Fahnen dienten, ihr rohes und starrsinniges Wesen nicht in unsere Gebräuche zu fügen wußten, und heimlich das Lager wieder verließen, um in den Bergen ihr unabhängiges und wildes Leben wieder zu beginnen. Allein diesmal war ein Franzose zum Feind übergegangen; es gab in der Sprache der Soldaten keinen Ausdruck, der kräftig genug war, die durch die Frechheit eines solchen Abfalls erregten Gefühle auszudrücken.

Am folgenden Tage tummelten sich ein Duzend Araber zwischen den großen Bäumen und den Gebüsch, die sich in Menge in der Umgegend von Bugia befinden, vor unseren Vorposten herum, und feuerten einige Schüsse, jedoch ohne Wirkung, auf sie ab. Nach dieser Art von Uebung, die bei ihnen übrigens sehr gewöhnlich ist, versammelten sich die Beduinen auf einem Hügel in der Nähe einer alten Mühle zur Stunde ihres Gebetes oder ihres Mittagmahles. Da sie auf dem Gipfel des Berges standen, so unterschied man die Einzelnen so deutlich, daß man sie zählen konnte, und unter ihnen gewahrte man, zur Hälfte unter einem weißen Mantel versteckt, das rothe Beinkleid des Deserteurs. Mit Hülfe eines Fernglases erkannte man den Korporal selbst; man sah sogar, wie er sein Gewehr anschlug und gegen das Blockhaus feuerte. Sogleich wurden einige Geschütze gegen die Mühle gerichtet, wovon eines, von einem alten Artilleristen gerichtet, einen Haufen Eingeborner niederwarf. Unglücklicherweise blieb der Deserteur verschont, und man sah ihn noch immer aufrecht stehen, sein langes Gewehr zum letztenmal abfeuern, und dann mit seinen neuen Gefährten den Weg nach den Wohnungen des Stammes einschlagen.

Es lag in diesem Ereigniß etwas so Sonderbares, daß jeder sich fragte, warum die Kabylen, die bisher alle einzelnen Menschen, die sie ergreifen konnten, enthauptet hatten, und die sogar immer

auf Mittel fannen, dieselben neue Qualen erdulden zu lassen, warum diese im gegenwärtigen Fall einen Christen, den sie in ihrer Gewalt hatten, und bei welchem sie gewiß den Wunsch hegten, ihn nach ihrem Geschmack zu quälen, leben ließen. Jedenfalls mußte, um sie zu einer solchen Milde zu stimmen, ihr Scheith großen Werth auf den Gefangenen legen, und die Hoffnung haben, denselben an den ihn zurückfordernden General um eine hohe Summe zu verkaufen. Dieser Meinung gab man sich allgemein hin; auch schien diese Annahme ziemlich richtig, indem die Kabylen, als die Auslieferung des Ueberläufers gefordert wurde, einen übermäßigen Preis verlangten.

Indessen sah man den Korporal nicht mehr, und fing schon an zu glauben, es habe ihn irgend ein Beduine im Geheimen ermordet, als eines Morgens ein Zettel von seiner Hand, der in der Nacht an einen Pfahl befestigt worden war, von einer Patrouille gefunden wurde. In diesem an einen Soldaten gerichteten Zettel wurde diesem eifrigst zugesprochen, zu desertiren. „Ich bin glücklich,“ sagte Chapet unter Anderem, „man hat mir ein Pferd, eine Hütte, Waffen und Lebensmittel im Ueberfluß gegeben.“

In einem der Bataillone des Expeditions-Corps von Bugia diente ein Trommler, ein junger Mensch von sorglosem und abenteuerlichem Gemüth, der, als er den Inhalt deszettels vernahm, zu sich selbst sagte: „Ich möchte nur wissen, ob er nicht lügt, dieser Beduine!“ Lebhaft erfüllt von dem Gedanken, das Pferd und die Reichthümer des Deserteurs in Augenschein zu nehmen, bat er um die Erlaubniß, zum Feinde übergehen zu dürfen, aber natürlich nur um zu sehen, wie es dort stände. Er wußte wohl, welch ein gewagtes Spiel dies war; auch sagte man ihm dies, allein er ließ sich dadurch nicht zurückhalten. Vielmehr wettete er mit mehreren Kameraden, daß er bald wieder zurückkommen werde, und trat seinen

Weg rasch, munter und froh mit einem stolzen Gesicht, einer vollen Flasche und einer brennenden Pfeife an.

Eine ganze Woche hörte man weder von dem Trommler, noch von dem Korporal ein Wort. Hundert Ferngläser, die vom Morgen bis zum Abend nach der Ebene gerichtet waren, verschafften den Neugierigen auch nicht die geringste Nachweisung. Die Beduinen feuerten fortwährend auf unsere Vorposten; es war dies eine unschuldbige Zerstreung, die man ihnen wohl gestatten konnte, und sie verschwendeten damit eine ziemliche Masse Pulver und Blei, woran sie überdies keinen Ueberfluß hatten. Immer versammelten sie sich dann wieder auf der Anhöhe bei der Mühle; man sah sie hin und wieder gehen, allein man bemerkte unter ihnen keine rothe Hose mehr, und schon ward man über das Schicksal des muthigen Trommlers mit Besorgniß erfüllt.

Eines Tages erschienen die Araber zahlreicher als gewöhnlich; große Feuer, welche in der Nacht auf allen nahliegenden Bergen angezündet worden waren, hatten auch die entfernteren Stämme zum Kampfe herbeigerufen, und einzelne Reiter sprengten im Galopp an der Linie der Plänkler hin, die in den Gebüschern niedergekauert waren. Die Beduinen begannen ein ziemlich lebhaftes Gewehrfeuer, und unsere Soldaten vernahmen schon ein regelmäßiges Pfeifen der Kugeln; aber einige Haubitzen und ein Pelotonfeuer beantworteten den Angriff der Eingebornen so kräftig, auch machte eine einzige Truppenbewegung ihre Pläne so sehr zu nichte, daß sie sich eiligst wieder zurückzogen, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten. Auch ihre Reiter traten einen eiligen Rückzug an, während einzelne Fußgänger sich hinter sie auf die Pferde setzten und mit ihnen flohen. Einzelne blieben noch zurück; die Schüsse aber wurden immer seltener, und wurden jetzt nur noch von unseren Vorposten beantwortet.

Auf einmal wandten einige gleichzeitige Schüsse die Aufmerk-

samkeit der Mannschaft im großen Blockhause nach der Seite des Meeres hin. Alle Beduinen, die hier im Hinterhalte gelegen hatten, waren in großer Bewegung; vor ihnen aber lief ein anderer Beduine, suchte sich unseren Vorposten zu nähern, eilte, so schnell seine Beine im Gesträuch es vermochten, und hielt ein abgerissenes Stück seines Mantels als Zeichen der Freundschaft in die Luft. Nach einigen abermaligen Schüssen sah man ihn fallen, und glaubte ihn verwundet; man wollte schon zu ihm hingehen, als man ihn in geringer Entfernung aufrecht stehen sah. Der Mann war, um zu vermeiden, daß der französische Posten auf ihn schösse, am Boden hingetrochen; nun aber sprang er auf und hüpfte vor Freude. Als bald erkannten ihn seine Kameraden: es war der Trommler, der athemlos und blutend von seinem Ausfluge zurückkam.

Man drückte ihm die Hände und überhäufte ihn anfangs mit Fragen; allein ein bedachtamer Freund eilte davon, um Wasser und Brantwein zu holen. „Trink zuerst etwas Brantwein,“ sprach er, „denn man muß immer erst an den Magen denken, ehe man an die Wunde denkt.“

Nachdem die doppelte Waschung vor sich gegangen war, machte sich die Neugierde Luft. Die Umstehenden bildeten einen Kreis. „Wie steht es mit den Beduinen,“ fragten sie durcheinander, „und mit Chapet? Wie ist's mit seinem Pferde und seinen Schätzen?“ All diese zu gleicher Zeit gestellten Fragen betäubten den Trommler, der nicht wußte, wem er antworten sollte, und der es auch kaum konnte, indem er vor Anstrengung noch nicht recht zu Athem gekommen und vor Freude beinahe stumm war.

Einige Stunden später jedoch wußte man zu Bugia alle Begebenheiten seiner achttägigen Abwesenheit, und beinahe alle seine Erzählungen lieferten in Betreff des Lebens unter den Eingebornen interessante Aufklärungen.

„Was den Korporal betrifft,“ sagte der Trommler, „so hat er uns etwas aufgebunden. Er hat so wenig ein Pferd und eine Hütte, als ich in meinem Auge; er bekommt mehr Schläge als zu essen, was ich aus eigener Erfahrung sagen kann, denn ich habe selbst meinen Theil bekommen. In den nächsten Tagen werden sie ihn nach Constantine schicken, und wenn man unterwegs keine Halsoperation mit ihm vornimmt, so darf er sich bei meiner Ehre gratuliren.“

Der Trommler wurde wegen seines Muthes und seiner Erzählungen von allen Seiten mit Glückwünschen überhäuft und aufs beste gepflegt, an den Tischen der Offiziere, wohin er eingeladen wurde, in der Soldatenschenke, wo ihm der Ehrenplatz eingeräumt ward, des Tages bei der Arbeit, Abends im Zelte. Immer erzählte er, mit welcher Rohheit die Beduinen ihn aufgenommen, wie sie ihn gezwungen, ihnen in den Kampf zu folgen, wobei sie ihm mit dem Tode drohten, wenn er einen schiefen Tritt machen würde, vor allem aber setzte er auseinander, wie viel List er habe anwenden müssen, um sich von ihnen zu entfernen und den stets auf ihn gerichteten Flinten zu entkommen.

## VIII.

## Bilder aus Italien.

## 1. Die Lombardei.

Mit vollem Recht nennt man Italien den Garten Europas, mit nicht minderem die Lombardei den Garten Italiens und das höchst anmuthige Hügelland der Brianza den Garten der Lombardei.

Vielsach verzweigte Höhenzüge füllen diesen paradiesischen Landstrich aus, und verlieren sich in das Mailändische Flachland, in welches einer der mittleren Höhenzüge, in einen kegelförmigen Hügel auslaufend, weiter als die andern hervortritt. Dieser, auf drei Seiten gegen die Ebene zu abfallende Hügel trägt auf seiner Spitze ein Dörfchen mit einer Wallfahrtskirche, von deren Dach man eine der umfassendsten und lieblichsten Fernsichten genießt. So weit das Auge reicht, schweift der freie Blick über die unermessliche Ebene Oberitaliens, von der französischen Grenze, wo der Apennin sich von den Alpen trennt, bis wo die Romagna den Horizont begränzt, und findet nur an den eisbedeckten Alpenwänden, die in ununterbrochener Linie und immer wechselnden Formen das erhabene Gemälde schließen, einen Ruhepunkt. Zunächst steht man zu seinen Füßen das reichste, fruchtbarste und angebaute Land Europas, die Lombardei mit ihrer grünen Ebene, ihren Rebenhügeln und schön bewaldeten Bergen. Alles, was dieses von der Natur mit allen denkbaren Rei-



zen und Vorzügen ausgestattete Gartenland der Bewunderung des Besuchers würdig macht, seine anmuthige Lage, die Ueppigkeit des unerschöpflichen Bodens, der die mannichfachen Erzeugnisse hervor- rufende Anbau, welcher durch die wärmende Sonne und die kluge Benutzung des Wasserreichthums zum höchsten Flor gebracht ist, die Wohnungen der dicht gedrängten, verständigen und eifigen Bevölke- rung, alles dies vermag man mit Einem Blicke zu umfassen. Wir sind in der zweiten Hälfte des Monats October. Während jenseits der Berge die erschöpfte Natur bereits von ihrer Thätigkeit auszu- ruhen beginnt, wirkt hier, wie im leichten Spiele, ihre nimmer ru- hende Schöpfungskraft fort, und zaubert uns, nur im Wechsel der mannigfachen von ihr gespendeten Früchte sich erholend, im Spät- herbste einen neuen Frühling hervor. Die zahllosen, Berg und Feld zum lieblichsten Walde umgestaltenden Maulbeerbäume prangen eben im saftigen Grün ihres zweiten Blätterschmuckes, durch welches nur hier und da ein lichter Wiesengrund oder die schwarze Gartenerde des neubestellten Ackers verstohlen durchblickt. Dazwischen ranken sich in endlosen Reihen die hellen Rebenzüge, von der Trauben- fülle strotzend, über Feld und Thal bis zu den Spitzen der Hügel hin, auf deren Kämmen das glänzende Laub der Kastanienbäume sich zum Busche zusammendrängt, während auf den Höhen und in der Ebene riesige Ballnußbäume mit ihren breiten Blätterkronen die lebendige Färbung der Landschaft erhöhen. Und dieses mildfreund- liche Bild erhält erst seinen wahren Charakter durch die tausend und tausend Wohnungen, welche als Wahrzeichen menschlicher Herrschaft in den weiten Raum gesäet, dem Blick von allen Seiten gastlich entgegenwinken. Wer nennt sie alle, die unzähligen Häusergruppen, Dertchen, Dörfer und Gemeinden, welche vom fernsten Horizonte her, dicht gedrängt und gleich den hellen Perlen des Morgenthaues von der Frühsonne beleuchtet, aus dem grünen Meere emportauchen!

Ueberall blicken uns die Spuren menschlichen, von der gütigen Natur überreich gesegneten Fleißes und ruhigen Genusses entgegen. Ein Ort reicht durch seine zerstreuten Häusermassen dem andern freundlich die Hand; allenthalben erheben sich aus der üppigen Umgebung, leicht und lustig emporsteigend, die schlanken, zierlichen Kirchtürme; vornehm dehnen sich auf den Gipfeln der Hügel und in den weiten Feldmarken die prachtvollen Landhäuser der Grundherren aus, und bescheiden bergen sich hinter dem dunklen Laub die farblosen Wohnungen der Landleute. Noch in weiter Ferne, wo eine dichtere Luftschicht schon das Land verhüllt, verwandelt sich, wenn man den Blick verweilend haften läßt, der Nebelstreif allgemach in eine belebte, farbenreiche Landschaft; ein heller Punkt tritt nach dem andern aus dem Dunkel hervor, und noch dort, wo das Bild dem matten Auge sich entrückt, zeigt im Dämmerlichte ein nach dem Himmel strebender Thurm, wohin unser letzter Blick sich richten soll.

## 2. Die Marenmen.

Es giebt vielleicht in ganz Eunopa keinen fruchtbareren Boden, als der der Marenmen ist. Man muß nur zur Zeit der Ernte herkommen, wenn die Fluth der Schnitter von den Bergen in die Ebene hinabströmt, und die Einsamkeit wie durch einen Zauberschlag plötzlich bevölkert wird. Es war am Ende des Juni, als ich an einem herrlichen Morgen eine jener schmutzigen Schenken verließ, in denen man hier zu übernachten gezwungen ist. Bald traf ich auf ein Heer von nahe an tausend Schnittern, welche so eben ihre Arbeit begonnen hatten. Was mir an ihnen am meisten auffiel, war ihr



düsteres Schweigen; kein anderer Ton wurde hörbar, als das Knirschen der Sichel und das Rascheln des Getreides. Alle arbeiteten in einer Reihe, und die Aufseher zu Pferde trieben, den Stock in der Hand, zur Arbeit an. Wenn hier und da ein schwaches Weib hinter den übrigen zurückblieb, so trieb ein hartes Wort oder ein Schlag mit dem Stocke sie wieder in ihre Reihe. Zwar erhob sich hin und wieder ein dumpfes Murren der Entrüstung unter den Arbeitern, aber eine drohende Geberde war die Antwort, und Alles schwieg wieder, wie zuvor.

Nach einiger Zeit wurde die Scene durch ein fernes Geräusch unterbrochen. Es war ein Heer von Schnittern, welche ihre Arbeit vollendet hatten, und mit Schalmeyen und unter fröhlichen Gesängen in ihre Berge zurückkehrten. Auf diesen Bergbewohnern beruht hier der ganze Ackerbau; sie pflügen, säen und ernten, sie allein hüten auch die Heerden, denn die Maremmen selbst haben so wenig Bewohner, daß hier ohne die Arbeiter aus dem Gebirge Ackerbau und Viehzucht unmöglich wäre. So düster und still die Arbeitenden waren, so lärmend und lustig zogen die in die Heimath zurückkehrenden an mir vorüber. Uebrigens grüßte keine der beiden Parteien die andere, obwohl sie Landsleute, vielleicht gar Nachbarn waren.

Lange Zeit, nachdem der fröhliche Zug sich entfernt hatte, schleppten sich einige Nachzügler mit langsamen Schritten auf der Landstraße hin. Ihre franke Farbe und ihre hohlen Augen bewiesen, daß das Fieber sie verzehrte und das Gift der Maremmen-Luft in ihren Adern floß. Sie waren gekommen, um durch anstrengende Arbeit Brot für ihre Kinder zu erwerben, und hatten nur Krankheit und Tod gefunden.

Es ist ein elendes Leben, das diese Bewohner der Abruzzen führen. Jahr aus, Jahr ein bemühen sie sich, um dem steinigten Boden einige dürftige Aehren abzugewinnen, und auch von dem We-

Böllergemälde.

nigen, das sie erbauen, nimmt die Regierung noch die Hälfte in Anspruch. So müssen sie denn, trotz Fieber und Tod, immer wieder in die Maremmen wandern, um nur die nothwendigsten Bedürfnisse ihrer Familien befriedigen zu können. Von der jämmerlichen Armut, die in ihren Dörfern herrscht, kann ein Deutscher sich keinen Begriff machen; kommt man aber vollends zur Zeit der Auswanderung hin, so findet man nicht einmal Menschen in denselben, mit Ausnahme einiger Greise, der franken Weiber und der ganz jungen Kinder. In den sumpfigen Gräben, die sie Straßen nennen, treiben sich Schweine und Kinder bunt durch einander umher; die Weiber sitzen spinnend vor den Thüren, singen traurige Lieder mit einer noch traurigeren Stimme, und zählen angstvoll Tage und Stunden bis zur Rückkehr ihrer Männer. Zieht endlich die Schaar heran, so erklettern sie die höchsten Felsen, betrachten angstvoll die durch das Fieber gelichteten Reihen, und erheben dann, wenn ihre Väter oder ihre Männer fehlen, in Verzweiflung ihr Klagegeschrei, während die Andern die Luft mit Jubel erfüllen.

Ich hatte den fleißigen Schnittern lange Zeit zugesehen, und machte mich endlich auf den Weg, um Rom wo möglich noch vor Abend zu erreichen. Den ganzen Tag über sah ich dieselben Scenen, hier ein großes Feld mit Schnittern, dort ungeheure mit Garben beladene und von Büffeln gezogene Wagen, weiterhin einen Haufen erschöpfter Arbeiter, welche im Schatten einiger Fichten schliefen, oder endlich eine Herde von Pferden, welche auf dem festen Boden das Getreide ausstampften.

Glücklicher, als das Loos der Schnitter, ist das der Hirten in den Maremmen. Diese steigen im Winter von den Gebirgen herab, und kehren im Frühling mit ihren Heerden dahin zurück. Sie sind ein ungebildetes, aber ehrliches und gastliches Geschlecht, dem dies unständige Nomadenleben und die unumschränkte Herrschaft über die

ihm anvertrauten Heerden eine Kraft und Unabhängigkeit des Charakters giebt, welche der slavische Schnitter nicht kennt. Mit einer Lanze bewaffnet, reitet der Hirt in seinem Gebiete umher, und bestraft mit dem scharfen Eisen die ungehorsamen Thiere.

### 3. N o m.

In einer abscheulichen, mit allerlei Gepäc vollgestopften Kutsche fuhren wir durch eine öde, traurige Gegend der Hauptstadt der christlichen Welt zu. Vor dem Wagen her schwankten drei große Schattenbilder von Pferden, von denen zwei zu beiden Seiten der Deichsel, das dritte zehn Schritte vor ihnen ging. Es verging keine halbe Stunde, ohne daß unsere Kofse in rührender Eintracht hinfanken, und Zügel, Stränge und Kutscher so tief in ihren Fall verwickelten, daß wir Passagiere eiligst herbeispringen mußten, um die Ordnung herzustellen.

Die Unterhaltung meiner Reisegefährten war nicht anziehender, als der Weg und das Fuhrwerk. Sie drehte sich um die Räubereien, die kurz zuvor auf den verschiedenen Landstraßen im Kirchenstaat ausgeführt worden waren. Namentlich war auf dem Wege, auf dem wir uns befanden, eine Woche vorher eine Diligence mit achtzehn Passagieren, Deutschen, Russen, Engländern, Franzosen und Italienern, in der Nacht von sechs Räubern angefallen worden, von denen vier mit Schießgewehr und zwei mit Stöcken bewaffnet gewesen waren. Die Passagiere hatten aussteigen und sich mit dem Gesicht auf den Boden legen müssen; dann waren sie ihrer Baarschaft, ihrer Kostbarkeiten und ihres ganzen Gepäcks beraubt worden.



Uns ging es nicht so schlimm. Wir wurden nicht angefallen, dafür aber plagte uns die Hitze auf eine entseßliche Weise. Schlimmer noch waren die Schaaren von Ungeziefer, die in den elenden Wirthshäusern, in denen wir übernachteten und zu Mittag aßen, über uns herfielen.

Als wir uns den berühmten Pontinischen Sümpfen näherten, war ich im höchsten Grade überrascht, denn ich hatte mir von ihnen ein ganz anderes Bild entworfen. Ich hatte eine Wüste erwartet und über derselben eine schwere, verpestete Luft; statt dessen fand ich eine schöne, von Platanen und Akazien eingefasste Straße, auf der einen Seite derselben einen breiten Entwässerungskanal, auf welchem kleine, mit Binsen und Heu beladene Schiffe fuhrn, jenseit desselben große, ruhig weidende Kühe, ringsum aber ein schönes, frisches Grün. Der Luft war durchaus nichts anzumerken; unser Betturino warnte uns jedoch vor dem Einschlafen, weil man sonst sich dem Fieber aussetzt. Als gegen Mittag die Hitze unerträglich wurde und eine bedenkliche Mattigkeit sich der ganzen Gesellschaft bemächtigte, ließ unser gefälliger Betturino, um uns wach zu erhalten, mit einer Stentorstimme ein Lied erschallen. Dann mußten wir ihm einzeln sagen, wie uns sein Gesang gefallen habe, und so fuhr er fort, bis wir die Sümpfe hinter uns hatten. Da brach er plötzlich ab und sagte: „Seht, meine Herren, können Sie schlafen.“ Aber schon nach kurzer Zeit eröffnete sich uns die Aussicht auf eine weite Ebene, an deren Ende sich die Peterskuppel erhob.

„Da ist Rom!“ rief freudig der Betturino, und die ganze Gesellschaft klatschte in die Hände. Der Eindruck, den die merkwürdige römische Campagna hervorbringt, ist der eines Riesentirchhofes. Der leichenfarbige Boden scheint erstorben, und auf allen Seiten ist man von Trümmern umgeben; gewaltige Wasserleitungen erheben die Arme ihrer zerbrochenen Bogen; große Mauerstücke, die zu



ihrem Einsturze noch ein oder zwei Jahrhunderte bedürfen, hängen schwebend in der Luft; einige Gräber, welche hundert Stürme überdauert haben, stehen noch aufrecht.

Während der Zollauffeher am Thore mit unserem Betturino verhandelte und wir abgestiegen waren, um die umhergestreuten ehrwürdigen Trümmer zu betrachten, drängte sich ein schlanker Bursche an uns heran und fragte: „Wo wollen die Herren absteigen?“

Jeder hatte sein Quartier, nur ich nicht. Ich fragte den Betturino um Rath, und er meinte, ich solle nur dem Burschen folgen, der werde mich schon gut unterbringen. Nach einer Stunde war ich in einem schönen Zimmer eingerichtet. Unter meinem Fenster lag ein kleiner Garten mit einem Springbrunnen und einem großen, bis zu mir hinaufreichenden Feigenbaum; einige Schlingpflanzen liefen die Mauer entlang. Ich war bald so heimisch in meiner Behausung, als hätte ich hier schon Jahre lang gewohnt.

Am folgenden Morgen suchte ich das Kaffeehaus auf, das, wie ich wußte, der Sammelplatz meiner Landsleute war. In Begleitung einiger alten Freunde, die ich dort traf, machte ich mich dann auf den Weg, um mich erst auf den Straßen und Plätzen umzusehen. In vielen derselben, namentlich auf dem Corso und dem spanischen Plage, herrscht ein rühriges Leben; aber in den entfernten Stadtvierteln findet man wahre Wüsten, Reihen von Ruinen, Dornbüsche und Gesträuche auf den verfallenen Mauern und schweigende Gassen, in denen die Tritte melancholisch wiederhallen. In den ersten Tagen hat man Mühe, seine traurige Stimmung zu bewältigen, aber Langeweile empfindet man durchaus nicht. Ein eigenthümlicher Reiz, der über diesen großen Trümmern liegt, ruft bald eine ganze Reihe bis dahin unbekannter Empfindungen hervor, ein neues Leben geht in euch auf, und noch könnt ihr nicht absehen, wie weit diese neue Welt euch fesseln wird. Dieser Eindruck wächst von Tage zu Tage,

bloß durch die Macht, welche eine große Vergangenheit auf den denkenden und fühlenden Menschen ausübt.

Ich habe zu Rom einen Engländer gesehen, der im Alter von zwanzig Jahren London verlassen hatte, in der Absicht, sechs Monate zu seiner Reise in Italien zu verwenden. Er ist jetzt sechzig Jahr alt, und verspricht sich noch immer, seine Reise zu vollenden, wenn er seines Aufenthalts zu Rom überdrüssig geworden sein wird. Gewöhnlich ist man schon nach zwei oder drei Monaten so gefesselt, daß man das Abreisen vergißt. Hat man dagegen diese Zeit überstanden, ohne von einer wahren Leidenschaft für die ewige Stadt ergriffen zu werden, so läuft man keine große Gefahr mehr.

Eine der größten Reize der römischen Straßen ist die reiche Fülle frischen Wassers, welches sich in Springbrunnen auf den Plätzen erhebt, unter den Vorhallen murmelt und aus allen Mauern springt. Die Wasserkäufer schlagen ihre Buden um die Wasserbehälter auf, lassen ihre Gläser beständig unter den herabfallenden Strahlen stehen, und bieten den Vorübergehenden Erfrischungen von einladender Reinlichkeit und Klarheit an. Drei Wasserleitungen genügen gegenwärtig; man kann sich denken, wie das alte Rom versorgt sein mußte, als vierzehn Wasserleitungen zugleich thätig waren.

Die Erzählung aller Denkmäler, Museen und Galerien Roms würde schon einen mäßigen Band füllen. Ich habe vierzehn Tage lang jeden Morgen mehrere Denkmäler und wenigstens eine Bildergalerie besucht, und doch nicht Alles gesehen. Deshalb braucht der Leser keine Wanderung durch künstlerische Labyrinth zu fürchten; nur Einzelnes will ich herausheben, was mich besonders ansprach und nicht in den Katalogen stand.

Wenn man eine richtige Vorstellung von der Größe der Peterskirche bekommen will, so muß man wenigstens bis auf die Plattform steigen, welche so breit ist, daß man sich auf einem öffentlichen

Platz zu befinden glaubt. Ein Maulesel, dessen man zur Reinigung derselben bedarf, hat seinen Stall und seine Wagenremise dort oben in einem Winkel.

Die Bäder des Caracalla erwecken durch ihre ungeheuren Verhältnisse kein geringeres Erstaunen als das Kolosseum. Der Kaiser badete dort mit seinem ganzen Hofe. Darauf streckten sie sich auf Ruhebetten um ein weites Gymnasium, und schauten den Kämpfen der Gladiatoren zu. Auch Tanz- und Musiksäle waren vorhanden. Heute geht man auf zerbröckeltem Mosaisboden; dichter Epheu schlingt sich um die Pfeiler, die Badesäle sind zu Rosenfeldern geworden. Heerden von Mauer- und Schwalben nisten in den Spalten, und schwärmen zwitschernend unter den hallenden Gewölben. Ich kam zufällig an einem Festtage hin; Leute aus dem Volke saßen im Kreise unter dem Schatten der Mauern beim fröhlichen Mahle, und sprachen jenes reine, wohlklingende Italienisch, welches nur in Rom das Ohr des Fremden entzückt.

Alle Handbücher empfehlen dem Reisenden ausdrücklich, das Pfingstfest in Rom anzusehen. Ich hatte mit Absicht, zum Theil aus Furcht vor den Engländern, die dann die Stadt förmlich überschwemmen, diese Zeit für Sicilien bestimmt. Der Zufall entschädigte mich für den gehabten Verlust. Ich kam nämlich nach Rom gerade zum Petersfeste, welches ebenfalls mit einer Erleuchtung der Peterskuppel und einem großen Feuerwerk gefeiert wird. Zu Neapel ist die katholische Religion liebenswürdig, zu Rom prächtig und erhabend. Die Erleuchtung der Peterskuppel, welche man von allen Stadttheilen aus sehen kann, macht einen magischen Eindruck, die Girandola der Engelsburg aber bleibt hinter den großen Feuerwerken der Julifeste in Paris zurück.

So starr und unbeweglich der Neapolitaner ist, so gelehrig und gefällig ist der Römer. Dabei giebt Jeder, auch der ärmste Mann

in Rom, eine anziehende und malerische Gestalt ab. Mit seinem spitzigen, von der Sonne gebräunten Hut, seinem Mantel von unaussprechlicher Farbe, seinen büffellebernen Beinkleidern, seinem breiten, offenen Halbe, seiner dunklen Gesichtsfarbe, seiner Adlernase und den schönen Umrissen seiner ganzen Gestalt muß er das Interesse jedes Malers und Zeichners erregen. Die schönsten Männer- und Frauengestalten finden sich auf dem rechten Tiberufer. Die Bewohner desselben behaupten, von den alten Römern, ohne irgend eine Vermischung mit Barbaren, abzustammen. Haben sie auch nicht alle Tugenden der alten Römer geerbt, so besitzen sie doch den Stolz derselben. Dagegen ist Fröhlichkeit, Anmuth und Höflichkeit mehr auf dem linken Ufer zu Hause.

Ich glaubte in Sicilien und Neapel die Hitze einigermaßen kennen gelernt zu haben, aber gegen Ende Juni entdeckte ich zu Rom, wie wenig ich bisher in dieser Beziehung erfahren hätte. Der Himmel sah aus wie geschmolzenes Erz, und eine brennende Luft trat an die Stelle der Morgenkühle. Vor zwölf Uhr ging Jedermann nach Haus, schloß die Läden der Fenster, und streckte sich bis fünf Uhr aufs Bett. Die Stadt gehörte während dieser Zeit den Hunden und Ratten.

Meine nordische Natur konnte sich nicht sogleich an diese Lebensart gewöhnen, und so kam es oft, daß ich während der Mittagsruhe oder Siesta wach blieb. Eines Tages faßte ich um zwei Uhr den kühnen Plan, einen französischen Maler zu besuchen, der auf dem Monte Cavallo wohnte. Die Stadt war wie ausgestorben. Als ich nach dem Quirinal gelangte, schellte ich dreimal an einer kleinen Pforte. Nach zehn Minuten steckte eine Alte den Kopf heraus und fragte: „Wer ist da?“ — „Ich komme den Herrn zu besuchen!“ sagte ich. Sie sah mich verwundert an und schloß das Fenster. Nach wieder zehn Minuten hörte ich sie nach einem Mädchen rufen,



Rom.



und nach einer langen Pause erschallte auch die Antwort. Das Mädchen schloß am Ende des Gartens; endlich hörte ich sie seufzend die Mauer entlang kommen. Sie fragte mich durch die Thür, eben so wie die Alte, und öffnete darauf. Mein junger Maler schloß eben so wenig wie ich; er ruhte nur auf einer Terrasse, und schickte bei meiner Ankunft das Mädchen ins Kaffeehaus, um Sorbet zu holen.

„Man möchte sich doch endlich,“ sagte ich, „zu den Sitten des Landes befehlen.“ — „Wir wollen's versuchen,“ antwortete der Maler; „hier ist eine Matratze; darauf können wir bis fünf Uhr schlafen.“

Kaum begannen mir die Augen zuzufallen, als sich eine helle Pfeife vernehmen ließ und mein Landsmann ans Fenster eilte. „Stehen Sie auf,“ sagte er, „und geben Sie diesem Bettler auch einen Bajacco.“ — „Recht gern,“ erwiderte ich, „aber wenn Sie mich um jeden vorübergehenden Bettler aufwecken, so werden wir vom Schlafe nicht sonderlich viel verspüren.“ — „Wegen der anderen werde ich Sie nicht belästigen. Aber dies ist der Pifferaro; hören Sie seine Pfeife?“ — „Lassen Sie ihn pfeifen.“ — „Scherzen Sie nicht. Dieser Schurke bringt denen, welche ihm nichts geben, sicher Unheil. Das ist hier eine allbekannte Sache. Sehen Sie nur, wie die Nachbarn ihre Bajaccos regnen lassen. Ich gebe ihm lieber einen kleinen Tribut, als daß ich mich seinem Zorn aussetze.“ — „Daran thun Sie sehr wohl,“ sagte ich, und erblickte durch das Fenster einen Greis, der sich kunstreich in seine Lumpen gewickelt hatte. An seinem Hut ohne Deckel prangte eine Fasanenfeder, und durch das zerlöchernte Hemd sah man auf der Brust ein Mosaikband. Am Gürtel hing eine Schiefertafel und eine eiserne Gabel. Auf dem Rücken trug er einen leinenen Quersack, und an der Seite hatte er einen an einem rothen Bande hängenden rostigen Degen.

Sein Bart, seine mageren Züge und seine langen Augenbraunen gaben ihm ein überaus malerisches Ansehn. Die Gabe meines Gefährten nahm er freudig dankend auf; aber mein Bajocco hatte nicht das Glück, ihm zu gefallen, denn er warf mir einen giftigen Seitenblick zu.

„Bist Du nicht zufrieden?“ fragte ihn der Maler.

„Für einen reichen Fremden,“ antwortete der Bettler, „ist's etwas wenig.“

Ich war von Neapel aus schon an dies „zu wenig“ gewöhnt, dem man nicht entgehen kann, selbst wenn man einen Pfaster statt eines Pfennigs geben wollte. Ich erzählte ihm also in der burlesken Weise der neapolitanischen Bettler, daß ich ein viel zu armer Mann sei, um ihm ein Geschenk anbieten zu können, wie es ein so bewaffneter Edelmann verdiene. Als der Pifferaro sah, daß ich über den Aberglauben spottete und das Land der wahren Bettler kannte, warf er mir einen noch giftigeren Blick zu, und ging pfeifend davon.

„Sie können froh sein,“ sagte der junge Maler zu mir, „wenn Ihnen heute nichts Aergersüßes zustößt.“ — „Vor Allem,“ erwiderte ich, „wird mir ein Glück zustoßen, da Sie, um mich einzuschläfern, mir die Geschichte dieses Mannes erzählen werden; das Weitere wollen wir dann abwarten.“

Ich steckte ein Cigarro an und richtete mich wieder auf der Matrasse ein, während der Maler die Geschichte des Pifferaro begann: „Verflossenes Jahr wohnte dieser Bettler auf der anderen Seite der Liber. Statt in den Straßen herumzuziehen, wie gegenwärtig, hielt er sich an einer Brücke auf, einem kleinen Kaffeehause gegenüber, in welchem er jeden Abend das Almosen vertrank. Der Wirth hatte eine schöne Tochter, welche stets finster ausah, auf jeden Scherz der Gäste mit einer Ohrfeige antwortete, sich übrigens



gut ausführte, mild gegen die Armen war und ihre Pflicht that. Zwei junge Männer aus der Nachbarschaft schienen besonderes Interesse an der schönen Giovannina zu haben, und hätten mit ihr gern das Kaffeehaus des Alten erheirathet. Der eine, Don Vespasiano, war ein schöner Mann, aber trotz seiner Höhe von sechs Fuß und seiner gewaltigen Körperstärke nicht zum Arbeiten aufgelegt. Der andere, Don Ambrogio, war zwar minder schön, als sein Nebenbuhler, aber noch stärker. Er stellte sich wie ein römischer Kaiser vor das Wirthshaus, schlug seinen löchrigen Mantel in Falten, und da er kein Geld hatte, um in die Schenkstube hineinzugehen, wartete er, daß Giovannina auf der Schwelle mit ihm plaudern sollte. Das Mädchen gab dem Vespasiano den Vorzug, und wenn sie Wasser holte, verweilte sie gern am Brunnen, in dessen Schatten er schlief, und plauderte mit ihm zum großen Mißfallen des Don Ambrogio, dem sie stets antwortete, daß sie zu viel im Hause zu thun habe, um sich bei ihm auf der Straße zu versäumen. Der Vater wünschte keinen von beiden zum Schwiegersohn, und öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster, um ihnen einige derbe Schimpfwörter zukommen zu lassen und sie anderswohin zu verweisen. Man antwortete ihm auf ähnliche Weise und entfernte sich, um nach einigen Minuten wiederzukommen.

Eines Sonntags hatten die beiden Nebenbuhler etwas Geld in ihrer Tasche und traten in die Wirthsstube. Eine Flasche Wein hatte ihnen den Kopf erhitzt, und sie begannen, sich wilde Blicke zuzuwenden, als der Pifferaro seine Pfeife vor dem Fenster erschallen ließ. Vespasiano gab ihm einen Bajocco, aber Ambrogio warf ihm ein Salatblatt ins Gesicht und hieß ihn zum Teufel gehen.

„Don Vespasiano, sei gesegnet,“ rief der Bettler, „ich werde Dir Heil bringen. Du wirst in deinem Vorhaben glücklich sein.“ Darauf wendete er seine braunen Augen gegen Ambrogio und lachte

ihm ins Gesicht. Am folgenden Tage brachte der Vater den Sohn eines Drechslers, einen geschickten Arbeiter, ins Haus, und sagte der Tochter, daß er seine Werbung angenommen habe. Die Tochter nahm den aufgedrungenen Bewerber kalt auf, wagte aber nicht, von ihrer Zuneigung zu Vespasiano zu reden. Don Ambrogio, stets auf seinem Posten, hatte bemerkt, was ihm drohte. Als der Drechsler am späten Abend aus dem Gasthause trat, sprach eine bis an die Augen in den Mantel gehüllte Figur zu ihm: „Ich verbiete Dir, wieder in dieses Gasthaus zu kommen.“ Der junge Mann antwortete, daß er so oft wiederkommen werde, als ihm beliebe. Darauf zog Ambrogio sein Messer, verwundete ihn in die Brust und stürzte sich dann auf ihn, um sein Werk zu vollenden.

Vespasiano und der Pifferara liefen auf das Geschrei des Verwundeten herzu. „Hilf ihm nicht,“ sagte der Bettler; „und Dein Glück wird bald gemacht sein.“ Vespasiano befolgte den Rath, ging nach Hause, ließ den Mörder sein Werk vollenden, und da am Mittage die Lotterie gezogen wurde, so gedachte er der Worte des Bettlers, ließ sich bei seinen Freunden einige Paoli, und, war es nun sein Glück oder die prophetische Gabe des Bettlers, er kam mit einer Ambe heraus. Er gewann achthundert Paoli, für ihn ein gewaltiges Kapital, und da Ambrogio von der Polizei festgenommen und der Drechsler ermordet war, so heirathete er Giovannina. Die Geschichte machte Aufsehen und begründete den Ruf des Pifferaro. Jetzt wohnt der Bettler am Velisarthore in einer erbärmlichen Hütte; doch hat er jedesmal, wenn er ausgeht, eine reiche Ernte. Man sieht ihn niemals in den schönen Stadttheilen; er zieht die öden Straßen vor. Wehe dem, der ihm seinen Bajocco verweigert; es droht ihm desselben Tages sicher ein Unglück.

Ehe mein Freund die zweite Geschichte begann, war ich eingeschlafen, und er befolgte mein Beispiel. Wir erwachten erst, als

es schon finstere Nacht war. In den Speisehäusern wollte man uns nichts mehr geben, die Villa Borghese war verschlossen, und als wir ins Theater kamen, ging eben der dritte Akt an. Das waren die Folgen von der Drohung des Pifferaro.

Nach einem Monate hatte ich mich vollkommen eingewohnt und wurde gewahr, daß die Zauberstadt mich in ihren Fesseln hielt. Es kostete mir große Mühe, mich loszureißen, und ich ließ dreimal bei dem Betturino das Aufgeld im Stich, um nur noch einen Tag länger in Rom verweilen zu können.

#### 4. Das Carneval.

In keinem Lande der Welt wird das Carneval mit solchem Pomp und so lärmenden Vergnügungen gefeiert, als in Italien, namentlich in Rom, Neapel und Venedig. Alles ist dann maskirt; Mönche und Nonnen selbst führen in ihren Klöstern Schauspiele auf; auch ist es ihnen dann erlaubt, die Klostermauern zu verlassen und an den Lustbarkeiten des Volkes theilzunehmen. In allen größeren Städten werden große Spazierfahrten auf dem Corso gehalten; wer einen Wagen hat, schließt sich im Maskenanzuge an; alle Schaubühnen sind geöffnet, und in Straßen und Plätzen findet tausenderlei Spektakel statt. Alle Standesverhältnisse sind dann aufgehoben, und unter allen Ständen herrscht die ausgelassenste Lustigkeit. Jeder bemüht sich, neue possirliche Aufzüge und lächerliche Gestalten zu erfinden, und selbst der Bettler weiß sich mit seinen Lumpen festlich auszuputzen. Dabei wird jeder Scherz gutmüthig aufgenommen und lachend erwidert, denn man ist nicht bloß bemüht



sich zu ergötzen, sondern auch zur Erheiterung der Anderen beizutragen.

Fast in jeder Stadt wird das Carneval auf andre Weise gefeiert. In Florenz fängt es mit einem nächtlichen Volksfeste an, bei welchem eine aus Stroh gemachte und mit Lorbeerblättern und Eypheu geschmückte Figur, von zahllosen Fackeln und lauter Musik begleitet, unter dem Jubelgeschrei des Volks durch die Hauptstraßen der Stadt geführt wird. Manche reiten auf Pferden und Eseln nebenher; Andre blasen auf langen Hörnern von gebranntem Thon, die einen verzweifeltsten Lärm machen. In anderen Städten sind Klettergerüste aufgerichtet, die mit Früchten und Eswaren behangen sind; hier belustigt sich das Volk mit dem Ballonschlagen und Scheibenwerfen, dort mit einem Carroussel, einer Stierheße oder einem großen Pferderennen.

Ich befand mich zur Zeit des Carnevals in Rom. Der Jubel, der allen Leuten den Kopf verdrehte, hatte schon acht Tage gedauert, und nun begann auch mir der Kopf ein wenig schwindlig zu werden. Aber es half nichts, ich mußte bis zum Schluß aushalten, denn die Ausgelassenheit des römischen Volks ist so ansteckend, daß auch der kälteste Mensch nach der ersten Viertelstunde, die er auf dem Corso zubringt, ganz und gar in den Jubel mit hinein gerissen wird. Alle Tage war der ganze Corso auf das festlichste geschmückt; alle Balkone, alle Fenster waren mit den prächtigsten seidnen Teppichen geziert und mit allem, was Rom an Schönheiten aufzuweisen hatte, dicht besetzt. Auf beiden Seiten der Straße saßen auf erhöhten Stühlen die Frauen des Volks, mit den prächtigsten Kostümen angethan, und in der Mitte des Corso bewegte sich die endlose Wagenreihe langsam Schritt vor Schritt vorwärts. Für Männer ist im Wagen das größte Vergnügen zu finden. Ehe man mit dem Wagen in den Corso einbiegt, sucht man sich mit aller möglichen Provision

zum Werfen zu versehen, die hauptsächlich in Bouquets und kleinen Gyss-Confetti besteht. Uns Allen, die wir zum ersten Male in diese Geheimnisse eingeweiht werden sollten, kamen diese Vorbereitungen ein wenig übertrieben vor, und wir konnten uns kaum ein Vergnügen bei diesem gegenseitigen Bewerfen denken; doch kaum waren wir auf dem Corso angelangt, kaum waren uns aus den ersten Fenstern Blumen von schöner Hand zugeflogen, als wir uns auch schon wie die eingefleischten Römer in das heftigste Bombardement einließen. Das muß man aber auch wirklich sehen und mitmachen, um diese wahrhaft elektrische Wirkung begreifen zu können, die es, besonders beim ersten Male, auf einen Fremden hervorbringt. Mit jedem Fenster, mit jedem Balkon, mit jedem vorübergehenden Wagen oder vielmehr mit den daran, darauf und darin befindlichen Damen eröffnet man einen Kampf. Bouquets auf Bouquets fliegen hin und her; wo man auf Bekannte oder auf besondere Schönheiten stößt, muß man sich durch einen wahren Hagel von Blumen auszeichnen, der denn auch auf eben so ergiebige Weise erwidert wird. Will man sich dann noch besonders hervorthun, so wirft man noch vorzüglich schöne Blumensträuße von Rosen, Veilchen oder gar eine Camélie, so wie niedliche Bonbons und Zuckerwaaren, worauf man denn durch kleine Handarbeiten der Damen und durch selbstgemachte Blumen belohnt wird. Trifft man dagegen einen Wagen mit bekannten Männern, so entspinnt sich alsbald ein wüthender Krieg mit Confetti, die wie Hagelwolken zwischen den beiden Parteien hin- und herfliegen. Namentlich findet man hier bei den Engländern geharnischte Gegner, die Einem mit eigens dazu fabrizirten Schaufeln gleich zwanzig bis dreißig Pfund von diesem Zeug ins Gesicht schütten, denen man dann mit Mehl gefüllte Eier gegen den Kopf zu werfen sucht. Schwer ist es dagegen, sich an solchen zu rächen, die von hohen Balkonen herab Einem die Confetti in solchen

Massen auf den Kopf regnen lassen, daß der Boden des Wagens fußhoch davon bedeckt ist. Doch gelingt es auch öfters, einen so gefährlichen Gegner durch eine gut gezielte Orange oder Citrone zu strafen. So sieht man den ganzen Corso herunter eine bis zur Tollheit ausgelassene Menschenmasse, die sich unter einem beständigen Blumenregen auf und ab bewegt. Wie stark derselbe ist, wird daraus wohl einleuchten, daß man im Laufe eines Nachmittags in einem Wagen eine Provision von circa zweitausend Bouquets anzuschaffen hat, während doch unaufhörlich von allen Seiten dieselben auch wieder hineinfliegen. Nach vier Uhr müssen die Wagen den Corso räumen; die Straße wird geleert und es beginnt dann das Pferderennen, worauf bis zur Dunkelheit das unterbrochene Bombardement wieder beginnt. Den höchsten Gipfel der Lust erreicht aber das Carneval am letzten Abend, wo bei anbrechender Dunkelheit jeder ein Licht anzündet. Alles ist dann erleuchtet von den Fenstern und Balkonen bis zu den Dächern, alles bis hinunter auf die Straße mit brennenden Kerzen bewaffnet, die man sich unter dem tollsten Geschrei gegenseitig auf alle mögliche Weise auszulöschen sucht. Die ganze Stadt gleicht dann buchstäblich einem auf- und abwallenden Feuermeer, überall Lärmen, Lustigkeit und Ausgelassenheit, überall schöne Weiber in den herrlichsten Costümen. Dies macht wirklich, wenn man auch durch die sieben Carnevalstage mit all ihren Tollheiten ein wenig abgestumpft ist, einen fabelhaften Eindruck.

## 5. Hussein Pascha in Neapel.

In einem Wagen, der für eine Person gebaut zu sein schien, in welchen aber zwölf Menschen hineingepackt waren, durchfuhr ich die glückliche Campagna von Neapel. Die Mitte des Wägelchens hatte ein dicker Mönch inne; neben ihm saßen zwei Frauen, an deren Seite ihre Männer Stehplätze inne hatten; hinter dem Mönch stand der Kutscher, und neben diesem zwei Lazzaroni; ich hatte den Kutscherstiz inne, und zwischen unsern Füßen kauerten drei Kinder. Man zählte nur Einen nach dem Anderen, Mönch, Frauen, Männer, Kutscher, Lazzaroni und Knaben, und man wird die Summe von zwölf Personen herausbringen. Es traf sich mitunter, daß unser Wagen über einen großen Stein fuhr und umwarf, und dann seine Ladung, nach Verhältniß ihrer Schwere, in allen Richtungen hinschleuderte. In solchen Fällen dachte niemand an sich selbst; die Aufmerksamkeit der Gesellschaft wendete sich allein dem Mönche zu. Hatte er Schaden genommen, so war die Reise fürs erste vorüber; man trug ihn in das nächste Haus und legte ihn zu Bett; die Frauen pflegten und hätschelten ihn und beteten für ihn. War der Gottesmann mit heiler Haut davon gekommen, so hatte Keiner das Recht, sich zu beklagen; Alles setzte sich auf seinen alten Platz, die Peitsche knallte, der Fuhrmann rief seinen Pferden zu, und der Wagen rollte mit erneuter Geschwindigkeit von dannen.

Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft in Neapel ereignete sich in dem Gasthose, den ich bewohnte, eine merkwürdige Geschichte. Das erste Stockwerk des Gasthofs war seit einigen Monaten von dem früheren Dey von Algier, Hussein Pascha, und seinen Frauen und Sklaven bewohnt. Plötzlich trat am Morgen ein schwarzer Sklave in die Küche des Hotels, und forderte das größte Messer, Völkergemälde.



welches zu finden wäre. Der Koch gab ihm ein großes Franckir-  
messer, etwa achtzehn Zoll lang, vom schärfsten Stahl und biegsam  
wie ein Rohr. Der Neger besah es, schüttelte zweifelhaft den Kopf,  
nahm es aber dennoch mit; bald darauf kehrte er indessen zurück  
und fragte nach einem größeren. Der Koch durchstöberte alle seine  
Schränke, und fand zuletzt eine Art von Hirschfänger, den er wegen  
seiner ungeheuren Größe fast nie gebrauchte. Hiermit schien der  
Neger etwas zufriedener zu sein; er steckte ihn zu sich und entfernte  
sich von neuem. Wenige Minuten nachher erschien er zum dritten  
Mal, gab das Messer zurück und forderte ein noch größeres. Die  
Neugier des Kochs wurde dadurch gereizt, und er erkundigte sich,  
wer das Messer verlange, und zu welchem Zweck.

Der Afrikaner erzählte jetzt ganz kaltblütig, daß der Dey, der  
seine Staaten in einiger Eile verließ, es vergessen habe, einen Scharf-  
richter mitzunehmen und daß er ihm deßhalb befohlen habe, ein  
großes Messer anzuschaffen und einem seiner Sklaven, Namens Os-  
min, den Kopf abzuschneiden, da dieser über die Weiber nachlässig  
Wache gehalten habe. Eine der Frauen, Namens Zaide, habe die  
ihr gelassene Freiheit benutzt, um mit einem jungen Christen eine  
Unterhaltung anzuknüpfen, und es sei daher die Absicht Sr. Hoheit,  
sie in einen Sack zu stecken und bei der nächsten Spazierfahrt in  
der Bay von Neapel dem Verwahrsam der Meergeister zu überge-  
ben. Ueber dies Verfahren bestürzt, bat der Koch den Schwarzen,  
einen Augenblick zu warten, bis er ihm ein größeres Messer holen  
würde, und eilte dann zu dem nächsten Polizeibeamten. Der Be-  
amte lief sogleich zu dem Polizei-Minister; dieser rief nach seinem  
Wagen, und begab sich ohne Verzug in das vom Dey bewohnte Hotel.

Der Dey lag, von Kissen gestützt, auf einem Divan und rauchte  
aus einem kostbaren Tschibuk, während zwei Sklaven ihm Luft zu-  
fächelten. Der Minister verbeugte sich dreimal, und begann, wäh-

rend der Dey ihm zunickte: „Hohheit, ich bin der Polizei-Minister.“  
 — „Ich weiß es,“ erwiderte der Dey. — „Dann werden Ew. Hohheit den Grund meines Besuchs mathmaßen können.“ — „Keinesweges. Sie sind mir aber in jedem Fall willkommen.“ — „Ich komme, um Ew. Hohheit an der Ausführung eines Verbrechens zu verhindern.“ — „Eines Verbrechens? Welches Verbrechens?“ rief der Dey, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und den Redenden mit grenzenlosem Erstaunen betrachtete. — „Es wundert mich, daß Ew. Hohheit nachfragen können,“ antwortete der Minister. „Wollen Sie nicht dem Dsmin den Kopf abschneiden lassen?“ —

„Das ist kein Verbrechen,“ entgegnete der Dey.

„Ist es ferner nicht Ihre Absicht, Zaide ins Meer zu werfen?“

„Das ist kein Verbrechen,“ wiederholte der Dey. „Ich habe Dsmin für fünfhundert Piaster und Zaide für tausend Zechinen gekauft, eben so wie ich diese Pfeife für hundert Dukaten gekauft habe.“

„Nun,“ sagte der Minister, „was folgern Ew. Hohheit daraus?“

„Daß mir diese Pfeife gehört, da ich sie gekauft und bezahlt habe, und daß ich sie also in Stücke schlagen kann, ohne daß Jemand ein Recht hätte, etwas dagegen einzuwenden.“ Und indem der Pascha diese Worte sprach, zerschlug er seine Pfeife und warf die Bruchstücke von sich.

„Alles recht gut, was die Pfeife betrifft,“ entgegnete der Minister; „aber Dsmin und Zaide?“

„Sind für mich nicht mehr als eine Pfeife,“ sagte der Dey mit ernster Miene.

„Wie!“ rief der Minister, „weniger als eine Pfeife! Ein Mann weniger als eine Pfeife! Eine Frau weniger als eine Pfeife!“

„Dsmin ist kein Mann und Zaide keine Frau; es sind Sklaven. Ich werde dem Dsmin den Kopf abschneiden und Zaide ins Meer werfen.“

„Mit nichts!“ erwiderte der Polizei-Chef, „wenigstens nicht in Neapel.“

„Hund von einem Christen!“ schrie der Dey, „weißt Du, wer ich bin?“

„Sie sind der gewesene Dey von Algier, und ich bin der neapolitanische Polizei-Minister, und wenn Ew. Hoheit grob werden, so werd' ich Sie ins Gefängniß schicken.“

„Ins Gefängniß!“ wiederholte der Dey, indem er auf seine Riffen niedersank.

„Ins Gefängniß,“ bekräftigte der Minister mit ruhiger Stimme.

„Ganz wohl,“ sagte Hussein, „ich verlasse noch diesen Abend Neapel.“

„Ew. Hoheit können gehen oder kommen, wie es Ihnen beliebt. Ich muß jedoch eine Bedingung hinzufügen: vor Ihrer Abreise müssen Sie beim Namen des Propheten schwören, daß Sie weder dem Dsmin noch der Zaide ein Leid thun werden.“

„Dsmin und Zaide sind mein Eigenthum, und ich werde mit ihnen thun, was mir gefällt.“

„Dann werden Ew. Hoheit die Güte haben, sie mir auszuliefern, um sie nach den Landesgesetzen bestrafen zu lassen, und bis dieses geschieht, wird man Ihnen nicht erlauben, Neapel zu verlassen.“

„Wer wird mich daran verhindern?“ rief der Dey, außer sich vor Wuth.

Der Minister trat ans Fenster und gab ein Zeichen. In einem Augenblick hörte man das Gepolter schwerer Stiefeln und den Klang von Sporen auf der Treppe; die Thür öffnete sich, und es kam ein riesenhafter Gendarmen-Corporal zum Vorschein, die rechte Hand an der Krämpfe seines Huts, mit der linken seinen Säbel haltend. „Gennaro!“ sagte der Polizei-Minister, „wenn ich Dir auftrüge,

diesen Herrn zu arretiren, würdest Du wohl Schwierigkeiten machen, meinen Befehl zu vollziehen?"

„Nicht die geringste, Excellenz!“ antwortete der Korporal.

„Du weißt, daß sich dieser Herr Hussein-Pascha nennt?"

„Ich wußte es nicht, Ew. Excellenz,“ lautete die Antwort.

„Und daß er Dey von Algier ist?“ fuhr der Minister fort.

„Excellenz halten zu Gnaden, ich weiß nicht, was das ist.“

„Sehen Sie?“ sagte der Minister, indem er sich an den Dey wandte.

„Soll ich?“ fragte Gennaro, indem er ein Paar Handschellen aus der Tasche nahm und auf den Dey zuging, der entsetzt einen Schritt zurücktrat. — „Nein!“ sagte der Minister, „es wird nicht nöthig sein. Se. Hoheit werden thun, was man von ihm verlangt. Geh jetzt hin, suche einen Mann, Namens Dömin, und ein Weib, Namens Zaide, und bringe sie beide nach der Präfectur. Wenn Sie dies nicht wünschen,“ fuhr er fort, indem er sich an den Dey wandte, „so können Sie auch selbst nach Dömin und Zaiden schicken.“

„Versprechen Sie mir, sie bestrafen zu lassen?“ fragte der Dey.

„Gewiß! Sie sollen nach der äußersten Strenge des Gesetzes bestraft werden.“ — Der Pascha klatschte in die Hände; eine verborgene Thür öffnete sich, und ein Sklave trat ins Zimmer. „Bringe Dömin und Zaiden herunter,“ sagte der Dey. Der Sklave kreuzte die Hände auf die Brust, beugte den Kopf und verschwand, ohne ein Wort auszusprechen. Nach einem Augenblick kehrte er mit den beiden Schulbigen zurück.

Dömin war ein kleiner, runder, dicker Kerl mit einem gutmüthigen Gesicht; Zaide war eine schöne Circasserin, deren Augenlieder und Zähne schwarz gefärbt und deren Nägel geröthet waren. Beim Anblick Hussein Paschas fiel der Sklave auf die Kniee; die Augen des Dey's funkelten, und seine Hand fuhr nach dem Griffe

feines Dolchs. Domin erblaſte. Der Miniſter aber winkte dem Gendarmen, der ſich den beiden Arreſtanten näherte, ihnen die Handschellen anlegte und ſie aus dem Zimmer führte. Der Miniſter ſah den Gefangenen und ihrer Eskorte nach, bis ſie um die Straſen-Ecke bogen; dann wandte er ſich wieder zum Dey. „Wenn Ew. Hoheit wünſchen, ſo ſieht es Ihnen jetzt frei, Neapel zu verlaſſen,“ ſagte der Beamte mit unerschütterlichem Gleichmuth und einer tiefen Verbeugung.

„Dieſen Augenblick noch,“ ſchrie Huſſein. „Nicht eine Minute will ich länger in einem ſo barbariſchen Lande verweiſen.“

„So wünſche ich Ew. Hoheit eine glückliche Reiſe,“ ſagte der Miniſter.

„Geht zum Teufel!“ kniſchte Huſſein.

Ehe eine Stunde verfloſſen war, hatte der Dey ein kleines Fahrzeug gemiethet, ging noch denſelben Abend mit ſeinem Gefolge, ſeinen Weibern und ſeinen Schätzen an Bord, und ſegelte um Mitternacht ab, indem er die tyranniſche Regierung verwünſchte, die einem Manne nicht einmal erlaubt, ſeine Frauen zu erſäufen und ſeinen Sklaven die Köpfe abzuschneiden. Am folgenden Tage wurden die Angeklagten vor den Polizei-Miniſter gebracht und verhört. Domin wurde für ſchuldig befunden, geſchlafen zu haben, wo er wachen ſollte, und Zaide, gewacht zu haben, wo ſie ſchlafen ſollte. Durch eine unverzeihliche Nachläſſigkeit war jedoch im neapolitaniſchen Geſezbuche keine Strafe für Verbrechen dieſer Art angeben, und die beiden Verbrecher wurden folglich auf freien Fuß geſtellt. Domin ergriff das Geſchäft eines Räucherkerzenhändlers, und Zaide fand bei einer Dame als Kammerfrau ein Unterkommen. Was den Dey betrifft, ſo verließ er Neapel in der Abſicht, nach England zu gehen, in welchem Lande, wie man ihm berichtete, es

einem Manne frei steht, seine Frau zu verkaufen, wenn er sie auch nicht ersäufen darf. Er erkrankte indessen unterwegs, und mußte zu Livorno anhalten, wo er mit Tode abging.

### 6. Das neapolitanische Corricolo.

Man kann Neapel auf dreierlei Art besuchen, zu Fuß, in einem Kabriolet oder Corricolo und zu Wagen. Zu Fuße geht man überall hin, und sieht deshalb zu viel; zu Wagen fährt man nur durch die drei Hauptstraßen und sieht mithin zu wenig; das Corricolo ist der goldene Mittelweg. Ich schickte nach meinem Wirth und erkundigte mich, ob ich ein Corricolo auf eine Woche oder einen Monat mieten könne; der Wirth rieth mir aber, ein solches zu kaufen, und da mir dieses zu kostspielig erschien, so sagte er: „Die Kosten sind leicht zu berechnen. Das Corricolo wird Ihnen zehn Dukaten zu stehen kommen, jedes Pferd dreißig Carlini, das Geschirr eine Pistole, das Ganze also etwa zwanzig Thaler.“ — „Wie?“ rief ich; „ich sollte für zehn Dukaten ein Corricolo haben?“ — „Ein prächtiges fogar.“ — „Ein neues?“ — „D, Sie verlangen auch zu viel. Es giebt keine neuen Corricoli. Die Stellmacher dürfen keine solche verfertigen; es ist ihnen von der Polizei untersagt.“ — „Wirklich? Und wie lange besteht dieses Verbot?“ — „Vielleicht seit fünfzig Jahren.“ — „Wie ist es aber in diesem Falle möglich, daß noch ein Corricolo existirt?“ — „Nichts ist leichter zu erklären. Es ist untersagt, neue zu erbauen, aber nicht, neue Räder für alte Kutschkasten zu verfertigen, und neue Kutschkasten auf alte Räder zu setzen. Auf diese Art wird jedes Corricolo unsterblich.“ — „Ich verstehe.



Aber die Pferde? Ist es Ihr Ernst, daß ich für acht Thaler ein Paar Pferde haben kann?“ — „Ein herrliches Paar, das Sie mit Windesschnelle davontragen wird.“ — „Aber was für welche?“ — „Natürlich todte, das versteht sich.“ — „Todte?“ — „Nun ja, zu einem solchem Preise können Sie keine anderen erwarten.“ — „Mein lieber Herr, erklären Sie sich näher, ich bitte Sie. Ich reise zu zu meiner Belehrung, und neue Kenntnisse aller Art sind mir im höchsten Grade willkommen.“ — „Sie kennen ohne Zweifel die Geschichte des Pferdes, ich meine die verschiedenen Abstufungen und Wechselfälle im Leben dieses edlen Thieres. Erst trägt es den Sattel, dann zieht es die Equipage, darauf den Postwagen, den Fiaker oder die Droschke, und endlich kommt es zum Abdecker. Damit ist aber die Sache bei uns noch nicht zu Ende, denn hier zu Lande kommen die Pferde vom Abdecker zu den Corricoli. Ich will Ihnen das erklären. Bei den Abdeckereien findet man hier immer Leute, die, sobald man ein Pferd hinausbringt, das Fell und die Hufe zu dem gesetzlich bestimmten Preis kaufen. Statt das Pferd zu tödten und ihm die Haut abzuziehen, nehmen es die Leute mit und benutzen es so viel als möglich, während es noch lebt. Die Haut ist ihnen am Ende doch gewiß. Das ist es, was ich unter todten Pferden verstehe.“

„Was kann man aber mit den unglücklichen Geschöpfen anfangen?“ fragte ich.

„Man spannt sie vor die Corricoli,“ lautete die Antwort.

„Ist es möglich! Die Pferde, mit welchen ich hierher nach Neapel gereist bin —“

„Waren todte Koffe, wie man zu sagen pflegt.“

„Aber sie galloppirten den ganzen Weg?“

„Warum nicht? Die Todten reiten schnell.“



Für den durch meinen Wirth angegebenen Preis wurde ich noch an demselben Tage der glückliche Besitzer eines prächtigen, hellrothen Corricolo, mit zwei feurigen Kennern bespannt, die zur Hälfte von dem Geschirr, den Bändern und den Glocken verdeckt wurden. Umlsonst versuchte ich, selbst zu fahren, da meine Geisterrosse die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen die Peitsche zu hegen schienen; ich überließ daher die Zügel einem Kosselenker von Profession, mit dessen Hülfe ich dann meine Ausflüge durch Neapel glücklich zu Stande brachte. Zuerst besuchte ich die herrlichen Promenaden, den mit Läden besetzten und von Spaziergängern wimmelnden Toledo, und alle hervorstechenden Punkte des paradiesischen Neapel. Nichts Herrlicheres kann die Phantasie erträumen, als diese prächtige Stadt, die sich von dem Ufer des schönsten Meerbusens der Welt amphitheatralisch bis zu einer mit reichen Landhäusern bedeckten Bergkette hinaufzieht. Vergebens wäre es, wollte man das Gewühl und das bewegte Leben in den Straßen beschreiben, das Rufen der Verkäufer, welche ihre Waaren ausbieten, das Geräusch, das die auf den Straßen arbeitenden Handwerker verursachen, und das Durcheinanderlaufen aller dieser bunten, malerischen Gestalten.

## 7. Der Engländer in Pompeji.

Vor einiger Zeit war ein Lord direct aus England zur See nach Neapel gekommen, und hatte während der Reise folgende Betrachtung angestellt: Mit Geld werde ich Alles haben können, was mir gefällt. Er entdeckte bald, daß er sich geirrt habe. Das Dampfboot ankerte im Hafen von Neapel eine halbe Stunde nach der Zeit,



wo es den Passagieren zu landen gestattet ist. Der Engländer, der äußerst seckrank war und um jeden Preis aus Ufer zu kommen wünschte, schickte zum Hafen-Kapitän und ließ ihm hundert Guineen anbieten, wenn er ihm zu landen gestatte. Die Quarantaine-Berordnungen sind in Neapel ungemein streng; der Hafen-Kapitän hielt den Engländer für verrückt und lachte über seinen Antrag. Dieser sah sich daher genöthigt, am Bord zu schlafen, und machte seinem Nerger durch Verwünschungen der Quarantaine-Gesetze und ihrer Urheber Luft.

Sobald er ans Land gestiegen war, machte er sich auf den Weg, um die Ruinen von Pompeji zu besuchen. Da eben keiner von den gewöhnlichen Führern zur Hand war, so mietete er statt dessen einen Lazzarone. Er hatte die Widerwärtigkeit vom vorigen Abend nicht verschmerzt, und um sich zu rächen, schimpfte er während der ganzen Fahrt nach Pompeji auf den König Ferdinand, und zwar im besten Italienisch, dessen er mächtig war. Der Lazzarone, den er bei sich im Wagen hatte, hörte ihn ruhig an, so lange sie sich noch auf der Landstraße befanden. Die Lazzaroni mischen sich selten in Politik, und es ist ihnen gleichgültig, was über Kaiser und König gesagt wird, so lange man nicht die Jungfrau Maria, den heiligen Januarius und den Vesuv beleidigt. Als sie jedoch bei den ersten Häusern von Pompeji anlangten, legte der zerklumpte Führer den Finger an die Lippen, zum Zeichen, daß man hier schweigen müsse. Entweder verstand der Reisende diese Bewegung nicht, oder er hielt es unter seiner Würde, darauf Acht zu geben; er fuhr daher fort, zu schmähen und zu schimpfen.

„Verzeihung, Excellenz!“ sagte endlich der Lazzarone, indem er mit der Leichtigkeit eines Harlekins aus dem Wagen sprang; „Verzeihung, aber ich muß nach Neapel zurückkehren.“ — „Waraus das?“ fragte der Engländer in seinem gebrochenen Italienisch. — „Weil

ich mich nicht gern hängen lasse.“ — „Und wer darf es wagen, Dich zu hängen?“ — „Der König.“ — „Warum?“ — „Weil Sie übel von ihm reden.“ — „Ein Engländer hat das Recht, Alles zu sagen, was ihm beliebt.“ — „Das kann sein, aber ein Lazzaroni nicht.“ — „Aber Du hast ja nichts gesagt.“ — „Aber ich höre Alles.“ — „Wer kann es Dir wiedersagen, was Du hörst?“ — „Der Invalide, der uns durch Pompeji begleitet.“ — „Ich brauche keinen Invaliden.“ — „Dann können Sie Pompeji nicht besuchen.“ — „Nicht, wenn ich bezahle?“ — „Auch dann nicht.“ — „Aber ich will doppelt, dreifach, vierfach bezahlen, was sie nur fordern.“ — „Hilft Alles nichts.“

„Hm!“ sagte der Engländer, indem er in tiefes Nachdenken verfiel, während dessen sich der Lazzarone mit dem Versuch belustigte, über seinen eigenen Schatten zu springen. „Ich will einen Invaliden nehmen,“ begann endlich der Reisende. — „Ganz wohl,“ erwiderte der Lazzarone, „wir wollen ihn nehmen.“ — „Ich werde aber Alles vor ihm sagen, was mir beliebt.“ — „In diesem Fall wünsche ich Ihnen einen guten Morgen.“ — „Nein, nein! Du mußt bleiben.“ — „Erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen einen guten Rath zu ertheilen. Wenn Sie in Gegenwart des Invaliden Alles sagen wollen, was Ihnen beliebt, so nehmen Sie einen tauben.“ — „Ha! ha!“ rief unser Engländer, über den Einfall entzückt; „ja wohl, einen tauben! Hier ist ein Pfaster für Deine glückliche Idee.“ Der Lazzarone eilte nach der Wachtstube, und kehrte bald mit einem tauben Invaliden zurück.

Während sie die gewöhnliche Runde durch Pompeji machten, fuhr der Engländer fort, Seine neapolitanische Majestät mit allen möglichen Ehrentiteln zu belegen, ohne daß der Invalide sie hörte oder der Lazzarone darauf Acht gab. Sie besahen die Gräberstraße, die Häuser des Diomed und des Cicero, und kamen endlich nach

dem des Sallust, wo ein Frescogemälde in einem der Zimmer unserem Engländer auffiel. Er setzte sich sogleich nieder, nahm Taschenbuch und Bleistift heraus, und begann es zu kopiren. Kaum hatte er jedoch einen Strich gemacht, als der Invalide und der Lazzarone sich ihm näherten. Ersterer wollte sprechen, aber der Andere nahm ihm das Wort aus dem Munde.

„Excellenz,“ sagte er, „es ist verboten, die Frescos zu kopiren.“ — „D!“ sagte der Engländer, „ich muß diese Kopie machen; ich will dafür bezahlen.“ — „Es ist nicht erlaubt, wenn Sie auch bezahlen.“ — „Aber ich will zehnmal den Werth davon bezahlen. Dieses Bild muß ich durchaus kopiren; es ist so komisch.“ — „Wenn Sie es thun, so wird der Invalide Sie nach der Wache bringen.“ — „Pah! Ein Engländer hat das Recht, zu thun, was ihm gutdünkt.“ Und er fuhr mit seiner Skizze fort. Der Invalide näherte sich ihm mit unerbittlicher Miene. — „Verzeihung, Excellenz!“ sagte der Lazzarone; „möchten Sie wohl gern dieses Gemälde und auch so viele andere kopiren, als Ihnen beliebt?“ — „Natürlich möchte ich das, und werde es auch thun.“ — „Erlauben Sie mir dann, Ihnen einen Rath zu geben. Nehmen Sie einen blinden Invaliden.“ „Herrlich!“ schrie der Engländer, dem dieser Rath noch mehr gefiel als der erste, „jedemfalls nehmen wir einen blinden. Hier sind zwei Pfaster für den Gedanken.“

Sie verließen das Haus und dankten ihren Begleiter ab, worauf sich der Lazzarone nach der Wachtstube begab und einen stockblinden Invaliden miethete, der von einem schwarzen Pudel geführt wurde.

Der Engländer wollte sogleich nach dem Hause des Sallust zurückkehren, um seine Zeichnung zu vollenden; aber der Lazzarone überredete ihn, es eine Zeitlang aufzuschieben, um keinen Verdacht zu erregen. Sie setzten also ihre Wanderung fort, von dem Inva-

liben oder vielmehr von seinem Hunde geleitet, der eine sehr genaue Kenntniß der verschütteten Stadt entwickelte. Nachdem sie die Schmiede und andere Merkwürdigkeiten besehen hatten, kehrten sie nach der Wohnung des Sallust zurück, wo der Engländer seine Skizze beendigte, während der Lazzarone mit dem Blinden schwätzte und seine Aufmerksamkeit abzog. Er machte hierauf noch andere Zeichnungen, und in einigen Stunden sein Portefeuille schon halb voll.

Sie kamen zuletzt an die Stelle, wo die Ausgrabungen vor sich gingen. Man hatte eine Anzahl kleiner Büsten, Statuen und anderer Merkwürdigkeiten entdeckt, die in das benachbarte Haus gebracht wurden. Der Engländer ging hinein, und wurde durch eine kleine, etwa sechs Zoll hohe Figur eines Satyrs angezogen. „D,“ rief er, „diesen Satyr muß ich kaufen.“ — „Der König von Neapel wird ihn nicht veräußern,“ entgegnete der Lazzarone. — „Ich will ihn mit Guineen aufwiegen.“ — „Er wird nicht verkauft werden,“ wiederholte der Lazzarone; „aber,“ fügte er hinzu, „ich habe Ew. Excellenz schon zweimal guten Rath erteilt, ich will es jetzt zum drittenmal thun. Kaufen Sie diese Statue nicht — stehlen Sie sie.“ — „Ho, ho! Das wäre ganz originell, und wir haben ja einen blinden Invaliden. Vortrefflich!“ — „Ja, aber der Blinde hat einen Hund, der ein Paar gute Augen und sechszehn scharfe Zähne hat, und der auf Sie losstürzen wird, wenn Sie auch nur mit dem kleinen Finger etwas anrühren.“ — „Ich will den Hund kaufen und ihn aufhängen.“ — „Machen Sie's noch besser; nehmen Sie einen lahmen Invaliden, und da Sie hier fast Alles schon gesehen haben, so stecken Sie die Figur in die Tasche, und laufen weg. Mag er Ihnen nachrufen, so viel er will; er wird Ihnen nicht nachlaufen können.“ — „Vortrefflich!“ schrie der Engländer, indem er vor Lachen plagen wollte; „hier sind drei Piaster für Dich. Hole mir einen lahmen Invaliden.“

Um nicht den Verdacht des Blinden und seines Hundes auf sich zu ziehen, stellte er sich in den Anblick eines von Muscheln gebildeten Springbrunnens vertieft, während der Lazzarone einen dritten Führer aufsuchte. In einer Viertelstunde kehrte er zurück, von einem Invaliden mit zwei Stelzfüßen begleitet. Sie gaben dem Blinden drei Piafter, zwei für ihn selbst und einen für seinen Hund, und schickten ihn fort.

Sie hatten nur noch das Theater und den Tempel der Isis zu besichtigen, worauf der Engländer mit erkünstelter Gleichgültigkeit den Wunsch äußerte, nach dem Hause zurückzugehen, wo die so eben ausgegrabenen Gegenstände niedergelegt waren. Der arglose Invalide führte sie wieder hin, und sie betraten das Gemach, wo man die Antiken in Fächern längs der Wand aufgestellt hatte. Während der Engländer umherschlenderte und die Sachen mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten schien, befestigte der Lazzarone eine starke Schnur über der Thürschwelle, zwei Fuß von der Erde. Sobald er dieses gethan, machte er dem Engländer ein Zeichen, der die kleine Statue dem erstaunten Invaliden vor der Nase wegschnappte, sie in die Tasche steckte und, über die Schnur springend, von dem Lazzarone begleitet, Hals über Kopf davonlief. Durch das Stabische Thor eilend, fanden sie sich bald auf der Straße nach Salerno; ein leerer Miethswagen fuhr eben vorbei, der Engländer warf sich hinein, und erreichte bald seine Equipage, die ihn an der Gräberstraße erwartete. Zwei Stunden nachher war er in Torre del Greco, und eine Stunde später in Neapel.

Was den Invaliden betrifft, so versuchte er zuerst, über die Schnur zu steigen, die ihm den Ausgang versperrte. Aber es war seinen hölzernen Beinen nicht möglich, dies zu bewerkstelligen. Dann bemühte er sich, die Schnur aufzubinden, aber mit eben so wenigem Erfolg; der Lazzarone hatte sie in einen Knoten zusammengepflocht-

ten, gegen welchen der gordische ein Rinderspiel war. Endlich entschloß sich der alte Soldat, der vielleicht von Alexander dem Großen gehört hatte, das zu zerschneiden, was er nicht aufzulösen vermochte, und zog deshalb seinen Säbel. Aber der Säbel war in seinen besten Tagen eben mit keiner haarscharfen Schneide versehen gewesen, und jetzt hatte er gar keine mehr, so daß der Engländer bereits den halben Weg nach Neapel zurückgelegt hatte, während der Invalide noch immer an seiner Schnur herumsägte.

Noch an demselben Abend verließ der Reisende auf einem Dampfboote die Stadt, der Lazzarone aber verlor sich unter seinen Gefährten, und die sechs Piaster, die er empfangen hatte, setzten ihn in den Stand, eben so viele Monate nach seiner Art im Wohlleben zu verbringen.

Der Engländer war zwölf Stunden in Neapel gewesen, und hatte während dieser Zeit die drei Dinge gethan, die dort am strengsten verpönt sind. Er hatte auf den König geschimpft, die Frescogemälde kopirt und eine Statue gestohlen, und dieses Alles hatte er nicht seinem Gelde, sondern der Schlaueit eines Lazzarone zu verdanken.

#### 8. Sbirren und Lazzaroni.

Nächst dem Lazzarone ist der Gensdarm oder Sbirre für jeden Fremden die auffallendste Erscheinung in Neapel. In der Regel war der Sbirre, bevor er den Kriegerrock anzog und sich mit Karabiner, Pistole und Säbel bewaffnete, selbst ein Lazzarone, und es ist daher erklärlich, daß er nicht selten die Gewohnheiten und die





Untugenden seines früheren Standes beibehält. Die Folge hiervon ist ein enges Bündniß zwischen dem Lazzarone und dem Sbirren, welche sich zu einem systematischen Angriff auf die Taschen des Publikums vereinigen.

Als ich eines Tages die Toledo-Straße hinunterging, sah ich einen Sbirren arretiren. Der Mensch war unersättlich gewesen, und seine Habgier hatte endlich ihre Strafe gefunden. Der Hergang der Sache war folgender.

Ein Sbirre hatte einen Lazzarone auf der That ertappt. „Was hast Du von dem schwarzgekleideten Herrn gestohlen, der so eben vorbeiging?“ fragte er. — „Nichts, Ew. Excellenz!“ erwiderte der Lazzarone. Ein Sbirre wird nämlich von einem Lazzarone jedesmal Excellenz titulirt. — „Ich habe aber Deine Hand in seiner Tasche gesehen.“ — „Seine Tasche war leer.“ — „Was? Keine Börse, keine Tabakdose, kein Schnupftuch?“ — „Halten zu Gnaden, nichts! Es war ein Schriftsteller.“ — „Warum versuchst Du es bei dieser Art Leuten?“ — „Ich entdeckte erst meinen Irrthum, als es zu spät war.“ — „Komm nur mit nach der Polizei.“ — „Aber, Excellenz, da ich nichts gestohlen habe. . .“ — „Dummkopf! Eben deshalb. Wenn Du etwas gestohlen hättest, so würden wir uns leicht haben verständigen können.“ — „Warten Sie nur bis zum nächsten Mal; ich werde nicht immer so unglücklich sein. Dem ersten Vorübergehenden werde ich die Tasche ausleeren, und verspreche Ihnen den Inhalt.“ — „Gut; aber ich will die Person selbst wählen, damit Du nicht wieder eine schlechte Wahl triffst.“ — „Wie es Ew. Excellenz gefällt.“

Der Sbirre lehnte sich mit übereinander gekreuzten Armen in der würdevollsten Haltung gegen einen Pfeiler; der Lazzarone streckte sich zu seinen Füßen auf das Pflaster nieder. Zuerst kam ein Priester vorbei, dann ein Advokat, dann ein Dichter; aber der Sbirre

machte noch immer keine Bewegung. Endlich erschien ein junger Offizier in glänzender Uniform, der, ein Musikstück aus der neuesten Oper trällernd, die Straße entlang schritt. Der Sbirre gab das Zeichen. Schnell sprang der Lazzarone auf, folgte dem Offizier, und Beide verschwanden um eine Straßenecke. Es dauerte nicht lange, bis der Lazzarone mit seinem Lösegeld in der Hand zurückkehrte.

„Was hast Du da?“ fragte der Sbirre. — „Ein Taschentuch,“ erwiderte der Andere. — „Ist das Alles?“ — „Alles? Es ist vom feinsten Batist.“ — „Hatte er nur ein Tuch?“ — „In der rechten Tasche war nur eins.“ — „Und in der linken?“ — „In der linken hatte er ein seidenes Tuch.“ — „Warum hast Du das nicht gebracht?“ — „Das wollte ich für mich behalten, Excellenz. Es ist billig, daß wir den Verdienst theilen; eine Tasche für Sie, die andere für mich.“ — „Aber beide kommen mir von Rechts wegen zu, und ich muß auch das seidene Tuch haben.“ — „Aber Excellenz..“ — „Ha! Wagst Du es, einem königlichen Sbirren zu widersprechen? Fort ins Gefängniß!“ — „Sie sollen das seidene Tuch haben, Excellenz.“ — „Wie willst Du aber den Offizier wiederfinden?“ — „Er ist zu einem seiner Freunde gegangen, dem er einen Besuch macht. Ich werde hingehen und an der Thür auf ihn warten.“

Der Lazzarone entfernte sich, bog um die Ecke und stellte sich in einem Thorwege auf die Lauer. Der Offizier kam bald aus dem gegenüberliegenden Hause hervor; ehe er zehn Schritte gegangen war, steckte er die Hand in die Tasche und fand, daß ein Tuch fort sei. „Verzeihung, Excellenz,“ sagte der Lazzarone, indem er hinzutrat; „ich glaube, Sie haben etwas verloren?“ — „Ich habe ein batistenes Taschentuch verloren.“ — „Gew. Excellenz haben es nicht verloren; es ist Ihnen gestohlen worden.“ — „Und wer hat es gestohlen?“ — „Was geben mir Gew. Excellenz, wenn ich Ihnen den Dieb nachweise?“ — „Ich will Dir einen Pfaster geben.“ —

„Ich muß zwei haben.“ — „Du sollst sie haben. Holla! was machst Du da?“ — „Ich stehle Ihr seidenes Taschentuch.“ — „Um mein batistenes zu fünden?“ — „Richtig.“ — „Und wo werden sie beide sein?“ — „In einer Tasche. Derjenige, dem ich dieses Tuch gebe, ist auch im Besitz des anderen. Folgen Sie mir, und beobachten Sie, was ich thun werde.“

Der Offizier folgte dem Lazzarone, der dem Sbirren das Tuch einhändigte und wegging. Letzterer hatte kaum seine Beute zu sich gesteckt, als der Offizier herbeikam und ihn beim Kragen ergriff. Der Sbirre fiel auf die Knie, aber der Offizier war unerbittlich, und er wurde ins Gefängniß abgeführt. Da er früher selbst Lazzarone gewesen war, so merkte er sogleich, welchen Streich man ihm gespielt hatte. Er wollte seinen Verbündeten betrügen, und war statt dessen von ihm betrogen worden. Aber weit entfernt, es ihm nachzutragen, betrachtete er das Geschehene als einen zum Handwerk gehörigen Kunstgriff, und empfand desto mehr Achtung für den Thäter. Sobald man ihn auf freien Fuß setzte, suchte er den Lazzarone auf, und sie wurden die besten Freunde.

#### 9. Ein kalabresischer Bandit.

Gaetano Bardarelli war ein Kalabrese von Geburt, und eines der thätigsten Mitglieder der revolutionären Gesellschaft der Carbonari. Als der König Joachim Murat von Neapel, nachdem er diese Gesellschaft eine Zeitlang begünstigt hatte, sie zu verfolgen begann, flüchtete sich Bardarelli nach Sicilien, wo er in den Dienst des Königs Ferdinand trat. Er stand damals in seinem sechsundzwanz-



zigsten Jahre, und vereinigte die Stärke des Löwen mit der Schnelligkeit der Gemse und dem Auge des Adlers. Ein solcher Rekrut war nicht zu verachten, und man ernannte ihn sogleich zum Sergeanten in der sicilianischen Garde. Als Ferdinand im Jahre 1815 nach Neapel zurückkehrte, begleitete ihn Bardarelli dahin; da er aber keine Aussicht hatte, sich je über eine untergeordnete Stellung zu erheben, so wurde ihm der Dienst verleidet; er desertirte, und fand in den Gebirgen von Kalabrien einen Zufluchtsort. Zwei von seinen Brüdern und einige dreißig Straßenräuber und Verbannte sammelten sich um ihn und wählten ihn zum Hauptmann, indem sie das Recht über Tod und Leben in seine Hände legten. In Neapel war er ein Sklave gewesen; im Gebirge war er König.

Nach der hergebrachten Formel der Banditenhäupter erklärte sich Bardarelli für den Rächer der Unterdrückten und den Abhelfer aller Mißbräuche, und bekräftigte seine Erklärungen dadurch, daß er die Reichen ausplünderte und die Armen verschonte. Dieses Benehmen hatte zur Folge, daß die Ersteren vor ihm zitterten, während er bei den Letzteren höchst beliebt wurde. Der Ruf seiner Thaten gelangte endlich zu den Ohren des Königs Ferdinand, der, über solche Unordnungen erzürnt, Befehl gab, den Banditen ohne Weiteres aufzuhängen. Aber um Jemanden aufzuhängen, sind drei Dinge nöthig, ein Strick, ein Galgen und der Mann selbst. Es war in diesem Falle leicht, die beiden ersteren anzuschaffen; unglücklicher Weise fehlte jedoch der Letztgenannte. Gensdarmen und Soldaten wurden aufgeboten, den Bardarelli zu fangen, aber dieser war zu listig, um sich fangen zu lassen; er schlüpfte seinen Verfolgern immer durch die Finger. Das Glück, mit welchem er den Dragonern und Gensdarmen auswich, vergrößerte noch seinen Ruf, und von allen Seiten strömten Rekruten zu seiner Fahne. Seine Bande wuchs bald um das Doppelte an, und ihr Anführer wurde dadurch

eine so wichtige Person, daß den Behörden täglich mehr daran gelegen ward, sich seiner zu bemächtigen. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf; starke Abtheilungen Infanterie und Kavallerie wurden gegen ihn ausgesandt, aber Alles vergebens.

Eines Tages war der Prinz von Leperano mit mehreren Offizieren und einem Gefolge von zwanzig Personen auf der Jagd in einem Walde, einige Meilen von Bari entfernt, als plötzlich der Schreckensruf: „Bardarelli!“ ertönte. Die Gesellschaft ergriff eiligst die Flucht, und es entwischten Alle mit der einzigen Ausnahme des Majors Delponte, eines der bravsten, aber ärmsten Offiziere der ganzen Armee. Als man ihm anzeigte, daß er tausend Dukaten als Lösegeld zahlen müsse, fragte er lachend, wie er diese Summe aufreiben sollte? Bardarelli drohte hierauf, ihn zu erschließen, wenn das Verlangte nicht bis zu einer gewissen Frist bezahlt würde. Der Major erwiderte, daß es nur Zeitverlust sei, darauf zu warten, und wenn Bardarelli seinem Rath folgen wolle, so möchte er ihn nur gleich erschließen lassen. Der Bandit war geneigt, diesen Rath zu befolgen; er überlegte jedoch, daß der König das Leben Delponte's um so höher schätzen müsse, je geringeren Werth er selbst darauf zu setzen schien. Er hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht. Sobald der König erfuhr, daß der brave Major in den Händen der Banditen sei, befahl er, das Lösegeld aus seiner Privat-Schatulle zu entrichten, worauf der Major seine Freiheit erhielt.

Aber Ferdinand hatte die Ausrottung der Banditen geschworen, mit denen er wie mit einer unabhängigen Macht unterhandeln mußte. Ein gewisser Oberst, dessen Name mir entfallen ist, und dem jenes Gelübde zu Ohren gekommen war, verpflichtete sich, wenn ein Bataillon unter sein Kommando gestellt würde, den Bardarelli, seine beiden Brüder und die sechzig Mann, aus welchen seine Truppe bestand, an Händen und Füßen gebunden in das Gefängniß abzulie-

fern. Einen so vortheilhaften Antrag konnte man nicht zurückweisen; der Kriegsminister stellte fünfhundert Mann zur Verfügung des Obersten, der ohne Zeitverlust gegen die Räuber auszog. Bardarelli war durch seine Spione schon von Allem unterrichtet, und auch er that das Gelübde, daß er seinen Verfolgern ein für alle Mal die Lust benehmen wolle, sich je wieder an ihm zu vergreifen.

Er fing damit an, den armen Obersten zu einem solchen Tanz über Berg und Thal zu führen, daß der unglückliche Offizier und seine Mannschaft vor Ermüdung fast umfielen. Als er sie endlich im gewünschten Zustand erblickte, ließ er ihnen um zwei Uhr Morgens eine falsche Nachricht bringen, um sie aufs neue in Bewegung zu setzen. Der Oberst ging in die Falle und brach sogleich auf, um Bardarelli zu überraschen, der sich, wie man ihm versicherte, in einem Dorfe jenseits einer Schlucht befände, durch die nur vier Mann neben einander passiren konnten. In zwei Stunden marschierte er vier italienische Meilen, und sah sich bei Tagesanbruch am Eingang der Schlucht, die ihm indessen zu einem Hinterhalt so geeignet schien, daß er mit seinem Bataillon Halt machte und zwanzig Mann zum Reconosziren vorausschickte. Nach einer Viertelstunde kehrten diese zurück, ohne daß sie eine lebende Seele angetroffen hätten. Der Oberst befann sich nun nicht länger und rückte gegen den Engpaß vor; aber kaum hatte er die Mitte desselben erreicht, wo die Straße sich zu einem Kessel erweitert, der von hohen Bergen und jähen Abhängen umgeben ist, als plötzlich ein lautes Geschrei vernommen wurde, das aus den Wolken zu kommen schien.

Erstaunt blickte er empor, und sah die Höhen mit Räubern bedeckt, die ihre Büchsen auf ihn und seine Leute anlegten. Dessenungeachtet fing er an, seine Mannschaft so zu ordnen, wie es die Beschaffenheit des Terrains erlaubte, bis Bardarelli selbst auf einer hervorragenden Fels Spitze erschien. „Nieder mit den Waffen, oder



Ihr seid des Todes!“ schrie er ihnen mit Donnerstimme zu. Die Banditen wiederholten diese Aufforderung, welche das Echo von allen Seiten zurückgab, so daß die Truppen, die nicht denselben Schwur gethan hatten, wie ihr Oberst, und die sich von einem an Zahl überlegenen Feinde umringt glaubten, der Bitten und Drohungen ihres unglücklichen Anführers zum Trost um Pardon baten. Barbarelli befahl ihnen, ihre Musketen zusammenzustellen und nach zwei verschiedenen Seiten abzumarschieren. Sie gehorchten; der Räuberhauptmann ließ einen Theil seiner Leute im Hinterhalt zurück, und stieg mit den übrigen herab, die sogleich von allen Gewehren die Kolben abschlugen und sich dann lachend entfernten.

Die Kunde von diesem Ereigniß versetzte den König während der ersten vier und zwanzig Stunden in sehr üble Laune. Nach dieser Zeit aber gewann die natürliche Heiterkeit seines Charakters die Oberhand; er lachte herzlich, und erzählte das spaßhafte Geschichtchen Jedem, der ihn in den Weg kam. Da es nun einem Könige nie an Zuhörern mangelt, so vergingen drei Jahre, ehe der arme Oberst es wagen durfte, sich in Neapel sehen zu lassen und den Spöttereien des Hofes zu begegnen.

Der kommandirende General in Kalabrien nahm die Sache jedoch ernsthafter, und schwor, die Banditen zu vertilgen. Durch das Versprechen eines hohen Soldes und anderer Begünstigungen verlockte er sie, in den Dienst der neapolitanischen Regierung zu treten, wo sie sich als ein sehr brauchbares Gensdarmrie-Corps erwiesen. Aber der General konnte seinen alten Groll nicht vergessen, obgleich er wegen des tollkühnen Charakters dieser Leute seine Rache bis zu einer günstigeren Zeit vertagen mußte. Endlich gelang es ihm, die Anführer ermorden zu lassen, während er durch den Anschein großer Entrüstung und die gefängliche Einziehung der Mörder den Verdacht der noch übrigen Banditen einzuschläfern

wußte. Sie erwählten neue Offiziere und kamen an einem bestimmten Tage nach der Stadt Foggia, um ihre Wahlen bestätigen zu lassen. Es blieben nur acht zurück, welche Verrath fürchteten und ihre Kameraden nicht begleiten wollten. Die übrigen einunddreißig nebst einer Frau, die sich nicht von ihrem Manne trennen konnte, gehorchten der Aufforderung des Generals.

Es war an einem Sonntag; die Revue war öffentlich angekündigt worden, und der Marktplatz von Foggia war mit Zuschauern besät. Die Banditen Bardarellis rückten in vollkommener Ordnung ein, bis an die Zähne bewaffnet, aber ohne eine Spur von Feindseligkeit oder Mißtrauen zu zeigen. Als sie den Platz erreichten, hoben sie die Säbel empor und riefen einstimmig: „Es lebe der König!“ Der General erschien auf dem Balkon, um ihren Gruß zu erwidern; der diensthabende Adjutant kam zu ihnen herunter, und nachdem er die Schönheit ihrer Pferde und den guten Zustand ihrer Waffen gelobt, kommandirte er den Parademarsch vor des Generals Fenster vorbei, welchen sie mit einer Genauigkeit ausführten, wie man sie nur von regelmäßigen Truppen gewohnt ist. Alsdann stellten sie sich wieder in der Mitte des Platzes auf, und stiegen vom Pferde.

Der Adjutant begab sich mit der Liste der drei neuen Offiziere in das Haus zurück; die ehemaligen Banditen blieben bei ihren Pferden stehen. Da entstand plötzlich eine große Verwirrung und Bewegung unter den Zuschauern; ihre Reihen öffneten sich auf mehreren Punkten, und von jeder Straße, die nach dem Platze führte, sah man eine Kolonne neapolitanischer Truppen vorrücken. Jetzt waren die Banditen von allen Seiten umringt. Sie merkten sogleich, daß sie verrathen waren, sprangen daher auf ihre Pferde und zogen die Säbel; aber in demselben Augenblick nahm der General den Hut ab, welches das verabredete Signal war; das Kommando:

„Nieder zur Erde!“ erschallte, die Zuschauer warfen sich platt auf die Erde, die Soldaten feuerten über sie, und neun von den Räubern fielen, todt oder schwer verwundet, zu Boden. Diejenigen, welche nicht getroffen waren, sahen nun, daß sie keine Gnade zu erwarten hätten; sie stiegen ab, bildeten ein dichtes Quarre, und schlugen sich nach einem alten Kastell durch, in welchem sie Zuflucht fanden. Nur zwei von ihnen stürzten sich im Vertrauen auf die Schnelligkeit ihrer Pferde in die feindlichen Reihen, schossen ein Paar Mann nieder, durchbrachen die Reihen und entkamen. Die Frau verdankte ihre Rettung einem ähnlichen Wagemuth, welches sie auf einem anderen Punkte der feindlichen Linie ausführte. Sie feuerte ihre beiden Pistolen mit tödtlicher Wirkung ab, brach durch den Haufen und galoppirte davon. Die Aufmerksamkeit Aller war nun auf die noch übrigen zwanzig Banditen gerichtet, die in dem verfallenen Kastell Schutz gefunden hatten. Die Soldaten rückten gegen sie an, indem sie einander Muth einsprachen und sich auf eine hartnäckige Vertheidigung gefaßt machten. Zu ihrem Erstaunen aber kamen sie bis an das Thor des Kastells, ohne daß ein Schuß auf sie gethan wurde. Das Thor war bald eingeschlagen, und die Soldaten verbreiteten sich durch die Hallen und Gallerieen des alten Gebäudes. Aber Alles war still und einsam; die Banditen waren verschwunden.

Nachdem man eine Stunde lang jeden Winkel der Ruine durchstöbert hatte, begann man an dem Erfolg zu verzweifeln. Ueberzeugt, daß ihre Beute ihnen auch diesmal entgangen sei, waren die Verfolger schon im Begriff sich zu entfernen, als ein Soldat, der sich bückte, um in eine Kellerruke hineinzusehen, durch einen Schuß getroffen todt niederfiel.

Die Verfolgten waren nun zwar entdeckt; ihrer habhaft zu werden war aber noch immer nicht leicht. Statt durch einen An-

griff ihr Leben aufs Spiel zu setzen, verstopften die Soldaten das Luflloch mit Steinen, stellten eine Wache vor dasselbe, begaben sich dann nach der Kellertür, die von innen verrammelt war, und häuften brennende Reisfer und andere feuerfangende Stoffe vor derselben auf, so daß die Treppe sich bald in einen glühenden Ofen verwandelte. Nach kurzer Zeit stürzte die Thür ein, und das Feuer drang wie ein Strom in den Schlupswinkel der unglücklichen Banditen. Aber noch immer herrschte eine tiefe Stille. Dann wurden zwei Karabinerschüsse gehört; es waren zwei Brüder, die, um ihren Feinden nicht lebendig in die Hände zu fallen, sich gegenseitig erschossen hatten. Einen Augenblick nachher vernahm man eine Explosion; ein Bandit hatte sich in die Flamme gestürzt, und seine Patronentasche war aufgefliegen. Dem Ersticken nahe und ohne Aussicht auf Befreiung, war endlich der Rest dieser Unglücklichen gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie wurden durch die Luke herausgeschleppt, an Händen und Füßen gebunden und ins Gefängniß abgeführt.

Die acht Banditen, die sich geweigert hatten, in Foggia zu erscheinen, und die beiden, die entkommen waren, sahen sich gleich wilden Thieren verfolgt, von Berg zu Berg geheßt und von einem Schlupswinkel zum andern getrieben. Einige wurden niedergeschossen, andere von den Bauern verrathen, noch andere ergaben sich freiwillig, so daß vor Ende des Jahres alle Banditen Bardarellis entweder todt oder gefangen waren. Die Frau, die eine so männliche Unerforschroffenheit bewiesen hatte, war die einzige, die jenem Schicksal entging. Man hat nie wieder von ihr gehört.

## 10. Ein Gewitter in Neapel.

Als wir nach Neapel zurückkehrten, war das Wetter unvergleichlich, der Himmel wolkenlos, das Meer von keinem Lüftchen gekräuselt. Gegen drei Uhr Morgens aber wurde ich durch ein furchtbares Getöse erweckt; die Fenster meines Zimmers sprangen auf, und die sämtlichen Glasscheiben fielen klirrend zu Boden. Schnell sprang ich aus dem Bette, denn ich fühlte, wie das Haus wankte, und da ich an die Zerstörung von Herculaneum dachte, und nicht Lust hatte, ein gleiches Schicksal zu erfahren, so warf ich mich schnell in die Kleider und eilte in den Korridor hinaus. Wie es scheint, war mein erster Schrecken von den anderen Bewohnern des Hotels getheilt worden, indem sie alle mehr oder weniger angekleidet an den Thüren ihrer Zimmer standen. Unter ihnen befand sich auch unser Wirth, der jedoch keineswegs erschrocken schien. „Welcher fürchterliche Zug ist hier im Hause!“ sagte er, als er mich erblickte. Dieser Zug, wie er ihn nannte, hatte so eben das Dach von einem benachbarten Palast mit der Dachkammer und mehreren darin schlafenden Bedienten weggeführt. Mein erster Gedanke war an einen Ausbruch des Vesuv; ein solches Glück war uns aber nicht beschieden: es war nur ein Orkan. Ein Orkan in Neapel ist jedoch nicht ganz dasselbe, was man in andern Theilen Europas unter diesem Namen versteht. Von den siebenzig Fenstern des Hotels waren nur drei unbeschädigt geblieben; in sieben bis acht Zimmern war die Decke der Länge nach gespalten, und das Haus selbst hatte einen Riß von unten bis oben. Acht Fensterläden waren fortgerissen worden, und die Diensthoten liefen auf der Straße hinter ihnen her, wie man bei uns an einem windigen Tage seinem Hute nachläuft. Das zerbrochene Glas wurde weggesetzt, aber nach einem Glaser

zu schicken und neue Scheiben einsetzen zu lassen, war für den Augenblick unmöglich. In Neapel denkt Niemand daran, um drei Uhr Morgens in seiner Ruhe gestört zu werden, und hätte man auch wirklich neue Scheiben eingesetzt, so würden diese bald das Schicksal der alten getheilt haben. Wir waren daher genöthigt, uns, so gut es gehen wollte, mit den Fensterläden zu behelfen. Glücklicherweise hatte ich nur einen derselben verloren. Ich legte mich wieder ins Bett und versuchte einzuschlafen, aber das Gewitter scheuchte mich noch einmal auf. Ich flüchtete nach den Parterre-Zimmern, wo man zum Theil vor dem Sturme geschützt war. Der Regen goß jetzt in Strömen herab, und es entstand eine Sündfluth, wie ich sie, außer in Kalabrien, noch nie gesehen hatte. In einem Augenblick schien sich die Straße in eine Meerenge zu verwandeln; das Wasser drang bis an die Fenster des Erdgeschosses und überschwemmte die Wohnzimmer. Gleich darauf berichteten die Diensthoten unserem Wirth, daß die Keller voll Wasser wären, die Weinfässer darin umhergetrieben und sich gegen einander zerschlugen. Wir sahen dann einen mit Gemüse beladenen Esel die Straße herunterschwimmen; der Strom hatte ihn fortgeführt, er wurde in einen offenen Abzugskanal hineingerissen und ertrank. Der Bauer, dem er gehörte und der gleichfalls fortgeschwemmt wurde, rettete sich nur dadurch, daß er sich an einen Laternenpfahl klammerte. Es fiel in einer Stunde mehr Regen, als in Paris während der drei feuchten Monate des Jahres.

Zwei Stunden nach dem Aufhören des Regens war das Wasser verschwunden, und ich bemerkte alsbald den Nutzen, den eine solche Ueberschwemmung in Neapel hervorbringt. Die Straßen waren rein gewaschen, und dies ist um so wichtiger, da sie nie durch Menschenhände gereinigt werden.

## 11. Capri.

Raum waren wir auf der lieblichen Insel Capri angekommen, so eilten wir, das erst in der neuesten Zeit aufgefundene Wunder, die Azur-Grotte, zu besuchen. Auf einer kleinen schmalen Barke platt am Boden liegend, fuhren wir durch den niedrigen Eingang der Höhle. Man denke sich in einem hohen, aus dem Meere senkrecht aufsteigenden Felsen einen kleinen Schwibbogen, der so niedrig ist, daß die geringste Wallung des Meeres den Eingang sperret, und daß ein ungeschickter Ruderschlag die Barke in Gefahr bringt, an den Klippen zerschmettert zu werden. Haben wir aber die gefährliche Durchfahrt bestanden, so werden wir reichlich dafür belohnt. Ueber uns wölbt sich eine ungeheure Felsen-Grotte, ganz mit Tropfstein ausgeschmückt, zu unseren Füßen aber breitet sich ein flüssiger Himmel von dem reinsten, herrlichsten Blau. Die Tiefe des wunderbaren Wasserbeckens beträgt sechzig Fuß. Die alten Römer müssen diese schöne Grotte gekannt haben, denn es sind antike Skulpturen an den Wänden derselben entdeckt worden. Aber die Neueren hatten den Zugang vergessen, und erst vor wenigen Jahren entdeckten ihn deutsche Künstler schwimmend. Sie ließen darauf kleine Barken anfertigen, mit deren Hülfe man dieses magische Heiligthum betritt. Wir vergessen hier Himmel und Erde; nichts als Wogen und Felsen bieten sich unseren Augen dar, und dennoch schwelgen wir in Entzücken!

Wir hatten Briefe von dem Erzbischof an einen sehr gelehrten Greis, der die Insel bewohnt, ihre Merkwürdigkeiten genau kennt und sie mit großer Gefälligkeit den Fremden zeigt. Dieser führte uns unter anderen großen Spaziergängen eine Treppe von sechshundert Stufen hinan, welche Augustus in einen Felsen hat hauen

lassen. Augustus hatte das in der Nähe so reizende und von fern so melancholische Capri lieb gewonnen; Tiberius fand die Insel schon voll von Palästen, die er nur weiter ausschmückte und dann durch seine zehn Jahre fortgesetzten Schwelgereien schändete. Die Insel wird durch einen Felsen in zwei Gebiete eingetheilt, welche nur durch die oben erwähnte, in den Felsen gehauene Treppe in Verbindung stehen. Das hoch gelegene Gebiet ist das reichere und schönere; es enthielt vier, die niedere Region aber acht kaiserliche Paläste. Der prächtigste derselben war die Villa des Jupiter, auf dem höchsten Vorgebirge der Insel, dem Cap der Minerva, und dem Golf von Neapel zugekehrt. Die Aussicht von dem Gipfel, den jetzt noch ungeheure Trümmer bedecken, ist entzückend; sie umfaßt ganz Campanien und einen Theil von Lucanien, die Insel Ischia und zahllose kleinere Eilande, den ganzen Golf von Neapel und den von Salerno, und im Mittelpunkt erhebt sich der feuerspeiende Vesuv. Das Meer lag in einer Tiefe von mehr als tausend Fuß unter uns. Dieser Abgrund würde Schauer erregen, auch wenn man sich nicht der Executionen des Tiberius erinnerte, welcher seine Schlachtopfer von der Rinne des Felsens in den grünen, schäumenden Schlund hinabstürzte, der am Fuße desselben wirbelt. Noch erinnern die schönen griechischen Physiognomien der Bäuerinnen daran, daß Capri lange Zeit eine griechische Kolonie war.

Am Abend hatten wir ein majestätisches Schauspiel. Wir fuhren bei Mondschein in einer kleinen Barke auf das Meer hinaus, um den Vesuv und seine Lavaströme zu beobachten. Der eine machte schreckbare Fortschritte; man zeigte uns ein Haus und einen Obstgarten, die eben vom Feuer ergriffen wurden. Meine Fröhlichkeit verschwand, als ich diese Verwüstungen erfuhr, und die vulkanische Erleuchtung, die ich staunend angesehen, verlor ihren ganzen Zauber. Nichts war so schön, als der Spiegel des Feuerstromes im Meere;



jeden Augenblick spie der Berg eine Flammensäule von der Höhe einer halben Meile gen Himmel, und dann und wann zuckten Blitze hervor. Der Qualm war so dicht, daß er oftmals den Mond verfinsterte und den halben Himmel bedeckte. Man erblickte deutlich den Krater, einen Feuersee, der die Lava in Strömen ausgoß. Die Langsamkeit der Lava ist gräßlich; sie scheint ihre Schlachtopfer im Voraus zu erwählen. Und dennoch werden die Ländereien, die sie verödet hat, gleich nach ihrer Erkaltung wieder bevölkert, bis ein neuer Ausbruch sie zerstört; ein schlagender Beweis von dem mächtigen Einfluß, den die Hoffnung und das Vergessen des Vergangenen auf das menschliche Herz üben.

#### 12. Reise durch Sicilien.

Schon in Neapel wurde mein Vorhaben, Sicilien zu bereisen, von allen Seiten auf das lebhafteste bekämpft, ja für unausführlich erklärt. Die ganze Insel sollte sich im Zustande völliger Auflösung befinden, Raub und Mord sorglos verübt werden; kein Städter, hieß es, wage die Ringmauer zu verlassen, kein Gutsbesitzer auf seine entfernten Ländereien zu gehen. Erklärten nun auch die in Palermo eingezogenen Erkundigungen jene Berichte für übertrieben, so klang der Bescheid doch nicht sehr erbaulich. Jedermann beklagte die Unsicherheit der Straßen und die Auflösung der so genannten Waffencompagnieen. Diese hatten aus einigen Hunderten ehrlicher, von der Polizei gebulbeter Räuber bestanden, welche gegen die nicht disciplinirten Räuber strenge Justiz übten. Durch sie ward es allein möglich, das Geraubte gegen eine geringe Entschädigung zurückzu-



schaffen, und mit ihrer Hülfe konnte jeder Reisende gegen ein Lösegeld seine Reise ungehindert fortsetzen. Der König hatte vor Jahresfrist diese Waffencompagnieen aufgelöst, indem er meinte, die öffentliche Sicherheit werde durch neapolitanische Gensdarmen vollständig aufrecht erhalten werden. Diese konnten aber nach dem Urtheil der Palermitaner weiter nichts als Maccaroni essen und Wein trinken; dabei hatten sie ihr Leben viel zu lieb, als daß sie sich in ernstliche Kämpfe mit den Räubern eingelassen hätten. So viel war gewiß, daß ihre Wirksamkeit völlig unzureichend war, um dem Unwesen zu steuern. Auch war ihre Anzahl im Verhältniß zu den Banditen viel zu gering. Daher kam es, daß die Räuber seit einiger Zeit mit früher nie gekannter Frechheit und Grausamkeit ihre Frevel verübt hatten. Sie wollten dadurch die Zurücknahme des königlichen Edicts ertrogen. Die Zahl der der Obrigkeit bekannten Verbrecher betrug nach der eigenen Aussage des Polizeiministers gegen sechstausend, und kleinere Städte wurden von ihnen mit offener Gewalt geplündert. Der Italiener und besonders der Sicilianer beurtheilt höchst nachsichtig den Uebertreter der Gesetze, besonders wenn Befriedigung des Eigennuzes oder der Rache ihn zu einem Verbrechen veranlaßt hat. Mit Verwunderung sah ich einst auf dem Corso einen Galeerenflaven, der ohne Kette und militärische Begleitung einherging, anständig gekleidete Männer grüßte und von ihnen freundlich wieder begrüßt wurde. Auf meine Frage ward mir leicht hin geantwortet: „Er hat einen kleinen Mord begangen, ist aber sonst ein durchaus anständiger Mann.“ Seine Strafe lautete auf einige Jahre Galeere; nach Ablauf dieser Zeit tritt er in die bürgerliche Gesellschaft zurück, ohne das mindeste in der Achtung seiner Mitbürger eingebüßt zu haben. Diese Vertraulichkeit mit den Verbrechern macht es erklärlich, daß selbst Söhne reicher, angesehenen Familien in Palermo sich dem Räuberhandwerk

ergeben hatten, und jetzt im Kerker saßen. Selbst die nächste Umgegend von Palermo war so unsicher, daß daselbst in einem Monat acht größere und kleinere Banden eingezogen wurden.

So oft ich mich erkundigte, wie es in den verschiedenen Theilen der Insel ausfähe, immer ward mir derselbe Bescheid. Fragte ich nach Sicherheitsmaßregeln, so wurde ich mit einem salbungsvollen Blick gen Himmel auf dessen Barmherzigkeit angewiesen. Alle diese Berichte vermochten indessen nicht, den einmal gefaßten Entschluß wankend zu machen. Durch einen günstigen Zufall machte ich die Bekanntschaft dreier junger französischer Künstler, welche die gleiche Absicht hatten, wie ich. Der Plan der gemeinsamen Reise ward schnell besprochen und im Vertrauen auf ein günstiges Geschick ins Werk gesetzt, und wir haben keinen Grund gehabt, unsern Entschluß zu bereuen.

Vor Allem schritten wir zur Wahl eines sicheren Maulthiertreibers, und schlossen mit ihm den Accord. Bis auf die wenigen Straßen an der östlichen Küste sind die Verbindungswege der Insel, wenn überhaupt welche existiren, fast nur Maulthieren und Ziegen zugänglich. Die Reise läßt sich daher nur auf Maulsele oder in Sänften, welche von Eseln getragen werden, zurücklegen. Der Führer sorgt für Alles, namentlich für Quartier und Beköstigung. Die Wirthshäuser in Sicilien stehen auf der niedrigsten Stufe der Gastlichkeit. In kleineren Ortschaften ist oft im vollen Sinne des Wortes kein Ei, kein Stück Fleisch, nicht einmal ein Stück Brot zu erlangen. Ohne die Fürsorge des Treibers, welcher die Vorräthe in größern Städten aufkauft und nachher selbst bereitet, muß der Reisende den größten Mangel leiden. In der Regel sind jene Leute dienstfertig, gewandt und zuverlässig, ja selbst bis auf einen gewissen Punkt, besonders wenn man auf sie Acht giebt, auch ehrlich.

Unsere Reisefäcke wurden in Körben, die von Stroh geflochten waren, verpackt und dem Maulthier des Treibers aufgebürdet. Wir wählten dann für uns kräftige Thiere aus, empfingen aus den Händen des Führers jene kleine Stacheln, welche an Ringen am Finger getragen werden und zum Anspornen der Saumthiere dienen, und machten uns, von einem mächtigen Schwarm Gaffer verfolgt, nach dem Innern der von Gott so reich gesegneten und von den Menschen so sehr vernachlässigten Insel auf den Weg.

Die Straße wand sich höher und höher zwischen Weinbergen hin, in denen die Reben in kleinen Stöcken am Boden entlang gezogen waren. Zur Linken hatten wir schöne, fruchtbare Thäler, rechts steile Bergwände, die theils mit Reben, theils mit dem üppigsten Baumwuchs bedeckt waren. Jede Biegung des Weges gewährte einen neuen Anblick, bald rückwärts auf das entschwindende Palermo und das Meer, bald auf die Wingerhäuser, welche hier und dort aus dem Grün hervorblickten, bald auch auf die entfernten blauen Berge. Diese sind es, welche den größten, eigenthümlichsten Reiz der sicilianischen Landschaften ausmachen. Mag auch die Vegetation aufhören, mag man auch stunden-, ja tagelang durch unbebaute Steppen ziehen, so beschäftigt doch die Mannichfaltigkeit der Höhen, die fast alle einen eigenthümlichen Charakter haben, und die wunderbare Abwechslung ihrer Farben das Auge fortwährend auf das angenehmste. Es war die Zeit der Weinlese; die Gärten waren von Traubensammelnden belebt, und die Esel ächzten unter der Last der beerengefüllten Fässer. Sobald aber die Straße den Gipfel des Berges erreicht, verändert sich die Scene. Der nackte Fels, dessen zackige Umrisse den Horizont begrenzen, hemmt jede Vegetation, bis auf die der Binsen und des Haidekrautes. Ziegen mit großen, gewundenen Hörnern oder Heerden von Schafen mit langer, grober Wolle irren auf der Steinwüste umher, um die spärlichen

Halme abzuweiden. Von Zeit zu Zeit begegnet man noch einem in seinen braunen Regenmantel gehüllten Reiter, die mönchsartige Kapuze tief ins Gesicht gezogen, Schenkel und Füße mit Schaffellen, das Raube nach außen, bärenhaft unwickelt, und quer über den Sattel das Gewehr mit plumpem Feuerschloß, ohne welches kein Sicilianer sich hundert Schritte von seinem Hause entfernt. Fast stundenlang zieht sich der Weg durch eine enge, öde Felschlucht, in deren Tiefe ein Bächlein rauscht; endlich senkt er sich, leitet an einem zerfallenen Wartthurm vorüber, biegt um den Vorsprung, und da blüht das liebliche Meer, der Golf von Castellamare, uns entgegen, jenseit desselben steigen hohe Bergwände aus den Fluthen, eine reiche, mit grünen Delwäldern bedeckte Ebene breitet sich zu unsern Füßen aus, und hoch über dem Thale hängt der freundliche Flecken Borghetto.

Zu ihm gelangten wir auf einem mit den schönsten Pappeln und Orangenbäumen bepflanzten Wege, nachdem wir an einem mächtigen Felsen, auf dessen Spitze das Kreuz thront, vorüber gekommen waren.

Mit grauendem Morgen zogen wir weiter, verließen die gebahnte Straße, und stiegen in die Thalsenkungen hinab. Sie schwammen in einem dichten Nebel, welcher, von der Sonne bestrahlt, einen duftigen Regenbogen bildete. Die Ebene war durch kleine Hügel unterbrochen, und gewährte, obschon sie leidlich angebaut war, keinen besonderen Anblick. Nur wo sie von den Gebirgswässern zerrissen war, belebte sie sich, und die Vegetation entfaltete sich wieder in ihrer ganzen südlichen Pracht. Vor Allem schön war eine der Schluchten am Fuße eines kahlen Berges, deren Wände mit blühendem Oleander bedeckt waren; im Thale selbst aber drängten sich Myrten, Aloe, mit Caprifolium behängte Feigenbäume, riesige Eriken und Johannisbrotbäume in wilder Unordnung durcheinander.



Reise durch Sicilien.





Eine Ochsenheerde zog mit ihren an hölzernen Jochen hängenden Glocken langsam durch das Wasser; ihre Treiber, ein wildes, trostiges Volk, den Fuß in Lederkamaschen gehüllt und die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, stachelten die säumigen Thiere mit dem Lanzenstabe, und bildeten eine eigenthümliche Staffage des romantischen Gemäldes. Unser Führer deutete auf den nahliegenden Berg, den er uns als die Festung der Banditen, welche dort durch eine tiefe Höhle gegen alle Verfolgungen gesichert wären, bezeichnete. Er wies uns ferner den Ort, wo vor einem halben Jahr ein englischer General bei der Vertheidigung seiner Töchter von den Räubern ermordet worden war. Bei solchen Erzählungen rückte unser ungeordnetes Häuflein näher zusammen; die Maulthiere wurden zu schärferem Trab angetrieben, und unsere fröhlichen Lieder verstummten auf einige Augenblicke.

Erst um Mitternacht erreichten wir den Gipfel des Berges, auf welchem unser Rastort lag. Da der Ort kein Wirthshaus besaß, so mußten wir die Gastfreundschaft eines Schuhmachers in Anspruch nehmen. Trockenes Brod war das einzige Genießbare, das er uns vorsetzen konnte; das Ungeziefer aber bezeugte wenig Lust, den uns gebotenen Fasttag zu theilen.

Das Herabsteigen von der Felsklippe war nicht minder gefährlich, als das Hinanklimmen. Erst, als wir das elende Nest aus den Augen verloren hatten, kamen wir wieder in eine freundliche Gegend. Der Weg führte uns darauf durch einen herrlichen, nur allzu kurzen Eichenwald, eine Seltenheit auf der Insel Sicilien. Die prächtvollsten, Jahrhunderte alten Bäume standen auf einem engen Raume zusammengedrängt, und unter einander durch Caprifolium und Epheu auf das anmuthigste verflochten. So wechselte der Weg zwei Tage lang; endlich erstiegen wir einen Berg, der eine schöne Aussicht auf das Meer und das in ihm schwimmende Syrakus ge-

währte. Wir stiegen in einer mehrere Stunden langen, von hohen, senkrechten Felsen begrenzten Schlucht hinab. Der Pflanzenwuchs, befruchtet von den Gebirgswässern, welche den Engpaß im Winter durchströmen, und von den Felsmauern vor Stürmen geschützt, ist hier über alle Beschreibung üppig und schön. Delbäume wurzelten in jeder Steinspalte, und krönten den Rand der Klippen; Aloe und die verschiedensten Cactusarten verwebten sich in seltsamer Gestalt; Granatbäume beugten sich unter der Last ihrer überreifen Früchte; der Ephen verhängte mit glänzend grünem Gewebe die Grotten; Weinlaub schwang sich an den Steinen empor, während der durstige Oleander der durch Riesel bezeichneten Spur des Baches folgte. Das Dorf, welches am Ende der Schlucht liegt, reizte uns nur wenig zum längeren Verweilen, desto mehr die Olivenwaldung, welche sich bis zum Thor von Syrakus hinzieht, und in der die ältesten, merkwürdigsten Delbäume stehen, die ich jemals sah; sie übertreffen sogar die von Salerno an Annuth und Fülle.

Syrakus ist eine Festung; seine Werke sind höchst unbedeutend; man muß ihm jedoch den Ruhm lassen, daß es sich von jeher männlich vertheidigt hat, wenn auch nur gegen Reisende. Mit Sonnenuntergang werden zwei von den vier Zugbrücken, welche den einzigen Zugang bilden, aufgezogen, und sämtliche Pforten verriegelt und verrammelt. Wer draußen ist, bleibt draußen. Wir waren noch so glücklich, kurz vor Thoreschluß einzupassiren, und erholten uns in einem leidlichen Gasthose von den Anstrengungen der letzten Tage.

Bei Syrakus beginnt die Ostküste Siciliens ihren Pflanzenreichthum und die unverstegbar schöpferische Kraft ihres Bodens zu offenbaren. Wilder Salbey und Myrten bedecken die Felder; letztere trägt die zweite Blüthe an einem und demselben stacheligen Zweige, und der Cactus treibt, während seine Früchte sich noch röthen, die gelben Kelche aufs neue hervor. Jede Schlucht, die sich

nach dem Meere zu öffnet, zeigt eine Schönheit und Fülle ihrer Baumgruppen, wie man sie nur in Sicilien sieht. Ruinen von Schlössern und Klöstern mischen sich mit den Trümmern alter Städte und Tempel. Jeder Hügel gewährt eine entzückende Aussicht auf die Ebene und die am Ufer liegenden Städte und Dörfer, auf das liebliche Meer und auf die hohe Kette von Bergen, die sich am Ufer hinzieht, und steigend und wachsend in dem rauchumbüllten Gipfel des Aetna endigt.

Es war Nacht, als wir einige Tage später den Strand entlang an ärmlichen Fischerhütten und an den auf das Ufer gezogenen Rähnen und ausgespannten Netzen vorüber wandelten. Das Meer brach sich schäumend gegen die Klippen, und rollte, Millionen phosphorischer Funken ausstrühend, vom Ufer wieder zurück. Die Gestirne spiegelten sich in den Wellen: da leuchtete plötzlich eine hohe Flamme am Himmel empor, verlösch wieder, und brach nach einiger Zeit abermals hervor, um wieder in Dunkelheit zu versinken. Es war der Aetna, dessen Feuer seit dem vor vier Monaten erfolgten Ausbruche noch nicht erloschen war. In kurzen Zwischenräumen wiederholte sich regelmäßig der Ausbruch; der Berg schien Athem zu holen. In einer Entfernung von vier Meilen konnte ich die glühenden Steine unterscheiden, welche er in Garben auswarf und welche mir freilich nur als Funken erschienen, und zur Rechten wälzte sich schwerfällig die glühende Lavaschlange thalwärts. Es ist etwas Schönes, von dem Rauschen der Meereswellen in Schlaf gewiegt zu werden; noch schöner aber ist es, sich von dem Donner des Aetna erwecken zu lassen. Es war, als mahne er uns, den Sonnenaufgang aus dem Meere, ein Schauspiel, welches nur die östliche Küste bietet, nicht zu verträumen.

Der erste falbe Streif erglühte am Horizont; der Morgenstern wiegte sich noch in einer goldbunten Wolke, und Calabriens

Berge waren in das tiefste Dunkelblau gehüllt. Da schossen als Vorboten des Tages einzelne Strahlen aus dem Meere auf, die Feuerfäule des Aetna erlosch, und nur seine Rauchwolke zog noch träg über den Gipfel hin. Und höher schwang sich die Sonne: die beleuchteten Berge der jenseitigen Küste wandelten ihr Blau in Smaragdgrün, der Gürtel des Aetna färbte sich in Purpur, und sein Schneehaupt in zitterndes Gold. Kein Wölkchen schwamm am Himmel, und das Tagesgestirn erhob sich in aller seiner Herrlichkeit aus den Tiefen.

### 13. Ein Abenteuer in Sardinien.

Während ich in Cagliari war, hatte ich mehr als ein Abenteuer von etwas ernsterer Natur in Bezug auf meine persönliche Sicherheit zu bestehen. Ich will eins erzählen, das mir in diesem Augenblick besonders erinnerlich ist, nicht blos seiner Sonderbarkeit wegen, sondern auch weil es den sardinischen Charakter in ein vortheilhafteres Licht stellt, als man ihn bisher zu sehen gewohnt war.

Ich bewohnte in einem großen Gebäude, das außer mir noch viele andere Bewohner hatte, eine Reihe Zimmer. Eines Abends, als ich etwas spät aus einer Gesellschaft zurückkehrte, bemerkte ich, so wie ich mich der Hausthür näherte, zwei Männer in der Nähe derselben. Als ich ihnen nahe kam, sah ich, daß sie bewaffnet waren, und hörte einen zu dem andern sagen: „Das ist er!“ Dies zeigte mir sogleich die Gefahr, in der ich schwebte. Ich hatte keine Vertheidigungswaffe irgend einer Art bei mir; ich besaß jedoch so viel Geistesgegenwart, meine Hand in den Busen zu stecken, als wenn ich nach



einer Waffe griff, und drohte ihnen zugleich, ich würde nach ihnen schießen, wenn sie sich nicht sogleich zurückzögen. Dies erschreckte sie einen Augenblick, und sie wichen zurück; doch ehe ich das Thor erreichen konnte, rief einer von ihnen: „Er hat kein Pistol; er thut nur so, um uns zu schrecken.“ In demselben Augenblick stürzten beide auf mich zu. Mir blieb jetzt kein anderes Mittel zur Rettung als die Flucht. Schnellfüßig, wie ich war, sprang ich fort, und suchte Schutz in der Wohnung eines Freundes, der einige Zimmer in einem großen, alten Gebäude bewohnte, in das man, wie dies bei vielen Wohnhäusern Italiens der Fall ist, durch eine breite, offene Treppe von der Straße her eintrat. Ich hörte meine Verfolger hinter mir, gewann aber die Treppe, und eilte hinauf nach der Thüre, die zu den Gemächern meines Freundes führte. Als ich sie jedoch erreicht hatte, wagte ich nicht zu klopfen, aus Furcht, der Ton würde meine Feinde an den Ort führen, wo ich war, ehe mein Freund erscheinen konnte, um mich einzulassen. Es war mein Glück, daß ich dies unterließ, denn ich hörte die Stimme meiner Verfolger hinter mir, und vernahm deutlich, wie der Eine zum Andern sagte: „Er ist hier herein gegangen, und muß noch auf der Treppe sein; laß uns suchen.“

Man denke sich meinen Schrecken, als ich ihre Tritte auf der Treppe hörte, und zuletzt sogar bemerkte, daß sie heruntappten, um mich zu entdecken. Ich drückte mich dicht an die Thür und hielt den Athem an, damit kein Laut meine Anwesenheit verriethe. Zum Glück waren die Treppen sehr breit und unregelmäßig gebaut, und völlig dunkel. Mehr als einmal gingen die Beiden an mir so nahe vorbei, daß sie fast meine Kleider berührten. Endlich, nach langem Suchen, zogen sie sich zurück. Ich fing wieder an, freier zu athmen, wagte aber lange Zeit nicht, den Beistand meines Freundes anzurufen. Doch als ich weder ihre Tritte, noch ihre Stimmen hörte,

schloß ich endlich, sie hätten angenommen, ich sei in der Wohnung meines Freundes, und hätten deshalb meine Verfolgung aufgegeben. In dieser Voraussetzung wagte ich zu klopfen; kaum aber hatte ich es gethan, als ich zu meinem größten Entsetzen den Ausruf hörte: „Bei der Mutter Gottes! Er ist immer noch da!“ Zugleich fingen Beide an, die Treppe wieder aufzusteigen, so schnell es die Dunkelheit gestatten wollte. Ich klopfte fort, und erhielt gerade noch zeitig genug Einlaß; denn die Thür schloß sich fast im Angesicht meiner Verfolger.

Nach einer Berathung mit meinem Freunde entschlossen wir uns, bewaffnet die Räuber zu verfolgen; denn für Straßenräuber mußten wir sie halten, da ich Niemand beleidigt hatte, und mir also einen so tödtlichen Haß nicht erklären konnte. Wir konnten jedoch auf der Straße keine Spur von dem Feinde auffinden; wir gingen daher gerade zum Wachtthause, gaben an, was eben begegnet sei, und ich fügte eine ziemlich genaue Beschreibung der beiden Personen bei. Der Offizier der Wache versprach, Jeden genau zu beobachten, der am Morgen zu dem Stadthore hinausgehen würde; denn es war wahrscheinlich, daß die Männer, die mich angefallen hatten, keine Zeit verlieren würden, aus der Stadt zu entfliehen.

Früh am Morgen wurde ich aufgefordert, mich ins Wachtzimmer zu begeben. Ich fand, daß man zwei Männer, auf welche meine Beschreibung paßte, zurückgehalten hatte. Ich erkannte sie sogleich für die beiden Männer, die mich angegriffen hatten; als ich aber ihr Gesicht betrachtete, las ich dort einen Ausdruck, der mich sogleich bestimmte, sie nicht anzuklagen, sondern vielmehr zu erklären, daß ich sie nicht kenne. Der Offizier schien über meine Aussage erstaunt, und sagte: „Aus Gründen, die Ihnen am besten bekannt sind, wollen Sie sie nicht kennen.“ Ich blieb jedoch bei meiner Aussage, und sie wurden in Folge dessen entlassen.

Einige Tage darauf verlangten dieselben zwei Männer mich zu sprechen, nicht allein, wie sie sagten, um mich wegen jeder fernern Belästigung von ihrer Seite zu beruhigen, sondern auch, um mir für meine großmüthige Schonung zu danken. „Denn,“ fügten sie hinzu, „wir sahen, daß Sie uns erkannten, und gestehen offen, daß nur ein Engländer mit solcher Großmuth handeln konnte.“ Der Angriff auf mich war, wie sie sagten, nur aus einem Irrthum entstanden. Sie hatten sich an einer anderen Person, die sie zu derselben Stunde an dem von mir bewohnten Hause erwarteten, für eine schwere Beleidigung rächen wollen.



## IX.

## Der Schiffsbrand.

Weithin wogte das prächtige, majestätische Meer. Der Rand desselben war mit einem langen, dunklen Streifen eingefasst, dessen Oberfläche rosenfarben erglänzte: das war die im letzten Schimmer der Abendröthe erglühende Küste von Biscaya. Auf den Wellen schaukelte sich der stolze Rumpf einer Fregatte; von ihrem großen Mast wehte der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Danebrogflagge mit dem weißen Kreuz.

Von dem Verdeck bis zu den Oberbramstengen war das Schiff mit seinen Segeln bedeckt; aber der schwache Hauch des Windes hielt sie kaum gefüllt, und nur langsam bewegte sich das Schiff der fernhin winkenden Küste entgegen. Die Seitenborde waren mit einem glänzenden schwarzen Lack überzogen; dazwischen liefen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung zur Schanze; es waren die Einfassungen der Kanonenpforten, die geöffnet waren und fünfzig Feuer-schlünde zeigten, welche hell erglänzten im scheidenden Abendlicht. „Atalante“ hieß die Fregatte. Sie war mit der Gestalt dieser kühnen, leichtgeschürzten Jungfrau geschmückt, welche, wie es schien, noch schneller als das Schiff über die Wellen des Meeres dahin fliegen wollte; der Spiegel war mit vergoldetem Schnitzwerk geziert. Aus den erleuchteten Fenstern tönte fröhliches Geschwäg; es schallte

von der Tafel des Kapitäns her, der seine Offiziere zu einem frohlichen Bankett um sich versammelt hatte.

Jetzt ertönte die silberne Pfeife des Hochbootmanns, und gleich darauf wurde es lebendig auf dem Verdeck. Aus den Masten und aus den Schanzen kamen sie herbei und sammelten sich am Backbord des Mitteldecks. Hier stellten sie sich nach der bestimmten Ordnung auf, je acht Mann um eine Schüssel; nachdem diese gefüllt war, begaben sie sich nach den ihnen angewiesenen Plätzen, und dann wurde die Abend-Mahlzeit in aller Ruhe gehalten; kaum daß die Matrosen es wagten, den zunächst stehenden irgend eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Eine halbe Stunde verging auf diese Weise. Abermals ertönte der Schall der silbernen Pfeife von einem Schiffsende zum anderen. Die Eßgeräthschaften wurden schnell entfernt, und langsam und schweigend begaben sich die Matrosen nach dem Mitteldeck. An dem großen Mast hatten sich bereits die Marine-Soldaten aufgestellt; sie schulterten das Gewehr und schauten gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendrothes war längst verglommen; der Mond ging auf, und warf sein feenhaftes Licht auf diese eigenthümliche Scene. Jetzt kamen auch die Offiziere aus der Kajüte und begaben sich nach dem Backbord des Quarterdecks; der Marine-Offizier trat zu den Soldaten, die Kabetten zu den Matrosen.

Endlich betritt der Kapitän das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marine-Offiziers wirbeln die Trommeln, und die Soldaten präsentiren das Gewehr. Der Kapitän lüftet den Hut und dankt schweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich sammelt sich jetzt Alles um den Schiffsprediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete spricht; er befiehlt das Schiff und die Besatzung dem Schutze dessen, der die Winde fesselt

und den verschlingenden Wellen zurnt: Bis hierher und nicht weiter! Er erhebt die Hände zum Segen, und die wettergebräuten Seeleute beugen unwillkürlich das Haupt.

Da stürzt athemlos, bleich, mit gesträubtem Haar ein Matrose von dem Lazareth herauf, durchdringt den Kreis der Väter, schreit mit herzerschneidendem Tone: „Feuer!“ und stürzt ohnmächtig zusammen.

Feuer! — Ein Schrei des Entsetzens ertönt; der Prediger verstummt, und die Matrosen stürzen nach allen Richtungen hin auseinander. Auch die Soldaten schwanen, ihre Kniee schlottern, die Gewehre senken sich; aber das eiserne Kommandowort fesselt sie, und hochaufgerichtet stehen sie in geschlossener Reihe. Die Offiziere umringen ihren Chef, während die Kadetten den ohnmächtigen Matrosen aufrichten und ihn zu ermuntern suchen. Er schlägt die Augen auf und stammelt: „Ich stand vor der Hängematte des alten Ralphy, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doktor befohlen hatte. Da verbreitete sich plötzlich ein heller Schein. Ralphy lag im Fieber und sagte, das sei das Schiffs-Gespenst. Erschreckt schloß ich die Augen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte sie wieder öffnen, und sah deutlich, wie eine Flamme an der Wand hinaufstiege. Da konnte ich es nicht länger aushalten, ich mußte es ausrufen.“

„Geschwind, meine Herren, gehe Einer von Ihnen und sehe, was Wahres an der Sache ist, und die Uebrigen halten sich bereit, sogleich die wirksamsten Vorkehrungen zu treffen.“

Der Kapitän sprach's, und die Mannschaft machte den Offizieren Platz. Man brauchte keine weiteren Erkundigungen einzuziehen, denn als der dienstthuende Offizier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm ein erstickender Rauch entgegen. Das Gestöhn der Kranken war herzerschneidend. „Mir nach! mir nach!“ rief der muthvolle Offizier und drang in die Räume des Unglücks ein. Ein-

zelne beherzte Matrosen folgten ihm, und entrißen ihre unglücklichen Kameraden dem entfesselichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken, erschienen sie oberhalb der Luken und legten ihre Last schweigend auf dem Verdeck nieder.

Unterdessen hatten die Offiziere mit großer Umsicht Anstalten zum Löschen getroffen. Die Schiffspumpen waren in vollem Gange, und ein dichter Wasserstrahl schoß in die Räume des Lazareths hinab. Andere zogen in Eimern und anderen Behältn Wasser herauf, und beneßten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende bis zum anderen.

Zwei unerschrockene Kadetten wurden zur Pulverkammer beordert, um genau nachzusehen, ob jede Vorsichtsmaßregel getroffen sei, diese zu schützen. Zwei andere begleiteten den Proviantmeister hinab zu den Vorräthen, mit dem Auftrage, sobald es nöthig sei, alle feuerfangende Gegenstände zu entfernen und, wenn es sein müsse, sie über Bord zu werfen. Sie drangen in die finsternen Räume ein; um sehen zu können, mußten sie die Thür auflassen, und nun gewährte ihnen der Feuerschein hinlängliches Licht. Aber an dem entgegenesetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber; wild prasselte die Flamme auf und leckte die Balken des Verdeckes.

„Ueber Bord mit dem Rum und Branntwein!“ schrie der Proviantmeister außer sich, und rollte ein Faß vor sich her, um es vom Verdeck aus über Bord zu rollen. Kräftige Hülse war zur Hand; es wurde ein Tau herabgelassen und das Faß gehißt; das Tau war aber zu schwach, konnte die angehängte Last nicht tragen und riß. Das Faß stürzte herab und plähte auseinander; glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinströmende Feuerwasser, und brennende Wellen brachen sich an den Seitenborden des Zwischendecks.

Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Verdeck. Die Offiziere wandten die erbleichenden Gesichter ab und eilten dann zur weiteren Hülfe fort, die mit jeder Sekunde ohnmächtiger ward. Der Kapitän schien allgegenwärtig zu sein, und munterte mit kräftigen, entschlossenen Worten die Leute zu neuen Anstrengungen auf.

Längst waren die Segel festgemacht und das Schiff den Wellen überlassen; überdies hatte auch der schwächste Windhauch aufgehört, und die Atmosphäre war unbeweglich. Der Mond schien klar und hell, und einzelne Sterne bligten freundlich auf die Unglücksstelle herab. Aber fern im Westen änderte sich die Scene, und eine Wolkenmasse stieg aus der Tiefe des Meeres herauf. Hätten die Leute noch auf irgend etwas Anderes achten können, als auf die Flammen, die in dem Innern des Schiffes wütheten, so würden sie gesehen haben, daß sich ein zweites Element zu ihrem Untergange geschäftig rüstete.

Zum Tode erschöpft, ließen die Matrosen die Arme hängen; die Offiziere gingen von Einem zum Anderen, feuerten sie durch ermutigende Worte an und erquickten sie mit stärkendem Wein. Auf's neue begann die Arbeit, die Verzweiflung verließ ihnen übermenschliche Kräfte, und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügerische Hoffnung auf. Plötzlich aber sprangen mit lautem Geprassel die Luken aus einander, die Flamme stieg riesengroß empor, umarmte den Fockmast und ergriff die Takelage desselben, von der untersten Webeleine bis zum Wimpel mit rasender Schnelle emporsteigend.

„Die Böte! Die Böte! Rettet die Böte!“ lautete der allgemeine Ruf, und Alle ließen ab von den unnützen Löscharbeiten, um sich diesen letzten Rettungsanker zu erhalten.

Raum berührte das erste Boot den Wasserspiegel, und das zweite sollte folgen, als die finsternen Wolken, die aus dem Abgrunde aufstiegen, den höchsten Gipfel erreicht hatten. Ein lauter Donner hallte vorüber, ein zischender Blitz riß das Gewölk aus einander, und der Sturm stürzte sich heulend auf das unglückliche Schiff. An den Stangen, die von dem Fockmast zum großen Mast führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf, und in einem Nu stand auch dieser in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaen und Stengen des Besanmastes nieder. Im Innern wüthete die Gluth fort, und das Feuer näherte sich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

Bis jetzt hatte noch die gewohnte Subordination fortbestanden; aber jetzt begann die eiserne Fessel, von der die Genossenschaft eines Schiffes umschlungen ist, vor der Gluth des Feuers zu schmelzen, und lautes Murren ward vernommen.

Der Kapitän hatte eine kurze Berathung mit seinen Offizieren gehalten; diese traten auseinander, und der Befehlshaber sprach mit lauter Stimme:

„Dänische Männer! Wir weichen dem Geschick! Das Schiff ist nicht mehr zu retten, also will ich Euch retten! Wir besteigen die Böte! Haltet fest zu einander und seid ruhig und besonnen!“

Die Pfeifen der Bootsmänner erklangen; aber das Pfeifen des Sturmes übertönte sie, und laut erhob sich von allen Seiten das Geschrei: „In die Böte! In die Böte! Rette dich, wer kann!“

Alles stürzte nach der Seite hin, wo die bereits ausgelegten Böte von den aufgeregten Wellen auf und nieder geschleudert wurden. Umsonst versuchten die Offiziere, ihre Anordnungen zu treffen; vergebens waren alle ihre Befehle! Kopfüber stürzten sich die Matrosen in die zunächst liegende Barkasse, und als diese überhäuft war, stieß sie von dem Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entsetzen! Die furchtbare Gluth hat die Steuerbords-Kanonen des Vorderkastells erglühn gemacht; sie entladen sich selbst; der erste Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgte ein zweiter, dritter. Die Barkasse, von dem Winde hoch emporgeschleudert, fliegt weit ab vom Schiffe, die Kugeln sausen zischend durch das aufspritzende Wasser, sie schlagen in die Seitenborde des Fahrzeuges, es sinkt in die Tiefe, und herzzerschneidend mischt sich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angstgeschrei der Versinkenden.

Der Kapitän benützt dieses Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matrosen einen tiefen Eindruck zu machen scheint; er schwingt sich auf eine Kanone, und umsprüht von herabströmenden Funken, ruft er: „Das ist die Strafe des Ungehorsams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der Menschen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder ihr endet, wie sie! Das Langboot vor!“

Aber starr standen die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über sie herein brach. Die Gluth des Feuers strahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißschäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe schlummernde Hai schreckte aus dem Schlummer auf; es schien ihm, als ob es Tag geworden sei, und die Morgensterne ihr rosiges Licht auf die Meeresthür werfe. Spritzend und schnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weitgeöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreisten das brennende Schiff, hohe Wasserstrahlen gegen den Nachthimmel aufspritzend, während die Kanonen des Backbords sich lösten und wie ferner Donner verhallten.

Die Lust zum Leben siegte; hier war gewisser Untergang, dort eine Möglichkeit zur Rettung. Die Matrosen, der Weisung ihrer Offiziere wieder geduldig folgend, stiegen in das Langboot hinab. Da erschallte das laute „Halloh!“ des Hochbootsmanns, und un-

willkürlich wandten sich Aller Blicke nach dem Vorderkastell. Mit unerschrockenem Muth hatte er bis jetzt, von zwei kühnen Matrosen begleitet, dort ausgeharrt und Rettung zu bringen gehofft; aber er sah die Unmöglichkeit ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Bötten zu finden. Schon naheten sie sich der Ankerwinde; da brach die Gluth mit solcher Gewalt aus dem Zwischendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; die Deckslast gab nach, sie brach zusammen und stürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauenvoller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinströmenden Wellen kämpften, dehnte sich zwischen dem Unterkastell und dem Quarterdeck; der Fockmast schwankte hin und her, die ganze majestätische Masse, deren Raue und Stengen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzüngelt, brach mit lautem Getrach zusammen und stürzte auf den unerschrockenen Hochbootsmann und seine Gefährten herab.

„Alles vorbei!“ waren die letzten Worte, die der heldenmüthige Mann ausstieß; seine Gefährten starben mit einem halberstickten Seufzer; mit Schauder wandten sich die Uebriggebliebenen von diesem entsetzensvollen Schauspiel.

Das Langboot war gefüllt und versuchte nun, sich von dem brennenden Schiffe zu entfernen und aus dem drohenden Bereiche der Kanonen zu kommen, die sich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam an die Reihe, und die Offiziere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblick glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr gestattete. Der Kapitän war der Letzte. Als Alle hinunter waren, setzte er den Fuß auf die schwankende Leiter; doch plötzlich wich er zurück und rief: „Wo sind die Kadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?“

Wölkergemälde.



Keine Antwort! Aus der Schaluppe aber erfolgte die ungeduldige Mahnung, daß der Kapitän nicht länger säumen möge.

„Nicht von der Stelle!“ rief er aus, „bis ich über das Schicksal dieser Unglücklichen im Klaren bin!“ Und mit diesen Worten stürzte er durch Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der sich die Gluth bereits auf das bedrohlichste näherte. Dort fand er sie. Erschöpft von der anstrengenden vergeblichen Arbeit, war der Jüngere bereits ohnmächtig niedergesunken; der Aeltere bemühte sich umsonst, ihn zu ermuntern und mit sich fortzuziehen. Der Kapitän ergriff den Ohnmächtigen, und mit starken Armen trug er ihn, unter endlosem Feuerregen, auf das Verdeck, während der Andere ihm folgte. Mit lautem Freudengeschrei wurden sie von den Offizieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeschleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, begleitet von gierigen Haien, steuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerst nur bemüht, so schnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen. Wenn die Gluth heller aufleuchtete, sah man eines oder das andere über die Fluth hinstreichen, und wie ein Meteor kommen und wieder verschwinden.

Die „Atalante“ gewährte in ihrer letzten Stunde einen majestätischen Anblick. Der Vordermast und das Bugspriet waren herabgestürzt, und der große Mast war ausgebrannt und bereitete sich schwankend zum Sturz; der Besanmast stand in heller Gluth, und als ob es ein Zauber gewesen, der sie schützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet, sondern ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmesnacht.

Schon waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger, ungeheurer Knall,

der das Meer bis in seine Tiefe erbeben machte; eine ungeheure Flamme, die in die Wolken hineinstrahlte; dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeschleudert wurden und knitternd und knatternd herabfielen; endlich tiefe, schweigende Nacht.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten die Böte die Küste von Biscaya.

X.

Rio : Janeiro.

1.

Ein großartiger Anblick eröffnet sich dem Reisenden bei der Einfahrt in den unermesslichen Hafen von Rio-Janeiro. Zu beiden Seiten erheben sich riesige Gebirgsmassen, von den lieblichsten grünen Thälern unterbrochen; zur Rechten glänzt ein herrlich gelegenes, weißglänzendes Schloß, auf dessen Zinnen die grüne und gelbe Fahne vom Hauche des seewärts kommenden Windes bewegt wird; zu den Füßen desselben steigen drei Reihen Batterien terrassenartig hinter einander auf; zur Linken stellt sich eines jener wunderbaren Naturspiele dar, eine länglich schmal sich erhebende Granitmasse von etwa tausend Fuß Höhe, der Zuckerhut genannt. Noch weit launenhaftere Form zeigt ein gebirgiger Hintergrund, wenn man ihn vom Schiffe aus betrachtet, sobald es in den Hafen einsegelt. Da glaubt man in dem nächsten Berge einen auf dem Rücken liegenden Alten von stattlichem Körperbau und mit erhabener römischer Nase zu erblicken. Einen wahrhaft komischen Eindruck gewährt die Deutlichkeit, mit der jeder Theil des phantastischen Gebildes erkannt wird; man unterscheidet Kopf, Hals, Brust, Schmeerbauch, Kniee, ja selbst die einzelnen Zehen, aber die Ehre eines eigenthümlichen Namens ward nur dem hervorragendsten Theile des Gesichts: er heißt Lord Hood's

Nase, und bildet, für sich allein betrachtet, eine ziemlich bedeutende Gebirgskuppe. Am Fuße dieser Bergmasse öffnet sich eine fast kreisförmige, etwa zwei Meilen im Durchmesser haltende Bucht, die Fünfklafter-Bai genannt. Zur Seite der pfortenartigen Einfahrt erhebt sich ein mit Gras bewachsener hoher Fels, auf dessen Gipfel eine Kapelle steht, und der durch eine leichte hölzerne Brücke mit dem Festlande in Verbindung steht.

Dieser Bucht gegenüber liegt, eingehüllt in staubartigen Nebel, Rio-Janeiro, zwischen zwei mit Batterieen versehenen Hügeln, über welche hinaus zahlreiche Kirchen und Klöster ihre Kuppeln erheben. Dicht dahinter erblickt man die steil emporsteigenden Berge, welche ganz mit dichten Wäldungen vom dunkelsten Grün bedeckt sind. Aber hier kommen wir an die Schattenseite des schönen Gemäldes: die Einfarbigkeit des Pflanzengrüns, das überall in Berg und Thal dieselbe Farbe zeigt, unterbrochen nur von den grauen Granitmassen oder den Landhäusern, die wie weiße und rothe Pünktchen erscheinen. Wie himmelweit verschieden von den europäischen Landschaften mit ihrem reichen Farbenwechsel, in dem das Grün von der äußersten Grenze des Goldgelben durch alle Abstufungen hindurch spielt bis zu dem Dunkelblau entfernter Hügellketten! Die blaue Farbe scheint aber der hiesigen Atmosphäre gänzlich zu mangeln, und bei der wärmsten Luft eines schönen Sommerabends haben die Gebirgsketten, welche den Horizont begrenzen, eine schwarzgraue Färbung, als wären die Zwischenräume überall mit Staubmassen erfüllt.

Von der Stadt seitwärts, mehr zur Rechten gekehrt, erblickt man die glänzende Oberfläche des mit Inseln reich besetzten Sees, welcher der eigentliche Hafen genannt wird, und dessen jenseitiges Ufer außer dem Bereiche des Auges liegt; nur einen langgedehnten, mächtigen Bergrücken, sägenartig gezackt, sieht man in weiter Ferne. Dieses Wasserbecken, das zwanzig Meilen im Umfang und Raum genug

haben soll, alle Schiffe der Welt aufzunehmen, war, als ich es sah, an dem der Stadt gegenüber liegenden Theile mit Fahrzeugen bedeckt; Kauffahrteischiffe drängten sich rings um die Küste, und waren von einem Kreis glänzender Kriegsschiffe umgeben. Da sah man englische, französische, brasilianische, neapolitanische, sardinische Freigatten, Korvetten, Briggs und Schooner — ein eben so prächtiger als Achtung gebietender Anblick, besonders wenn sie alle, durch irgend ein wichtiges Ereigniß in der Residenz aufgefordert, zu gleicher Zeit salutirten.

„Seh' ich recht?“ rief ich plötzlich aus, als wir in das große Bassin eingefahren waren, und starrte nach einem Punkte im Wasser hin. „Seht doch, im Wasser dort, etwa fünfzig Schritt von hier entfernt, seht nur hier — bei Gott, ein Mensch!“

„Ja freilich, ein Mensch,“ antwortete mir der Kapitän.

„So setzt doch die Bote aus! Wie könnt Ihr denn so ruhig bleiben?“

„Es ist ein Todter, mein guter Herr.“

„Wie wollt Ihr das erkennen? Und wäre dem so, müssen wir nicht den Körper retten, eine Untersuchung anstellen, die Veranlassung des Todes erforschen, jedenfalls für ein christliches Begräbniß Sorge tragen?“

„Ha, ha, ha! — Verzeiht, guter Herr, aber ich muß lachen! — Ihr seid nicht in England; Ihr seid jetzt an der anderen Seite des großen Häringsteiches, in Amerika, in der neuen Welt, in der Welt der Republiken und der Freiheit, wo man alle Tage mit menschlichen Geschöpfen Handel treibt wie mit anderen Waaren; und jener Körper dort ist der eines Sklaven.“

„Unmöglich! — Ihr seht doch wohl, daß es ein Weiser ist!“

„Verzeiht, Ihr seid abermals im Irthum. Das ist nur eine der verschiedenen Methoden, nach denen Meister Tod die Gleichheit

der Schwarzen und Weißen lehrt. Das Wasser hat das Schwarz der Neghaut aufgelöst und gewaschen; oder habt Ihr jemals so frisches, rosiges Weiß auf den Wangen einer Europäerin gesehen?"

Unterdeß hatte die wachsende Fluth den Gegenstand des Gesprächs ganz dicht an das Schiff geschwemmt. Halb neugierig, halb schauernd lehnte ich mich über Bord, und sah, wie der Leichnam, ein Spiel der Wellen, hin und her an die Planken schlug. Ganz deutlich erschien er nun als ein längst in Auflösung übergegangener Leichnam, auf dem Rücken schwimmend, die Hände und Füße ausgestreckt, den Kopf herabhängend. Es war wirklich ein Neger; an den Händen und Füßen war die ursprüngliche Hautfarbe unverändert geblieben, was ihm das Ansehn eines Weißen mit schwarzen Handschuhen und Strümpfen gab. Ich sah ein Heer kleiner Fische an dem Fleische zupfen, bald loslassen, bald wieder anbeißen, und nahm mir im Gedanken vor, unter keiner Bedingung in Amerika Fische zu genießen. Aber dort der dunkle Gegenstand, der tief ins Wasser reichte, auf den die Fische immer wieder zuschwammen und den sie mit ihren Schwänzen in zitternde Bewegung setzten, was war denn das? — Es war ein Strick, der von dem Halse des Leichnams herunterhing.

„Er ist ermordet worden!“ rief ich laut, indem ich den Kapitän herbeiholte.

„Nicht doch, er kann einer gewöhnlichen Krankheit erlegen, er kann auch vor Hunger gestorben sein, wenn nämlich sein Herr seinen Zustand hoffnungslos und ihn des Futters nicht mehr werth gefunden hat.“

„Aber der Strick?“

„Denkt, Euer Hund sei krepirt, und in der Nähe besinde sich ein Fluß; werdet Ihr da nicht irgend einem Buben aus der Nachbarschaft den Auftrag geben, die todte Bestie mit einem Stricke, einen

Stein an das andere Ende geknüpft, hinein zu spediren, damit sie sie sicher am Boden bleibe?“

„Nein,“ antwortete ich, „das würde ich nicht; ich würde dem armen Thiere ein anständiges Grab im Garten vergönnen.“

„Recht schön, aber in Brasilien machen sie's anders. Wenn ein Hund — wollt' ich sagen, ein Neger — krepirt ist, dann müssen ihn seine farbigen Brüder an dem Stricke hierher schleppen, und hinein mit ihm ins Meer!“

„Kann das wirklich vorkommen? Ihr werdet mich doch nicht glauben machen wollen, daß so etwas in den vereinigten Staaten geschehe? Schwerlich dürften Menschen, in deren Adern ein Tropfen englisches Blut fließt, solche Ungeheuer sein.“

„Ja, seht, ich bin niemals in Nord-Amerika gewesen, und kann folglich nicht aus eigener Erfahrung über dies Menschenhandel treibende Freiheitsland urtheilen. So viel weiß ich, daß die Kaufleute englischer und nordamerikanischer Abstammung hier bei uns nicht einen Gran mehr Mildthätigkeit besitzen, als die eingeborenen Brasilianer.“

„So ist denn der Anblick solcher herumschwimmenden Leichen nichts Ungewöhnliches?“

„Jeder Schiffs-Kapitän, der irgend mit Brasilien Handel trieb, kann Euch von Hunderten erzählen.“

„Welche Unmenschlichkeit!“

„Laßt es nur endlich dabei bewenden; schaut lieber nach der Stadt hin, mit der dichten Rauchwolke darüber und den grün bekleideten Bergen im Hintergrunde! Das Boot ist bereit; wir können nun ans Land gehen. So, jetzt werft, eh' wir abstoßen, noch einen Blick auf die kleinen Lastschiffe da drüben! Das sind Sklavenschiffe, und in jedem befinden sich über dreihundert Neger.“

„Daß Gott erbarm'! Das scheinen ja Schiffe von höchstens vierzig bis fünfzig Tonnen; wie können sie denn einer solchen Menge Raum gewähren?“

„Ja, seht, man muß es mit den Sklaven machen, wie mit den Waaren: sie werden gehörig gepackt.“

„Aber dabei muß ein großer Theil umkommen!“

„Allerdings; wenn sie die halbe Ladung lebendig herüber bringen, dann nennen sie's ein gutes Geschäft, und hat Einer diese Hälfte wohlbehalten ans Land gebracht, so kann er nach einer einzigen Fahrt sein Glück gemacht haben. Jeder gesunde Neger gilt auf dem Marke seine zweihundert Pfund; seit den Bemühungen Eurer Landsleute, den Sklavenhandel zu unterdrücken, ist der Preis und damit auch die Versuchung gestiegen, sein Geld in solcher Waare anzulegen. Erst neulich hörte ich Jemanden sagen, er habe bei dem Geschäft in Zeit von fünf Jahren fünfunddreißigtausend Pfund auf die Seite gebracht. Von einem jener Transportschiffe weiß ich noch ein Geschichtchen, das Euch während der Ueberfahrt die Zeit vertreiben soll. Es waren zwei junge Neger, ein Mädchen und ein Bursche, wahrscheinlich von einer und derselben Küste gestohlen und auf demselben Schiffe herübergebracht worden, und bald gewahrte man unverkennbare Zeichen gegenseitiger Zuneigung zwischen ihnen. Einigen der jüngeren Schiffs-Offiziere fiel es ein, sich auf Kosten des Negers einen Spaß zu machen, und eines Abends sagten sie ihm sehr ernstlich, er werde am nächsten Morgen von dem Mädchen Abschied nehmen müssen, weil dieses zu einem nach Westindien bestimmten Transporte gehöre. Der arme Teufel schien sich zwar die Mittheilung sehr zu Herzen zu nehmen, aber den Erfolg hatte Niemand erwartet: am andern Morgen fand man ihn todt, von eigener Hand erdrosselt. Die Möglichkeit des Selbstmordes durch Erdrosselung dürfte von Manchem in Zweifel gezogen werden,



da der Schmerz, besonders das peinliche Gefühl der Athemlosigkeit, dem Entschlossensten den Muth rauben und endlich die Kräfte so schwächen muß, daß die frische Luft wieder in die Lunge dringt und den ganzen Versuch vereitelt. Hier aber gab die Ausführung von dem Muth und der Festigkeit dieses Regers Zeugniß; denn er hatte ein Taschentuch rund um den Hals gewunden, und ein Stäbchen hindurchgesteckt, das er so lange umbrehte, bis er den letzten Athem aushauchte, ein Beweis dafür, daß Lebhaftigkeit des Gefühls und des Willens von der Hautfarbe ganz unabhängig sind."

"Welch eigenthümlicher Roman!"

"Nichts weniger als Roman, sondern eine wahre Geschichte! Sie ist vor einem halben Jahre passiert. Nun sind wir am Landungsplatz. Das große Gebäude hier geradeüber ist ein Gasthof, wie das Schild besagt, das andere dort an dem Plage ist der Palast des Kaisers. Und wahrhaftig, da habt Ihr ihn, den kränklich blaffen Knaben in blauer Uniform mit goldenen Epauletten, der, am Fenster stehend, den ungeschickten Evolutionen der Truppen zusieht. Ein einfaches, schmuckloses Gebäude, dieser Palast, aber von bedeutendem Umfange! Eine bedeckte, auf drei Bogen ruhende Brücke verbindet ihn, über die Straße hinwegziehend, mit einem anderen noch größeren Flügel, an den eine Kirche stößt. Das Ganze, mit Ausnahme der Kirche, entbehrt so sehr aller architectonischen Zier, daß es aussieht wie eine Baumwollen-Manufactur."

Die Hauptstraße der Residenz ist breit und hell, enthält aber keine prächtigen Kaufläden, sondern düstere, staubige Magazine, in denen es jedoch sehr geschäftig zugeht. In der französischen Straße dagegen trifft man die glänzendsten Juwelen-, Fuß-, Tuch- und Modewaaren-Handlungen. Merkwürdig ist, daß die meisten Engländer in Rio-Janeiro wohlhabende Kaufleute sind, in deren Händen sich fast alle Kapitalien befinden! Hingegen besteht die Mehrzahl

der Franzosen, deren es hier eine solche Menge giebt, daß sie sogar ein eigenes Theater haben, aus Krämern, Bäckern und Gastwirthen. Die Engländer haben kein Theater, aber einen vortrefflichen Lesezirkel und eine hübsche kleine Kirche.

So wie man den Fuß ans Ufer setzt, sieht man eine Menge schwerbepackter Neger nach allen Richtungen hin laufen. Männer und Frauen tragen Alles auf dem Kopfe. Da taumelt Einer unter einem ungeheuren Waarenballen über den Weg, ein Anderer trägt ein mächtiges Wasserfaß auf seinem Schädel, ja selbst der Transport der Bausteine aus den Steinbrüchen geschieht auf dieselbe Weise. Man hört sie dabei eine Art monotoner Lieder abfangen, was die Arbeit sehr zu erleichtern scheint; manchmal ist es nur ein einziges Wort, das sie nach jedem vierten oder fünften Schritte laut und vernehmlich wiederholen, manchmal ein ganzer Spruch, der eben so regelmäßig wiederkehrt. Sind ihrer mehrere beisammen, so gewinnt dieser Gesang etwas Musikalisches; Einer pflegt dann die Pausen mit der Bewegung einer Klapper, wie sie in England die Kinder haben, auszufüllen, die er mit der linken Hand schüttelt, während die Rechte die Last auf dem Kopfe unterstützt.

Man kann eben nicht behaupten, die Neger hätten ein leidendes und unglückliches Aussehen; vielmehr scheinen sie immer in der besten Laune, denn sie treiben Scherz und Lachen, sobald sie einander begegnen. Da, wo mehrere versammelt sind, z. B. bei den öffentlichen Brunnen, lassen sich die Ausbrüche ihrer Heiterkeit in weiter Ferne vernehmen; man sieht alte Grauköpfe einander Rippenstöße geben und sich herumprügeln wie die Kinder; mit den schwersten Lasten auf den Köpfen führen sie ordentliche Spiele auf, und während ihr eigenthümliches, durchdringendes Gelächter durch die Straßen schallt, schauen die vorübergehenden Brasilianer mit so ernsten

oder vielmehr gleichgültigen Blicken auf sie, wie wir etwa auf ein wieherndes Pferd.

Was hinter jener Hülle allgemeiner Freundigkeit zuweilen verborgen sein mag, wer weiß es? — Ich ging eines Tages längs der Schattenseite einer der Hauptstraßen, und sah etwa ein Duzend Schwarzer große Güterballen von dem Hafen in die Stadt tragen. Es waren läuter kräftige Gestalten; sie bewegten sich schwebenden Ganges, indem sie unter ihrer schweren Bürde nach jedem vierten Schritte im Chor ein tief aus der Kehle geholtes „bom“ (portugiesisch „gut“) erschallen ließen. Dabei lief ihnen der Schweiß von den muskulösen Schultern herab, und man sah, wie die Brust wellengleich sich ausdehnte und zusammenzog. Einer aus dem Nachtrabe blieb plötzlich stehen, sah sich ängstlich um, und eilte dann über die Straße auf ein Weib zu, das mit einem schwerbepackten Korbe auf dem Kopfe und einem Kind hinten aufgeladen sich langsam fortbewegte. Ich betrachtete ihn genauer; aus diesen Zügen sprach mehr Geist, als ich jemals in einem Negergesichte gewahrt hatte. Die Frau blickte erst verstohlen umher, dann nahm sie mit einem Lächeln zärtlicher Dankbarkeit das Kind von der Schulter herab und reichte es dem Vater, der es herzte und küßte, während das Kleine tanzte, mit den Füßen zappelte, ein Freudengeschrei erhob und mit den kleinen schwarzen Händchen das Negergesicht streichelte. Ich war in eine Art Träumerei versunken, als ich den Mann ansah; da gewahrte ich plötzlich, daß Etwas hinter mir seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Es war ein magerer, dunkelfarbiger Brasilianer mit einem weißen Ueberwurfe, einem Strohhute auf dem Kopfe und einem dünnen Bambusröhrchen in der Hand, der eben um eine Ecke bog. In größter Hast gab der Neger das Kind der Mutter zurück und wendete sich von ihr mit einem Ausdrücke im Gesichte, den ich kaum beschreiben kann. Es sprach daraus ein ganz-

lich geknechteter Geist, eine in Banden geschlagene Kraft, ein von der härtesten Uebermacht niedergedrücktes Gemüth, und zugleich eine Feigheit, die nicht von der Natur, sondern von menschlicher Tyrannei diesen Zügen eingeprägt war, eine Zerknirschung und Furcht, die dieses einen Augenblick zuvor so freudig aufgeregte Angesicht unbeschreiblich entstellte. Eilig sein „hom! hom!“ mit dem Chöre wieder anstimmend, leuchte er seinen Leidensbrüdern nach, und bemühte sich, schnellen Laufes sie einzuholen, obgleich sie ziemlich weit voraus waren und der Güterballen auf seinem Kopfe den kräftigsten unserer Packträger zu Boden gedrückt hätte.

## 2.

Wenige Tage nach meiner Ankunft war ich Zeuge eines Naturereignisses, wie man es nur in den Tropenländern erlebt. Ich hatte mich kaum zur Ruhe begeben, als ich durch einen heftigen Donnerschlag erweckt wurde. Die Schläge wiederholten sich mit solcher Gewalt und Schnelligkeit, daß ich aus dem Bett sprang und mich eiligst ankleidete. Gegen Mitternacht wurde das beständige Leuchten der Blitze wahrhaft grauenvoll, und dabei blies ein heftiger Wind aus Nord und Nord-Ost. Um ein Uhr nach Mitternacht änderte der Wind plötzlich seine Richtung, und stürmte mit verdoppelter Gewalt aus Nord-West. Der Himmel wurde dabei fortwährend durch leuchtende Blitze erhellt, aber noch wunderbarer leuchteten die elektrischen Flämmchen in allen Richtungen. Kurz nach zwei Uhr mäßigte sich endlich der Sturm oder löste sich vielmehr in einzelne fürchtbare Windstöße auf.

Nachdem auch das Blitzen aufgehört hatte, war die Finsterniß eine Zeit lang grauenvoll. Aber plötzlich sah man feurige Meteore vom Himmel fallen; namentlich beobachtete ich eine dunkelrothe Feuerkugel, die aus ungeheurer Höhe senkrecht herabfiel. Als diese Kugel der Erde näher kam, wurde ihre Form oval und ihre Farbe ein blendendes Weiß; endlich schlug sie prasselnd an den Boden, zerspritzte wie geschmolzenes Metall und war erloschen. Wenige Minuten nach der Erscheinung dieses Meteors folgte auf das betäubende Brüllen des Windes ein fernes dumpfes Getöse, und die Blitze, welche seit Mitternacht stets in kurzen Zwischenräumen am Himmelsgewölbe gezuckt hatten, trieben jetzt eine halbe Minute lang ein fürchterliches Spiel zwischen den Wolken und der Erde. Jetzt brach der Orkan mit unerhörter Wuth von neuem los, tausend und aber tausend Bruchstücke zertrümmerter Bäume und Häuser vor sich her durch die Lüfte schleudernd. Die festesten Gebäude wurden bis in ihre Grundvesten erschüttert, und selbst die Oberfläche der Erde bebte, als der Verderber über sie hinzog. Den Donner konnte man zu keiner Zeit deutlich vernehmen; das Brüllen und Heulen des Windes, das Tosen des Oceans, dessen thürmende Wogen Alles zu verschlingen drohten, was der Orkan verschonte, das Prasseln der Dachziegel, das Getraße einstürzender Dächer und Mauern und tausend andere unbeschreibliche Mistöne machten einen Eindruck, den die lebhafteste Phantasie sich nicht schrecklicher vorstellen kann.

Nach fünf Uhr mähigte der Sturm allmählich sein Wüthen, und jetzt konnte man die Ziegel und das übrige Baumaterial, welches der letzte Windstoß wahrscheinlich hoch empor geschleudert hatte, deutlich niederfallen hören.

Sobald der graue Tag die Gegenstände so weit erhellte, daß man sie einigermaßen unterscheiden konnte, begab ich mich an das Ufer, um zu sehen, was aus den Schiffen im Hafen geworden

war. Noch immer wurde der Regen so gewaltig vom Winde getrieben, daß er die Haut verlegte. Das Schauspiel, das sich mir am Ufer darstellte, war über alle Beschreibung majestätisch. Die riesigen Wogen rollten heran, als böten sie jeder Schranke Trotz. Der Ort, wo man die Schiffe kalfatert, war mit Schindeln, Faßdauben, Tonnen, Heubündeln und Trümmern von Fahrzeugen wie übersät. Nur wenige Schiffe innerhalb des Steindamms waren unbeschädigt geblieben; die meisten waren ihrer Masten beraubt, und einige lagen sogar umgeschleudert im seichten Wasser.

Darauf bestieg ich den Thurm der Domkirche, und hier zeigte sich mir ringsumher ein großartiges, aber betrübendes Bild der Verödung. Das ganze Land, soweit die Blicke reichten, war mit Trümmern von Häusern, Dächern und Mauern bedeckt; die meisten Bäume lagen entwurzelt; diejenigen aber, die noch standen, waren ihrer Zweige und Blätter beraubt und hatten dadurch ein kaltes, winterliches Ansehen erhalten.

## 3.

Einer meiner Landsleute bewohnte ein kleines Landhaus am Abhange der Hügelreihe, welche sich südwestlich von Rio-Janeiro hinzieht. Nach Beendigung der dringendsten Geschäfte machte ich mich auf, um ihn zu besuchen. Ich wurde so freundlich aufgenommen, daß ich mit Vergnügen einige Tage an dem reizenden Orte verweilte. Man genoß von dem mitten zwischen duftenden Gebüsch liegenden Wohnhause eine entzückende Aussicht auf die Stadt und einen Theil der Bai. Nichts war mit der Schönheit dieses

Ortes zu vergleichen, wenn die heißesten Stunden des Tages vorüber waren und sanfte Westwinde, angefüllt mit den Balsamdüften des nahen Waldgebirges, die Luft abkühlten. Und noch erquickender wurde die Luft, wenn die Nacht sich über das Land und die in der Ferne glänzende See ausbreitete und die ruhig gewordene Stadt sich allmählich erleuchtete. Wer den Zauber stiller Mondnächte hier in diesen glücklichen Breiten nicht selbst erlebt hat, den vermag auch die gelungenste Schilderung nicht zu denselben Gefühlen zu erheben, welche eine so wundervolle Natur im Gemüthe des Betrachters hervorruft. Ein zarter, durchsichtiger Nebelduft lag jedesmal, wenn die Sonne unterging, über der Gegend; der Mond stand hell leuchtend an dem tiefblauen Himmel; die von ihm bestrahlten Gegenstände traten mit hellen und scharfen Umrissen hervor, während eine magische Dämmerung die beschatteten bedeckte. Fast nie regte sich ein Lüftchen; die nahen Mimosenbäume hatten ihre Blätter zum Schlafe zusammengefaltet; dann aber erhob sich plötzlich ein Windstoß, die Blätter rauschten und ließen ein duftendes Schneefeld zur Erde fallen; die Wipfel der majestätischen Palmen wallten langsam über dem stillen Dache, welches sie gleichsam schützend beschatteten. Helle Töne der Cicaden, Grillen und Laubfrösche schwirrten dabei beständig fort und versenkten durch ihre Einformigkeit in süße Träumereien. Fast unvernünftig murmelte dazwischen ein Bach den Berg hinab. Mit jeder Viertelstunde wehten andere balsamische Düste; denn immer neue Blüthen der Nacht öffneten ihre Kelche und betäubten fast durch die Kraft ihres Wohlgeruches, indem bald die schattigen Lauben des Gartens, bald die nahen Drangenhaine, bald die dichten Gebüsche am Abhang der nahen Berge, bald die hohen Palmen der Ebene ihre Blüthen aufschlossen und so eine Ebbe und Fluth von Wohlgerüchen unterhielten. Während die stille Pflanzenwelt von den hin und her schwärmenden Leuchtkäfern wie

von tausend beweglichen Sternen erhellt wurde und durch ihre balsamischen Ergüsse die Nacht verherrlichte, schimmerten am Horizonte ohne Unterlaß feurige Blitze, und erhoben das Gemüth in freudiger Bewunderung zu den Sternen, welche, feierlich still am dunklen Firmament prangend, es mit Ahnungen und Wundern höherer Art erfüllten. Im Genusse solcher zauberhaften Nächte gedachte ich mit Sehnsucht meiner Heimath, bis mir endlich die reiche Natur der Tropengegenden ein zweites Vaterland wurde.



## XI.

### Der Schwur des Paschas.

Vor einigen Jahren fanden Kaufleute, die sich nach Salonichi begaben, in einiger Entfernung von Mielnik die Leichname zweier ermordeten Menschen, von denen der eine offenbar ein Mann von hohem Stande, der andere ein Tatar gewesen war. Der erstere war mit einer Pistolenkugel, die ihm die Brust durchbohrt hatte, der treue Tatar aber, wahrscheinlich bei der Vertheidigung seines Herrn, mit mehreren Säbelhieben getödtet worden. Ihre Leichen waren völlig entkleidet, denn man hatte ihnen nur den Fez und das Untergewand gelassen; ihre Pferde fand man nicht weit davon, ihres Gepäcks beraubt, auf einer Wiese grasend.

Bei dem Anblick der Schreckensscene beschloffen die Kaufleute, um den Verdacht des Mordes nicht auf sich zu laden, die Leichname nach Mielnik zu bringen und von der Mordthat Anzeige zu machen. Sie fingen daher die Pferde ein, beluden sie mit den Leichnamen und kehrten nach Mielnik zurück, wo der Aga ihre Aussage zu Protokoll nahm und die Ermordeten in der Hauptmoschee ausstellte, um ihre Namen zu entdecken.

Nun wollte der Zufall, daß Mustapha Pascha denselben Tag in Mielnik erwartet wurde; der Aga aber glaubte, er dürfe vor der Ankunft seines Vorgesetzten keine Nachforschungen anstellen, um die

Mörder zu entdecken. Sobald Mustapha in das Thor von Mielnit trat, erfuhr er von der aufgeregten Volksmasse den entsetzlichen Vorfall. Niemand konnte ihm die Namen der Unglücklichen nennen. Alle aber sprachen von den Leichnamen, die in der Halle der Moschee ausgestellt waren. Mustapha, erzürnt über diese That, wandte sein Pferd nach dem heiligen Orte, stieg ab und trat, von einer ungeheuren Volksmenge umgeben, in das Gebäude.

Mitten im Tempel sah man, auf einem Teppich liegend, das Antlitz verhüllt, die Füße nach Osten gewandt, die beiden Ermordeten; sie lagen auf dem Rücken einer neben dem andern. Mustapha näherte sich langsam; kaum aber hatte er sich auf ein Knie niedergelassen, um die Züge besser zu erkennen, als er plötzlich einen Schrei des Entsetzens ausstieß, sich den Bart austraupte und sich auf den Boden des Gebäudes niederwarf. So blieb er, die Stirn gegen die Erde gedrückt und in unbeweglichen, lautlosen Schmerz versunken, mehrere Minuten lang liegen.

Nach einer langen Pause, während welcher Niemand ihn zu unterbrechen wagte, erhob er sich; sein Gesicht war bleich, doch streng und ruhig, wie wenn die Ruhe eines festen Entschlusses die Festigkeit des Schmerzes gebrochen hätte. Jetzt beugte er sich noch einmal über die beiden Gemordeten, ergriff die Hand des ihm zunächstliegenden Leichnams und rief mit lauter Stimme, indem er den Blick zum Himmel erhob:

„O Seid Mohammed! Als Du beim Uebergange über den Balkan mein Leben gegen die Wuth der Russen beschütztest, schwor ich, Du solltest mir von jetzt an ein Bruder sein, und jüngst gelobte ich bei Allah und seinem heiligen Propheten, daß unter meiner Regierung kein Verbrechen ungestraft bleiben sollte. Diesen Schwur wiederhole ich in Deinem Namen und vor Deinem Leichnam! Ich werde Deine Mörder bis in die unbekanntesten Gegenden der Erde ver-

folgen; ich werde ihr Blut tropfenweise zur Sühne des Verbrechens vergießen lassen; ihre Augen sollen den Geiern zur Speise dienen, und ihr Fleisch von den Schakals zerrissen werden; ihre Gebeine aber sollen bleichen in den Stürmen des Himmels! Eher soll der Sarg meines Vaters entehrt werden, ehe ich meine Gelübde, meine Schwüre vergessen! O Seid, o mein Bruder! Du hörst mich! Du hörst! Ich habe geschworen!“

Mustapha warf noch einen letzten Blick auf den Mann, den er so sehr geliebt, und entfernte sich aus der Moschee, ohne ein Wort hinzuzufügen.

Seine einzige Sorge war von jetzt an, die Spuren der Mörder nach allen Seiten hin zu verfolgen. Er versprach Jedem, der irgend eine Anzeige über den Ort ihres Aufenthalts machen würde, eine Belohnung von zwanzig Venteln. Während dieser Nachforschungen wohnte er im Hause Sereskis, eines reichen Armeniers, bei dem er gewöhnlich während seiner Anwesenheit in Mielnik verweilte. Jetzt zog er sich in seine innersten Gemächer zurück, und überließ sich drei Tage und drei Nächte lang dem bittersten Schmerze.

Man erfuhr jetzt in der Stadt, daß der Ermordete Seid Mohammed, der innigste Freund Mustaphas, gewesen, der als Courier mit Depeschen und viermalhunderttausend Piastern von Constantinopel nach Salonichi an den Pascha geschickt worden war. Seid Mohammed war am Nachmittage in Mielnik angekommen und von einigen Bewohnern im Bade gesehen worden; von dort aber hatte er sich in die Moschee begeben, um sein Gebet zu verrichten. Nicht ohne Grund vermuthete man, daß er das Opfer der albanischen Räuber geworden sei, die schon seit einiger Zeit die Umgegend so unsicher machten, daß nur wenige Türken es wagten, den gefährlichen Weg nach Salonichi ohne eine starke militairische Bedeckung zurückzulegen.

Nach drei Tagen der Trauer wurde endlich Sereski, der Armenier, zu dem Pascha gerufen, der sich mit ihm über die Maßregeln berathschlagen zu wollen schien, die man ergreifen müsse, um den Schuldigen auf die Spur zu kommen. Der Armenier theilte ganz den Schmerz und den Zorn seines Gastes, und bemühte sich, ihn durch Erhebung und Lobpreisungen der Tugenden Seids zu trösten; zugleich aber suchte er ihn zu überzeugen, daß alle Versuche, die albanischen Räuber zu verfolgen, vergeblich sein würden. Der Pascha aber wollte von seinem Vorhaben nicht ablassen, und forderte den Armenier immer von neuem auf, ihm zur Auffindung der Mörder behülflich zu sein. Darauf wurde Sereski entlassen; der Pascha aber überließ sich von neuem seinen trüben Gedanken.

Plötzlich öffnete sich der persische Teppich, welcher den Eingang des Zimmers verhüllte, und ein anmuthiges, freundliches Kind schritt furchtlos in die Höhle des verwundeten Löwen, einen großen Korb mit Blumen, die ein gestickter Schleier bedeckte, in den Händen haltend. Es war Irene, die einzige Tochter Sereskis, welche der Pascha fast wie sein eigenes Kind liebte. Vor sechs Jahren, als die Frau des Armeniers halb nach der Geburt dieses Kindes gestorben war, hatte sich Mustapha gerade im Hause Sereskis befunden, und dieser Umstand hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß er sowohl dem Vater als dem Kinde seine Gunst zuwandte. Jemehr das Kind herangewachsen war und an Liebenswürdigkeit und Anmuth gewonnen hatte, jemehr hatte es die Zuneigung des Paschas gewonnen, so daß seine häufigen Besuche in Mielnik zum großen Theil auf Rechnung des Kindes kamen. Bei seiner letzten Anwesenheit hatte er sogar dem Vater versprochen, daß er Irene, wenn sie je eine Waise werden sollte, adoptiren und zur Erbin seines ganzen Vermögens einsehen würde.

Bei dem ernstern und trüben Blicke des Paschas mäsigte das Kind seinen leichten Schritt, setzte sich ruhig zu den Füßen Mustaphas nieder, und begann mit seinen Blumen zu spielen. Als dieser aber immer noch kein Zeichen des Lebens gab, berührte das Mädchen die gebräunten, mit glänzenden Ringen geschmückten Finger des Türken, und sagte mit freundlichem Lächeln: „Pascha, wenn Du ein wenig mit mir lachen willst, wie Du es immer thust, so gebe ich Dir meine schönsten Rosen.“

„Kind,“ entgegnete Mustapha mit düsterem Ton, „ich brauche Deine Rosen nicht, denn mein Herz ist voll Dornen.“

„Dann will ich Dir einen Talisman geben,“ fing Irene wieder an, „der Dein von Dornen zerrissenes Herz heilen soll.“

„Nimm fort die Rosen und den Talisman, und laß mich! Mein Herz ist schwer betrübt und hört Dich nicht.“

Doch Irene ließ nicht ab. Mit dem geheimnißvollen, schlaunen Wesen, das Kinder so gern annehmen, die etwas wissen und verbergen, wickelte sie den Shawl, der ihr als Gürtel diente, auseinander und zog aus seinen Falten einen goldenen Ring hervor, der einen Saphir von großem Werthe enthielt.

„Hier,“ rief sie scherzend und ließ den Edelstein sehen, „sieh! Lache, und ich gebe Dir den Ring.“

Und Mustapha lachte, aber so fürchterlich und seine Blicke sprühten so wildes Feuer, als er ihr den Ring entriß, daß Irene entsezt zurückwich, und bittend ihre kleinen Händchen zu ihm aufhob.

„Irene, wer hat Dir den Ring gegeben?“ Das Kind antwortete nicht. „Sprich!“ rief er mit lauterer Stimme; „wer hat Dir den Ring gegeben?“

„Ich bin unartig gewesen,“ rief sie endlich weinend, „der Vater wird schelten, wenn er von dem Ringe hört.“

„Wo hast Du den Ring her?“ fragte Mustapha ruhiger.



Der Schwur des Paschas.



„Vor drei Tagen kam ich des Morgens in das Zimmer, wo der Vater sein Geld und seine Juwelen verwahrt. Er war bei einem Koffer beschäftigt; ich ging hin und wollte die hübschen Steine betrachten, und als ich mich bückte, um besser zu sehen, ließ der Vater diesen Ring aus seinen Händen rollen. Ich hob ihn rasch auf und steckte ihn in meinen Busen, und jetzt wage ich nicht, ihn meinem Vater zurückzugeben, denn er würde schelten.“

Der Pascha beruhigte das Kind, gebot ihm Stillschweigen gegen seinen Vater, und entließ es scheinbar beruhigt. Doch sobald er allein war, rief er aus: „Gott ist groß! Er ist groß! Er hat das Kind des Ungläubigen erwählt, die Entdeckung des Verbrechers herbeizuführen und mir Rache zu verschaffen! Ja, es ist der Ring, den ich Seid Mohammed gegeben, als er mir das Leben gerettet hatte. Hier sind die Worte, die ich selbst darein graben ließ; es ist kein Zweifel, es ist Seids Ring! Doch wie kommt er in den Besitz Sereskis?“

Der Pascha schlug dreimal in die Hände, und befahl dem eintretenden Schwarzen, den Armenier zu ihm zu rufen.

„Ungläubiger Hund!“ rief Mustapha, als dieser eintrat, „wo hast Du diesen Ring her?“ Der Armenier war wie vom Blitz getroffen, als er den Saphir in des Paschas Händen sah. Todtenblässe überzog sein Gesicht, und seine Glieder zitterten convulsivisch. Doch gewann er bald wieder so viel Fassung, um dem Pascha sagen zu können, er habe ihn von einem Albanesen gekauft.

„Wo ist der Albanese?“ fragte Mustapha wüthend, „nenne mir ihn!“

„Das kann ich nicht, Herr,“ erwiderte Sereski, indem er seinen Kopf zur Erde beugte. „Ich kenne ihn nicht.“

„Du lügst, Hund!“ schrie der Pascha. „Der Ring ist von Seid Mohammed. Du kennst die Mörder. Nenne sie!“



Auf sein ferneres Weigern wurde der Armenier und seine Diener vor den Kadi gebracht, dem der Pascha die Untersuchung auftrug, und auf die fernere Weigerung des Mannes, etwas zu gestehen, erhielt er die Bastonnade auf die Fußsohlen. Doch er entdeckte nichts, und mußte endlich weggebracht werden, als die Schmerzen ihm das Bewußtsein raubten. Auch die Diener Sereskis gaben keine Auskunft, obgleich auf dieselbe Weise mit ihnen verfahren wurde. Als aber endlich ein alter Jude, der vertraute Diener des Armeniers, an die Reihe kam, wurde er von den ersten Streichen auf die Fußsohlen so ergriffen, daß er sich vor dem Pascha niederwarf und ausrief: „Gnade, Gnade, Herr! Ich will alles sagen!“

Sogleich wurde er von der Tortur befreit, und er gestand nun, daß der Armenier der Mörder sei. Dieser besaß nämlich in geringer Entfernung von Mielnik einen Garten mit einem Landhause. Da er wußte, daß Seid Mohammed mit vielem Gelde durch Mielnik kommen würde, so brachte er die Nacht vor der Ankunft desselben in dem Landhause zu. Gegen Morgen weckte er den Juden; beide verkleideten sich als Albanesen und bewaffneten sich mit Pistolen und Säbeln. So kamen sie ungesehen in die Ebene, die sich von Salonichi nach Mielnik ausdehnt, und verbargen sich in den Ruinen einer alten Moschee, deren Brunnen dazu dient, die Pferde der Reisenden zu tränken.

Sie hatten sich noch nicht lange hier aufgestellt, als Seid Mohammed und sein Tatar erschienen und beim Brunnen abstiegen. Während letzterer die Pferde tränkte, breitete Mohammed einen Teppich auf der Erde aus und warf sich, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt, auf die Kniee, um als guter Muselman sein Gebet zu verrichten. In diesem Augenblicke feuerte Sereski das Pistol ab, und als der Tatar, von dem Schusse erschreckt, herbeieilte, fand er den Reisenden auf dem Teppich im Todeskampfe. Ehe er noch Zeit

hatte, sich vom Schreck und der Ueberraschung zu erholen, hatte ihn der Armenier schon niedergehauen. Während dieser Vorgänge hatte der Jude die Pferde von den Mantelsäcken befreit; beide plünderten darauf die Ermordeten aus, und brachten die ganze Beute in einen Keller des Landhauses. Lange vorher, ehe die Kaufleute mit den Leichen nach Mielnik zurückkehrten, waren der Jude und der Armenier wieder in der Stadt. Auch gestand der Jude, daß dies nicht das erste Mal gewesen, wo der Armenier sich mit Blut befleckt, obgleich seine strengen Sitten und seine zahlreichen Almosen stets jeden Verdacht von ihm abgelenkt hätten.

Solche Heuchelei schien dem Pascha ungläublich. Um sich genau von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen, ließ er sich von dem Juden nach der Moschee führen, untersuchte die Keller des Landhauses, und fand daselbst die Piaster und die Edelsteine Seids und die albanesischen Kleider der beiden Mörder.

Noch vor Abend kehrten der Pascha und der Jude wieder nach Mielnik zurück. Doch die Strafe des Verbrechens konnte nicht unmittelbar erfolgen. Eine Reform in der Verwaltung des Reichs, welche dem Sultan Mahmud am meisten Ehre macht, ist ohne Zweifel die Verordnung, durch welche den Paschas das Recht über Leben und Tod genommen und besondere Kriminalgerichte eingerichtet worden sind, welche alle Urtheile der Kadis einer genauen Prüfung unterwerfen. So verging einige Zeit, ehe das Urtheil vollstreckt wurde, das den Juden verurtheilte, an der Thüre seines Hauses gehängt zu werden, während der Armenier unter grausamen Martern getödtet wurde. Die Güter des Verbrechers wurden in fünf Theile getheilt, und vier Theile der Familie Seids, der fünfte aber der unglücklichen Irene überlassen.

## XII.

### Der Savannen-Brand auf Trinidad.

Nach langen, ermüdenden Berufsgeschäften wünschte ich einmal wieder die Hauptstadt zu besuchen, theils um meine Freunde wiederzusehen, theils um Nachrichten von dem Kriege auf dem benachbarten Kontinent zu erhalten. Ich machte mich daher zu Pferde auf den Weg, und beschloß zugleich mehrere Bekannte, die in der Richtung nach der Hauptstadt zu wohnten, im Vorbeigehn zu besuchen. Zuerst ging ich an den Ufern des Pechsees entlang und durch die Wälder nach Droyouche, von wo mich ein Führer durch den stark bevölkerten District Mataprima brachte. Hier übernachtete ich bei einem Bekannten, und kam dann am nächsten Mittag nach Chaguanas. Dieser Ort ist durch eine Savanne von fast sechzehn Meilen im Umfang von der Hauptstadt getrennt. Da bis jetzt noch keine Abzugsgräben gemacht sind, so ist dieser fruchtbare Strich sumpfig und acht oder neun Monate des Jahres durch den Carony-Fluß überschwemmt. Leider konnte ich kein Boot bekommen, um auf dem Fluß nach der Stadt zu fahren; ich mußte daher durch die Wildniß reiten. Aber auch kein Führer war aufzutreiben, der mich durch die Savanne geleitet hätte. Nach kurzer Ueberlegung entschloß ich mich, allein hinüberzureiten, zumal da mir ein eben von der Stadt kommender Mann den Weg, wie ich meinte, sehr genau beschrieb. Nach

hatten die Spanier nicht die Savanne in Brand gesteckt, wie sie es meist in der trockenen Jahreszeit thun, theils um das hohe Gras und die Binsen zu verbrennen und dadurch die Ebene gangbar zu machen, theils um das Wild und andere Thiere zu fangen, die sich darin aufhalten. Dies ist ein überaus rohes Verfahren, denn gegen ein noch eßbares Thier, das sie bekommen, werden fünfzig zu Kohle verbrannt; indessen wird es doch alljährlich wiederholt.

Der mir gegebenen Anweisung zufolge ritt ich, bei einer kleinen Pflanzung vorüber, durch fünf bis sechs Fuß hohes Gras bis zu vier in einer Reihe stehenden, auffallend schönen Palmbäumen, von wo ich deutlich die vorragende Bergspitze gewahr wurde, auf die ich in gerader Linie mitten durch die mit Fuchschwanz und Binsen bewachsene Ebene losgehen sollte. Bis dahin war die Angabe richtig gewesen, aber mich in gerader Linie durch die dichte Pflanzenmasse hindurch zu schicken, war eine boshafte Neckerei, die mir das Leben kosten konnte. Denn der rechte Pfad führte, wie ich später erfuhr, weit ostwärts herum, und vermied den dichten Gras- und Binsenwald, in den ich jetzt gerieth. Die Binsenhalme waren dicker als ein Mannsarm, fünfzehn bis achtzehn Fuß hoch und dabei oft so dicht, daß mein Pferd sich nur mit der größten Mühe durcharbeiten konnte, und ich mehr als einmal im Begriff war, wieder umzukehren. Die Form der Berge, die ich dann und wann durchschimmern sah, bewies mir indeß, daß ich wirklich meinem Ziele immer ein wenig näher kam, und so hielt ich es denn für schimpflich, auf einem Wege von nicht ganz einer deutschen Meile umzukehren.

Mit Erstaunen bemerkte ich nach einiger Zeit ganze Schaaren von Wild, das sonst immer nur einzeln hier umherstreift, eilig bei mir vorbeilaufen. Gleich darauf hüpfen eine Menge Agutis in derselben Richtung vorüber, als gälte es ihr Leben, und doch hörte ich keinen Hund bellen, noch sonst irgend einen Ton, der eine Jagd

andeutete. Ein paar wilde Hunde und Dacke sprangen vorüber, schienen aber nicht die Agutis zu verfolgen. Auf einmal trat mein Pferd auf eine Landschildkröte; das Thier zog Kopf und Beine ein, aber kaum war des Pferdes Huf wieder herunter, so kroch sie auch schon in derselben Richtung weiter, wie die anderen Thiere. Jetzt kam eine Heerde Bisamschweine grunzend und quikend vorüber; dann lief eine große Tigerkaze mit sechs oder acht Jungen bei mir vorbei; unmittelbar hinter ihr aber schlüpfte eine große Boa zwischen den Binsen durch. Ich griff nach meinem Jagdmesser und stieg vom Pferde ab, um mich zu wehren; aber sie eilte vorüber und mehrere andere Schlangen hinterher, ohne auf mich zu achten.

Was konnte das Alles bedeuten? Träumte ich, oder hatten alle Thiere der Insel Friede mit einander geschlossen, und eilten nun zum großen Congress? — Ich stieg wieder aufs Pferd, das zu meinem Erstaunen denselben Weg, wie die andern Thiere, einschlug, und obwohl es schon vorher ganz abgetrieben war, eilig vorwärts stürzte. Der Wind schüttelte die riesenhaften Binsen, und ein seltsames Knistern und Prasseln war mir eben so unerklärlich, als alles Uebrige. Jetzt spürte ich Rauch, und nun stand die Wahrheit auf einmal klar vor mir. Die Savanne war angezündet worden; die Flucht der Thiere war erklärt: sie flohen vor dem verzehrenden Element! — Hoffnung zu entkommen hatte ich nicht; dennoch spornte ich mein Roß an. Das war überflüssig, denn das arme Thier hatte durch Instinct unsere Gefahr früher als ich bemerkt, und strengte die äußersten Kräfte an. Wohl that es noth; denn wenn die Flamme, die schon fürchterlich hinter uns sauste und brüllte, uns erreichte, ehe wir aus den Binsen heraus waren, so mußten wir in wenigen Sekunden zu Kohle verbrannt sein. Ich schloß die Augen zu wegen des Rauches, der mich fast erstickte; immer näher sauste die Flamme; die Binsen aber nahmen ab und der Boden wurde feucht. Einige ver-

zweifelte Säge meines Pferdes brachten uns endlich an einen sum-  
pfigen See, in den alle Thiere der Savanne sich geflüchtet hatten.  
Fünf Minuten später hätte das verzehrende Element uns erreicht,  
denn eben als mein Pferd in die Mitte des Pfahls stürzte, der von  
Schlangen und vierfüßigen Thieren wimmelte, schlugen die Flammen  
von den Seiten des Sees fast über unseren Köpfen zusammen. Ich  
sprang hinunter, und stand bis an die Brust in dem schlammigen  
Wasser, das von der Hitze dampfte. Die Thiere ächzten auch vor  
Hitze, aber keines schien das andere zu fürchten. Ich sah mehrere  
giftige Schlangen, welche die Flamme noch am Ufer des Pfahls er-  
reicht hatte, sich mit dummer Wuth gegen das Feuer wenden, so-  
bald sie ihren Schweif verbrannt fühlten. Zornig richteten sie sich  
auf, fuhren zischend auf das Feuer los, und waren im Nu zu Kohle  
verbrannt.

Da der Wind die Flamme auch über das schlammige Wasser  
hintrief, so wurde meine Lage in demselben beinahe unausstehlich;  
dennoch dankte ich der Vorsehung für meine Rettung; ich war ja nur  
im Fegfeuer, und rings um mich flammte die Hölle. Endlich legte  
sich der Wind, die Flamme erhob sich in senkrechter Richtung, und  
meine wunden Augen erquickten sich wieder an dem Anblick des be-  
wölkten Himmels über mir. Aber nicht lange, so jagte der Wind  
wieder die Flamme über den See. Ich tauchte bis ans Kinn in  
das schlammige Wasser, und zuletzt fuhr ich sogar auf eine Sekunde  
mit dem ganzen Kopfe hinunter, um ihn abzukühlen. Da legte sich  
der Wind, und ich konnte den Kopf wieder erheben und meinem  
armen, schnaufenden Pferde mit der Hand Wasser über den Kopf gießen.

Ungefähr eine halbe Stunde mußte ich in der Pfütze gesteckt  
haben, als das Feuer abgebrannt war. Doch blieb die Oberfläche  
des Bodens glühend heiß wie ein Backofen, so daß kein lebender  
Fuß ihn betreten konnte. Zum Glück zeigten sich schwarze Regen-

wolken; wenn sie sich aber nicht bald entluden, so hatte ich die trostlose Aussicht, mehrere Stunden in meiner jetzigen unbehaglichen Lage zu bleiben, umgeben von Gewürm aller Art, das, obwohl jetzt in Frieden mit den Nachbarn, doch die Feindseligkeiten bald wieder anfangen konnte. Ich ließ nun mein Pferd an eine Stelle waten, wo ein krummer Stamm ohne Zweige mitten im Wasser stand und von der Flamme nicht verzehrt worden war, und band den Zaum meines Pferdes daran, um mich umzusehen, wo ich wohl am leichtesten Wasser auf die glühende Erde schütten könnte, um wenigstens einen Platz zum Stehen auf dem Trocknen für mich und mein Pferd zu gewinnen, bis der Regen oder der Abendthau den Boden zum Weitergehen hinreichend abgekühlt hätten.

Raum hatte ich das Pferd eine Minute verlassen, als ich schon sein Angstgewieher hörte, mein Jagdmesser ergriff und ihm zu Hülfe eilte. Eine ungeheure, über zwanzig Fuß lange Boa hatte das arme Thier schon zweimal umschlungen, indeß noch ein Theil des Ungeheuers um den Baumstamm ringelte. Eben wollte die Schlange die Kehle meines treuen Rosses umschlingen, als ein Stoß meines Messers ihr durch das Auge in den Kopf drang. Nun wandte sich ihr Zorn gegen mich; sie dehnte ihren Körper aus, daß er sechs oder sieben Fuß über das Pferd hinausragte, ohne dieses jedoch loszulassen. Zügelnd erhob sie ihren Kopf über mir, riß den Rachen so auf, daß die Kinnladen wie verrenkt schienen, und hauchte mich mit ihrem höllischen Athem an, dessen Geruch sich mit nichts vergleichen läßt. Während sie mit dem Angriff einen Augenblick zögerte, duckte ich mich ins Wasser unter, und führte dann einen so glücklichen Hieb nach ihr, daß ich die untere Kinnlade spaltete. Nun fuhr sie zurück; ich führte einen zweiten Streich nach dem Theile des Thieres, der noch immer den Baum umschlang, und hieb mit demselben den Schwanz ab. Das schien der Todesstreich zu sein.

Die Boa verlor die Kraft, und der blutende Kopf sank ins Wasser; mein armes Pferd aber schnaufte, als es sich von den erdrosselnden Umschlingungen des Unthiers befreit fühlte. Aber erst, nachdem ich adermals eine von den Umschlingungen durchschnitten hatte, fielen die Stücke zuckend und blutend ins Wasser.

Ein willkommener Regenschauer, wie er in Trinidad nicht selten während der trockenen Jahreszeit eintritt, kühlte schnell den Boden ab, der zischend Wolken von Dampf aufwärts sandte. Ich zog rasch mein Pferd aus dem Wasser; allein es war zu erschöpft, um mich zu tragen. Ich führte es daher bis an den Fluß, wo wir uns beide badeten, und ich meine schlammigen Kleider wusch. Dann schwamm ich über den Strom, und wurde in der Pflanzung eines Kreolen von französischer Abkunft, der, wie ich, aus der Insel Granada gebürtig war, auf das gastlichste aufgenommen, und während eines leichten Entzündungsfiebers, das eine Folge meines Abenteuers war und zwölf Tage anhielt, auf das liebevollste verpflegt. Mein schönes Pferd starb aber schon nach zwei Tagen.



### XIII.

## Ostindien.

### 1. Charakter und Aberglaube der Hindus.

Was den Europäer in Ostindien am meisten in Erstaunen setzt, ist der geringe Werth, den hier das menschliche Leben in den Augen aller Eingebornen hat. Hieraus erklärt sich die Kaltblütigkeit, mit der auch die feigsten und weichlichsten Hindus in den Tod gehen, die noch immer weit verbreitete Sitte, daß sich Wittwen auf dem Scheiterhaufen ihrer gestorbenen Männer lebendig verbrennen lassen, die Grausamkeit, mit der Väter und Mütter ihre Kinder den Göttern opfern, die Gleichgültigkeit endlich, mit der man die hier so häufigen Mordthaten betrachtet. Bekannt ist die weit verbreitete Verbindung der Thugs oder Bürger, welche, wo sie können, Menschen umbringen, blos weil sie glauben, dadurch ein ihrer Gottheit wohlgefälliges Werk zu verrichten. Eine andere Verbindung von Mördern vergiftet ihre Opfer, um sie zu berauben. Die Mitglieder dieser schrecklichen Gesellschaft sind über ganz Indien verbreitet; sie treiben ihr Gewerbe ohne alle Furcht, denn nur selten gelingt es, sie eines Mordes zu überführen. In der Regel mischen sie ihr Gift unter den Taback; wollen sie Frauen und Kinder tödten, oder Männer, welche nicht rauchen, so vergiften sie die Speisen und Getränke ihrer Schlachtopfer. Wehe Jedem, der ihnen

Gelegenheit giebt, sich seinen Küchengeräthten oder seinen Speisen und Getränken zu nähern; sie werden ihn bald in einen ewigen Schlaf versetzen! Um einen Gegenstand zu stehlen, der kaum einige Thaler werth ist, vergiften sie ohne Bedenken acht oder zehn Personen. Oft nähern sie sich ihren Schlachtopfern als Bettler, und tödten sie in dem Augenblick, wo sie von ihnen ein Almosen empfangen.

Solche Bubenstücke setzen natürlich jeden Europäer in Erstaunen; in Indien bleibt man dagegen gleichgültig, denn das menschliche Leben hat hier, wie schon gesagt, keinen Werth. Den Menschenopfern hat die englische Regierung fast überall ein Ende gemacht; dagegen hat die Zahl derer, die sich selbst den Göttern als Opfer darbringen, nur wenig abgenommen. So sieht man alljährlich eine Menge von Jünglingen sich selbst den Tod geben, um dadurch die Gelübde ihrer Mütter zu erfüllen. Wenn zum Beispiel eine Mutter, wie dies oft der Fall ist, ihren erstgebornen Sohn dem Gott der Zerstörung geweiht hat, so verbirgt sie ihm ihr Gelübde, bis er herangewachsen ist; erst dann theilt sie es ihm mit, und befiehlt ihm, es zu erfüllen. Die schreckliche Nachricht setzt den jungen Menschen keineswegs in Bestürzung; es ist eine Pflicht für ihn, dem Willen seiner Mutter zu gehorchen, und von diesem Tage an betrachtet er sich als dem Gott der Zerstörung geweiht. Ohne Jemandem etwas von seinem Vorhaben zu sagen, zieht er das Kleid eines Pilgers an, besucht die berühmtesten Tempel, die der zerstörenden Gottheit geweiht sind, und stürzt sich an einem Festtage vor allem Volk von einer fünfhundert Fuß hohen Felswand in einen Abgrund, in dem schon die Gebeine von vielen tausend Verblendeten liegen.

Der Aberglaube der Hindus verleitet sie oft zu den unsinnigsten Gelübden, die aber stets mit der größten Gewissenhaftigkeit  
 Böllergemälde.

erfüllt werden. So unternehmen oft ganze Familien Wallfahrten von drei- bis vierhundert deutschen Meilen, um irgend einen berühmten Tempel zu besuchen und dadurch ihr Gelübde zu lösen. Bisweilen vertritt der Aberglaube auch die Stelle tugendhafter Gesinnungen, denn schon Mancher, der in Versuchung war, zu stehen, ist aus Aberglauben ehrlich geblieben. Sobald z. B. an einen Fruchtbaum ein irgend einem Geiste geweihter Pfahl gebunden ist, so wird auch der ruchloseste Hindu es nicht wagen, die Früchte des Baumes anzurühren. Ich war einst Augenzeuge, wie sich meinem Wirth ein Fremder näherte, sich ihm zu Füßen warf und um seine Verzeihung bat. „Was soll ich Euch verzeihen?“ fragte dieser. „Vor drei Jahren,“ antwortete der Fremde, „habe ich von einem Eurer Bäume eine Frucht gestohlen; seit dieser Zeit leide ich an einem heftigen Magenschmerz. Der Geist des Baumes hat sich meiner bemächtigt, um mich zu strafen; Ihr allein könnt ihn überreden, mich in Ruhe zu lassen.“ Mein Wirth nahm sogleich ein Stück Kuhmist, machte damit im Namen des Geistes ein Zeichen auf der Stirn des Schuldigen und legte ihm das übrige auf die Haare. Sobald diese Operation beendet war, ließen die Schmerzen nach; der Mann bedankte sich freundlichst, und schwur im Fortgehen, daß er nie wieder die Rache der über die Fruchtbäume gesetzten Schutzgeister herausfordern wolle.

Zu den unsinnigsten Gebräuchen der Hindus gehören auch die Vermählungen lebloser Gegenstände. Wenn ein Obstgarten angelegt wird, so muß, ehe die Früchte berührt werden, einer der Mangobäume mit einem andern, gewöhnlich einer Tamarinde, vermählt werden. Das kostet in der Regel ungeheure Summen, denn bei einem solchen Feste müssen wenigstens hundert Brahminen zugegen sein und köstlich bewirthet werden. Je mehr Brahminen da sind, desto stolzer ist der Besitzer des Gartens. Ebenso wird niemals

eine Cisterne gebaut, ohne daß man sie mit einem an ihrem Rande gepflanzten Pifangbaum vermählt. Ferner giebt es einen heiligen Stein, den man alljährlich mit kostbaren Ceremonien irgend einem heiligen Strauche vermählt. Ich war einmal zufällig Zeuge einer solchen Feierlichkeit. An der Spitze des Zuges befand sich ein reich geschmückter Elephant, der den kleinen Stein zu seiner Vermählung trug. Ihm folgten zweitausend reich geschmückte Kameele und viertausend prächtig gezäumte Pferde, deren Reiter gleichfalls kostbar geschmückt waren. Im Ganzen wohnten mehr als hunderttausend Personen der Vermählung bei.

Wenn die Verbindung eines Kieselns mit einer Pflanze so große Kosten verursacht, so dürfen wir uns über den ungeheuern Aufwand und die unglaubliche Verschwendung nicht wundern, welche wir bei den eigenen Hochzeiten der reichen Hindus wahrnehmen. Das Gefolge eines reichen Bräutigams besteht nicht selten aus zehn- bis zwanzigtausend Personen; diese streuen auf ihrem ganzen Wege Kupfermünzen, in der Nähe des Hochzeitshauses Silbermünzen und endlich Gold und Edelsteine aus. Nicht geringer sind die Kosten des Vaters der Braut, denn er muß das ganze Gefolge des Bräutigams, seine eigenen zahlreichen Gäste und Hunderte von Priestern mehrere Tage lang aufs prächtigste bewirthen. Außerdem muß er Jedem, der sich am Hochzeitstage seinem Hause nähert, eine Rupie, etwa einen Gulden an Werth, geben lassen. Natürlich strömt von allen Seiten eine ungeheure Volksmenge herbei, um von dieser Freigebigkeit Gebrauch zu machen. Einmal war bei einer Hochzeit, der ich beiwohnte, der Andrang so groß, daß man das Volk wie eine Hammelherde in Parks einschließen mußte; von Zeit zu Zeit öffnete man dann die Thür eines Parks, und gab Jedem, der herankam, seine Rupie.

## 2. Jüdische Grausamkeit.

Einen deutlichen Beweis von der sittlichen Rohheit der Hindus geben die grausamen Strafen, welche auf alle schweren, zum Theil sogar auf leichtere Verbrechen gesetzt sind. Ein englischer Offizier berichtet hierüber folgendes:

Ein Schauspiel, welches wir einst dicht bei unserem Lager erblickten, konnte als Musterbild orientalischer Barbarei dienen. Es war ein Unglücklicher, den man an den Weinen aufgehängt und in dieser schrecklichen Lage einem langsamen Tode überlassen hatte. Nach dem grauen Haar und Bart zu urtheilen, mußte es ein bejahrter Mann gewesen sein; aber da der Körper schon lange gehangen hatte, so konnten wir die Züge desselben nicht unterscheiden. Die Umstehenden erzählten uns, daß er ein Kind ermordet habe, um sich der silbernen Zierrathen zu bemächtigen, die sich an den Händen und Füßen desselben befanden. War dieses der Fall, so hatte er allerdings die Todesstrafe verdient; aber die Art und Weise, wie sie an ihm vollzogen wurde, gab ein noch völlig rohes Volk zu erkennen.

Wenige Tage darauf wurde unsere Aufmerksamkeit auf einen hauptsächlich aus Weibern und Kindern bestehenden Volkshaufen gelenkt. Wir ritten darauf zu, um die Ursache des Gedränges zu erfahren, und bemerkten in der Mitte einen auf dem Boden liegenden Menschen, dem man vor einer halben Stunde, eines Diebstahls wegen, die beiden Hände abgehauen hatte. Ein leichtes Zucken war das einzige Lebenszeichen, das er noch von sich gab; aber er war bewußtlos, und das Blut floß in Strömen von ihm herab. Niemand wagte es, ihm beizustehen, und er blieb daher in diesem traurigen Zustande liegen. Ihm zur Seite lag der Kloß, der zum

Blod gebient hatte; aber die Hände waren fortgetragen worden, um auf dem Plage aufgesteckt zu werden, wo er den Diebstahl begangen hatte. Wir wünschten, den Unglücklichen in unser Lager zu bringen; als wir ihn aber fortschaffen wollten, widersetzten sich die Eingebornen, da er nach den Landesgesetzen verurtheilt sei und wir kein Recht hätten, uns einzumischen. Wir vernahmen jedoch bald nachher zu unserer großen Freude, daß ihn seine Freunde insgeheim weggebracht hätten, und daß noch einige Hoffnung wäre, ihn am Leben zu erhalten.

Zu derselben Zeit fanden in der Nähe unseres Lagers zwei Hinrichtungen statt, die jedoch nicht von so grauenvollen Umständen begleitet waren. Das ganze Verbrechen der beiden Unglücklichen bestand darin, daß sie eine Kuh getödtet hatten! Das Blut dieses geheiligten Thieres, des Stellvertreters der indischen Gottheit, konnte nach der Ueberzeugung des Richters nur durch den Tod Derer gesühnt werden, die es vergossen hatten. Unser Weg führte uns fast unter dem Baum vorbei, an welchem man einen der Verbrecher aufgeknüpft hatte, dessen Körper dort so lange als Warnungszeichen hängen wird, bis er von Raubvögeln verzehrt ist. Der zweite Schuldige war am entgegengesetzten Ende der Stadt hingerichtet worden.

Einige Monate später hatten wir auf unserem Marsch unter den Mauern einer kleinen Festung Halt gemacht, um die Pferde füttern zu lassen. Während dessen ereignete sich eine empörende Scene, die ich leider nicht verhindern konnte, obgleich sie sich kaum hundert Schritt von meinem Bivouac zutrug. In der That war das Trauerspiel beinahe zu Ende, ehe ich davon Kenntniß hatte. Wie es scheint, hatte eine Chaiber-Horde einen glücklichen Streifzug gemacht und eine Menge Kameele fortgeschleppt, die zu der Garnison des Forts gehörten, so wie einige indische Krieger, denen die Be-

wachung der Thiere übertragen war. Sobald man von dem Raube Nachricht erhielt, wurde ein Truppen-Detachement ausgeschildt; da dies aber die Räuber nicht mehr antraf, so griff es an deren Stelle zwei Männer aus demselben Stamm auf, die an dem Ueberfall durchaus keinen Theil hatten. Die beiden Unglücklichen blieben die ganze Nacht über in engem Gewahrsam, und wurden am folgenden Morgen, als ich bei dem Fort ankam, nach dem Richtplatz geführt, der sich in der Nähe meines Lagers befand. Ich bemerkte ein großes Gewühl und vermuthete, daß eine Kriegerschaar aus der Festung auszöge; doch konnte ich die Bestimmung des trockenen Reisigs nicht begreifen, das sie mit sich schleppten. Als die Krieger still hielten, bildeten sie sogleich einen dichten Kreis, so daß man nicht unterscheiden konnte, was darin vorging; ich wandte mich daher nach einer andern Seite. Das Geschrei: „Steinigt sie! Steinigt sie!“ erregte von neuem meine Aufmerksamkeit, und ich erblickte eine starke Flamme, die sich hoch über die Köpfe der Zuschauer erhob. Jetzt ahnte ich, daß hier irgend eine Unthat begangen würde, und fragte einen anständig gekleideten Menschen, der ruhig neben mir stand, was hier geschähe. „Man verbrennt ein Paar Chaibers,“ antwortete er mit vieler Gleichgültigkeit, und erzählte mir, auf welche Weise die Unglücklichen in die Hände seiner Landsleute gefallen seien. Ich drückte meinen Abscheu über diese Grausamkeit aus. „Was thut's?“ entgegnete er; „wir haben es eben so mit den Beiden gemacht, die wir gestern Abend einfingen.“ Das sind die Folgen des Hasses, der zwischen diesen Völkerschaften besteht! Ich hörte später, daß die Leiden des einen Schlachtopfers ein baldiges Ende erreicht hatten, da er in der Todesangst seine Bande zerrissen und sich unter die Feinde gestürzt hatte, die ihn mit ihren Säbeln niederhieben. Sein Gefährte war nicht so glücklich; indessen dauerten

auch seine Qualen nur einige Minuten, da die dürrn Zweige ein so wüthendes Feuer hervorbrachten, daß er gewiß schon nach wenigen Augenblicken verbrannt oder erstickt war.

### 3. Indische Strafen.

Ein englischer Offizier erzählt folgende zwei Beispiele von Bestrafungen, welche die indischen Sitten charakterisiren.

Als ich zu meinem Regiment gestoßen war, mußte ich als überzähliger Offizier in mehreren Fällen mit zu Gericht sitzen, unter andern über einen Soldaten, der seinen Korporal ermordet und auf seinen Hauptmann geschossen hatte. Diese Verbrechen waren so bedeutend, daß sie eine exemplarische Strafe forderten. Der Schuldige war etwa ein Jahr zuvor den bürgerlichen Behörden übergeben worden, die ihn nach langen Verhandlungen an sein Regiment zurückgeschickt hatten, damit er hier vor ein Kriegsgericht gestellt würde. Jedermann erwartete, daß die Todesstrafe gegen ihn ausgesprochen werden würde. Wegen seiner langen Gefangenschaft wurde er aber nur zu neunhundert Hieben verurtheilt; nach seiner Herstellung sollte er dann in eine Festung geschickt werden, um fünf Jahr lang in einer Straf-Compagnie zu arbeiten. Dieser Spruch schreckte ihn keineswegs, vielmehr antwortete er durch ein unverschämtes Lächeln, und verließ den Saal, indem er seinen Richtern höhnisch für ihre Nachsicht dankte. Ich mußte der Exekution beiwohnen, und sah, wie der Verurtheilte achthundert Streiche erhielt, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Jetzt befahl der Arzt, ihn fortzuschaffen, denn er hatte beinahe die Besinnung verloren und sein Rücken war





völlig zerfleischt. Das Tuch, das er zwischen den Zähnen hatte, war völlig durchgebissen, und dennoch war nicht ein Schrei über seine Lippen gekommen. Man gab ihm ein Glas Wasser, das ihn sichtlich erfrischte; er hob den Kopf auf, und sah seinen Hauptmann starr an, der nur mit Widerwillen der Exekution beigewohnt hatte. Nicht ohne schmerzliche Anstrengung schob er die Soldaten, die ihn hielten, bei Seite, zeigte dem Offizier die Faust, und entfernte sich langsam, indem er erklärte, daß er sich rächen würde. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist, denn ich verließ kurz darauf Indien.

Einige Tage später wohnte ich der Verurtheilung eines unglücklichen Soldaten bei, der, während er im Dienste war, im Hospital die Kleider eines Kranken gestohlen hatte. Das Verbrechen war von Bedeutung und in der Armee so selten, daß es die Aufmerksamkeit der ganzen Garnison erregte. Die einheimischen Zeugen leisteten den Eid, indem sie in der rechten Hand ein kleines mit Gangeswasser gefülltes Gefäß hielten; ihre Aussagen waren übereinstimmend; der Angeklagte gestand sein Verbrechen, und da dies ehrenreicher Art war, so sollte eine strenge Strafe ausgesprochen werden. Am folgenden Morgen wurde dem Verbrecher vor der Fronte des Regiments seine Strafe angekündigt. Ich hatte eine mehrjährige Gefängnißstrafe erwartet, und war daher nicht wenig erstaunt, daß er bloß schimpflich aus dem Dienste gestossen werden sollte. Man riß ihm die Uniform herunter und stieß ihn unter dem Wirbel der Trommeln aus den Reihen der Soldaten. Ich begriff diese scheinbare Nachsicht nicht, und befragte die ältern Offiziere meines Regiments; sie erwiderten aber einstimmig, daß diese Strafe fast der Todesstrafe gleichkomme. Der Soldat war aus der Kriegerkaste, und mußte somit als Soldat leben und sterben. Sobald er aus dem Dienste gejagt wurde, mußte er von Frau und Kind, von Verwandten und Freunden gemieden werden, und konnte

auf keine Hilfe, auf kein Mitleiden mehr rechnen. Moslems und Hindus hielten sich von ihm fern, wie von einem Angesteckten; er hatte keine Familie, keine Freunde mehr, und war verurtheilt, allein in der Welt umherzuirren. Ich glaubte anfangs, dies sei übertrieben; einige Wochen später aber konnte ich nur allzu sehr mich überzeugen, daß man mir die volle Wahrheit gesagt hatte. Die Leiche des gewesenen Soldaten wurde in einem Dickicht in der Nähe seiner ehemaligen Wohnung gefunden. Er hatte sich dahin geschleppt, um sich zu verbergen, und war in der Nähe seiner Familie und seiner Freunde vor Hunger und Verzweiflung umgekommen.

#### 4. Der Sipahi.

Ein Sipahi oder eingeborner indischer Soldat ist in der Regel ein Muster blinden Gehorsams. Der Wille seines Offiziers ist ihm Gesetz, und auch den leisesten Wink desselben erfüllt er mit musterhafter Treue und Selbstaufopferung. So lange sein Vorgesetzter die Gefahren mit ihm theilt, weicht er vor keiner Uebermacht zurück, und von ihm geführt, stürzt er sich unerschrocken in den dichtesten Schwarm der Feinde und dringt selbst bis vor die Mündung der feindlichen Kanonen. Wie auch der ihm ertheilte Befehl lauten mag, er wird von ihm mit buchstäblicher Genauigkeit ausgeführt.

Als ich in Delhi einquartirt war, wurden wir durch eine Reihe kleiner Diebstähle beunruhigt, die in den Wohnungen der Offiziere begangen wurden und deren Urheber uns immer entschlüpfte. Sie waren augenscheinlich das Werk eines Fremden, der Mittel und Wege gefunden haben mußte, sich nach Einbruch der Nacht in die Kantonnirungen einzuschleichen. Wir ließen daher alle zu unseren



Linien führenden Zugänge durch Schildwachen besetzen, denen wir den strengsten Befehl ertheilten, auf Jeden ohne Ausnahme zu schießen, der nach erfolgtem Anruf die Parole nicht erwidern würde. Dieser Befehl wurde in der ganzen Nachbarschaft bekannt gemacht, um jedem Unfall vorzubeugen, der daraus entstehen konnte.

Eines Abends hatte ich mich in das Quartier meines Majors begeben, um mit ihm eine Pfeife zu rauchen, als wir plötzlich durch den Knall einer Musquete aufgeschreckt wurden. Wir eilten hinaus, um uns nach der Ursache zu erkundigen, da die Abfeuerung eines Gewehrs nur durch die wichtigste Veranlassung zu rechtfertigen war, und als wir fanden, daß der Schall von einem Fort kam, das im Mittelpunkt der Befestigungen gelegen und etwa dreihundert Schritt von uns entfernt war, verfügten wir uns ohne Aufschub dahin, um die Sache zu untersuchen. Im Fort angekommen, trafen wir bereits eine Anzahl Personen, die, gleich uns durch den Schuß aufgeschreckt, mit brennenden Fackeln herbeigeeilt waren. Auf dem Boden war ein Leichnam ausgestreckt, und über demselben lag, dem Anscheine nach ohne Besinnung, die Schildwache. Das Blut strömte noch aus einer Wunde des Erschossenen, und färbte die weißen Beinkleider des Sipahi. Ich befahl sogleich, den Letzteren aufzurichten, um mich zu überzeugen, ob er wirklich todt oder nur ohnmächtig sei; als er mir aber das Gesicht zuwandte, fuhr ich schauernd zurück, denn ich sah ein Bild des Jammers und des Entsetzens, wie mir noch keins vorgekommen war. Die Lippen des Unglücklichen waren krampfhaft verzogen; sein Mund war geöffnet, und in seinen irren, stieren Augen drückte sich ein wahnsinniger Schmerz aus. Dabei war er bemüht, sich den Armen derer, die ihn aufgehoben hatten, zu entwinden, um sich von neuem auf den blutigen Leichnam zu werfen.

Die wilden Geberden, das herzerreißende Geschrei, das mit Drohworten abwechselnde, verzweiflungsvolle Stöhnen des Unglück-

lichen, den ich so gut kannte, und den ich wenige Stunden früher im Genuße völliger Gesundheit verlassen hatte, ergriffen mich in so hohem Grade, daß ich kaum so viel Geistesgegenwart behielt, um nach der Ursache dieses schrecklichen Austritts zu forschen. Nachdem man den Bedauernswürdigen fortgeschafft hatte, gelang es mir, folgende Umstände zu ermitteln.

Der Soldat war etwa eine Stunde vor Mitternacht als Schildwache aufgestellt worden, und zwar, wie schon erwähnt, mit dem Befehl, auf Jeden zu feuern, der sich ihm nähern würde, ohne die Parole zu geben. Es waren kaum zwei Drittheile der Zeit verflossen, die er auf seinem Posten zuzubringen hatte, als er Fußstritte hörte, die sich ihm leise nahten. Seiner Pflicht gemäß rief er den Kommenden an; aber anstatt eine Antwort zu ertheilen, schien der Eindringling sich nur schneller vorwärts zu bewegen. Ein zweites: „Wer da?“ blieb ebenfalls unbeachtet; da legt der Sipahi an und feuert auf den Unbekannten, den er jetzt bei dem schwachen Sternlicht einer ungewöhnlich finsternen Nacht innerhalb zwanzig Schritten vor sich bemerkt. Der Schuß ist kaum gefallen, als der Unglückliche ein Schmerzensgeschrei vernimmt und eine wohlbekannte Stimme seinen Namen ausspricht — es ist die Stimme seines Vaters! Er schleudert sein Gewehr zur Erde und stürzt sich halb besinnungslos auf sein Opfer; aber zu spät! Der unbewusste Vatermörder hatte nur zu gut gezielt, und mit dem Hülfesruf, in welchem der Sohn die väterliche Stimme erkannt hatte, war das Leben aus der Brust des alten Indiers entflohen. Er war zu Fuß über Berg und Thal, durch dichte Wälder und reißende Ströme gedrungen; über hundert Meilen hatte er zurückgelegt und unzählige Hindernisse besiegt, um noch einmal seinen einzigen Sohn, den Trost seines Alters, zu umarmen. Er hatte die geliebte Stimme vernommen, die ihn, wie es in der indischen Armee Gebrauch ist, auf Englisch anrief, und da er

die fremde Sprache nicht verstand, so war er gerade auf den Sohn zugeeilt, um ihn an das Herz zu drücken, als der tödtliche Schuß ihn niederstreckte, und er, den Namen des geliebten Sohnes ausrufoend, verschied.

Am folgenden Morgen hörte ich mit nicht geringer Genugthuung, daß auch der unglückliche Sipahi nicht mehr am Leben war. Der Tod hatte schnell seinen Leiden ein Ende gemacht.

### 5. Die Lebendigen Todten.

Die weiten Reisen, welche häufig von den Eingebornen Indiens unternommen werden, und ihre lange Abwesenheit von Hause verursachen nicht selten Todesgerüchte, welche schon oft traurige Folgen gehabt haben. Eine Familie von hoher Kaste, aber herabgekommen in ihren Vermögensumständen, lebte in der Gegend der Stadt Etawah. Nur zwei Brüder waren übrig, und der jüngere, der mit seinen beschränkten Mitteln seinen Unterhalt nicht zu sichern vermochte, beschloß, in einem fernen Lande sein Glück zu suchen. Er nahm demnach Abschied von seinen Freunden, und übergab seine junge Frau, mit der er erst ein Jahr verheirathet war, der Dhut seines Bruders, da die ganze Familie, wie bei der patriarchalischen Lebensweise Indiens nicht selten der Fall ist, in einem Hause lebte. Im ersten und zweiten Jahre kamen Geldsendungen von Baltschit Singh nebst Briefen, die jedoch nur ungenaue Berichte über seine Lage und seine Aussichten enthielten. Während der drei nächsten Jahre kam gar keine Nachricht, und endlich traf die ziemlich sichere Kunde seines Todes ein. Ein Landsmann, der mit ihm im Heere der Mahratten





gedient hatte, war Zeuge seines Todes gewesen: mehrere Reiter, unter denen sich auch Baltschit Singh befand, waren beim Uebersetzen über einen Fluß von der Strömung fortgerissen worden und ertrunken. Der Freund und Genosse des Verstorbenen, Tschait Nam, hatte das Eigenthum desselben an sich genommen und der Familie überliefert. Verschiedene Umstände hatten indeß seine Rückkehr verzögert, so daß er erst ein volles Jahr nach dem Tode desselben der Familie die Nachricht überbringen konnte. Der ältere Bruder, Harraf Singh, hatte inzwischen seine Vermögensumstände nicht verbessert, und bei der Todesnachricht hielt er es für rathsam, daß seine Schwägerin nach der unter den vornehmen indischen Frauen herrschenden Sitte auf dem Holzstoß ihr Leben beendigte. Obgleich ihr fernerer Unterhalt ihm nicht viel gekostet hätte, so waren doch andere Gründe vorhanden, welche ihren Tod wünschenswerth machten. Es fehlte nicht an Beispielen im Dorfe, daß Wittwen wieder geheirathet hatten oder gar mit einem Manne davongegangen waren. Um diesen Schimpf zu vermeiden und das Ansehen zu erlangen, welches der freiwillige Oyfertod einer Wittve stets der ganzen Familie ertheilt, wurde beschlossen, daß Kutschili — so hieß die Wittve — den Holzstoß besteigen und sich mit dem Turban ihres verstorbenen Gemahls verbrennen solle. Obwohl das junge Weib mit ihrem Manne glücklich gelebt hatte, so war sie doch durch die lange Abwesenheit über seinen Verlust getröstet worden, so daß sein Tod ihr keinen allzu heftigen Schmerz verursachte. Sie hatte daher keineswegs Lust, ihr Leben zu opfern, um sich den Weg ins Paradies zu öffnen; doch befand sie sich in der Hand von Leuten, die ihre Absicht durchzuführen entschlossen waren.

Sobald Harraf Singh davon sprach, daß seine Schwägerin sich opfern wolle, wurde das Haus von Brahminen umgeben, und jede Kunst angewandt, die Unglückliche zu begeistern, damit sie die Hand-

lung mit Anstand beginge. Betäubt durch die große Hülflosigkeit ihrer Lage, versank Kutschili in eine Art von Erstarrung, und war unfähig, den schwachen Widerstand zu leisten, der in ihrer Macht lag. Sie hatte in zu großer Zurückgezogenheit gelebt, um zu wissen, daß die englische Regierung alle Frauen in ihrer Lage kräftig in Schutz nimmt, und daß im Dorfe mohammedanische Beamten waren, die zu ihren Gunsten einschreiten konnten; Niemand aber ahnete, daß das beabsichtigte Opfer von ihrer Seite unfreiwillig geschah. Während des ganzen Tages nach Tschait Rams Ankunft wurde Kutschili fast von Liebkosungen erdrückt; man schmückte sie festlich, und gab ihr, um sie völlig zu betäuben, von Zeit zu Zeit kleine Dosen von Opium, die einzige Nahrung, welche über ihre Lippen ging.

Gegen Abend war sie in einem solchen Zustande, daß man beschloß, die verhängnißvolle Ceremonie nicht länger zu verschieben. Das ganze Dorf war natürlich in großer Aufregung, denn eine solche That war seit langer Zeit nicht vorgekommen. Wie die Zeit herankam, fühlte sich Kutschili immer weniger geneigt, sich der grausamsten aller Todesarten zu unterwerfen; doch sie konnte keinen Widerstand leisten, und zur bestimmten Stunde wurde sie eher fortgezogen, als geführt, da sie sich nur mit Widerstreben ihrem Geschick ergab. Das Dorf lag an einem breiten Strom, und die Ceremonie fand nach der Sitte des Landes am Ufer des Flusses statt. Durch das Gold, das Tschait Ram mitgebracht hatte, war man in den Stand gesetzt worden, die Vorbereitungen mit großer Pracht ins Werk zu setzen; der Holzstoß war hoch, gut zusammengefügt und mit einer hinreichenden Menge von Brennstoff versehen. Kutschili warf einen Blick darauf, war aber nicht im Stande, ihre Augen vom Boden zu erheben; doch da sie aus Entsetzen oder Furcht keinen Versuch

machte, zu entkommen, so wurde die Ceremonie nicht beschleunigt. Gewöhnlich legt man einer Frau, die sich dem Tode weihet, noch viele Fragen vor, da man ihre Antworten als Orakelsprüche ansieht; doch nur diejenigen, welche fanatisch diesen Tod für einen Triumph ansehen, können solche prophetische Antworten geben. Kutschili antwortete unzusammenhängend oder gar nicht, und so überließ man sie endlich sich selbst.

Dreimal war sie um den Holzstoß gegangen, ihr Schmuck war von ihr genommen und unter ihre Verwandten vertheilt; die Blumen aus ihren Kränzen hatten sich die umstehenden Zuschauer begierig zugeeignet, und jetzt wurde sie von vier Brahminen ergriffen, und mit Gewalt auf den Holzstoß gesetzt. Die Fackeln waren bereit, als die Unglückliche zum nicht geringen Entsetzen ihrer Verwandten mit einem durchbringenden Schrei an den Rand des Scheiterhaufens sprang und ausrief: „Er ist nicht todt! Mein Gatte kommt, mich zu erlösen!“ Alle Augen wandten sich nach der Seite, wohin sie deutete, und auf dem Wege sah man einen Reiter, der aus der Fährte gesprungen war und jetzt im vollen Galopp herbeieilte. Es war in der That Baldschit Singh, der vom Pferde sprang und sein Weib in seine Arme auffing, nicht wenig entzückt über den Beweis von Anhänglichkeit, den sie ihm gegeben. Durch einen Zufall war er dem Tode entronnen; es war ihm aber nicht möglich gewesen, seine Gefährten einzuholen, und als er später Gelegenheit fand, einen vortheilhaften Dienst zu übernehmen, hatte er keine Mittel, ihnen Nachricht von sich zu geben. Ueber Erwarten glücklich in seinen Unternehmungen, konnte er endlich nach Hause zurückkehren, und kam zu rechter Zeit, um sein unglückliches Weib von dem schrecklichen Tode zu retten. Die Brahminen wurden reichlich bewirthet und Geschenke unter die Armen ausgetheilt; es war ein Abend all-

gemeiner Freude, für Niemand aber mehr als für die erlöste Frau, deren Leiden durch das Glück und die Zufriedenheit belohnt wurden, in der sie ihre letzten Lebensjahre zubrachte.

Die Rückkehr der Todten oder Todtgegläubten ist ihren Erben und Nachfolgern nicht immer sehr angenehm, zumal wenn diese selbst bedacht gewesen waren, den Tod irgend eines Verwandten herbeizuführen. Rhyrum war ein junger Mensch von großem Vermögen; sein nächster Verwandter aber, sein Oheim Ali, war ein habfüchtiger Mann, der nur über die Mittel nachsann, welche ihn in den Besitz der Erbschaft setzen konnten, an die er das nächste Anrecht besaß, sobald der Knabe gestorben war. Ali beschloß endlich, den Knaben mit Gewalt aus dem Wege zu schaffen. Rhyrum liebte die Fischerei und fuhr oft allein in einem Nachen aus, den er wohl zu regieren wußte. Lange Zeit war es die Absicht Alis, ihn bei einer seiner Spazierfahrten zu ertränken; doch schien dieser Plan zu gewagt, da der Fluß sehr besucht war. Endlich band er an einem Abend den Nachen los, überließ ihn dem Strom, und warf den Turban und den Shawl seines Opfers ins Wasser. Dann lockte er seinen jungen Verwandten in ein Gebüsch, um, wie er sagte, hier mit ihm nach Pfauen zu schießen, ergriff plötzlich den Knaben, und warf ihn in einen Brunnen, der, wie er wußte, über fünfzig Fuß tief war, und zwölf Fuß hoch Wasser enthielt. So wie das Verbrechen vollbracht war, eilte er nach Hause, damit niemand seine Abwesenheit bemerke.

Einige Stunden verstrichen, ehe Rhyrum vermist wurde; endlich erinnerte sich einer seiner Diener, daß er ihn seit dem Morgen nicht gesehen hätte, und fragte die andern Diener, ob sie wüßten

wo ihr Herr sei. Keiner konnte genügende Antwort geben. Man eilte zuerst an den Fluß und vermischte das Boot, und als man dann den Turban und den Shawl fand, dachte man, der Körper sei fortgerissen oder die Beute eines Alligators im Flusse geworden. Kein Verdacht fiel auf Mumtaz, und als man sich hinreichend vom Tode Rhyrums überzeugt hatte, nahm er das Vermögen desselben in Besitz.

Doch Rhyrum lebte. Beim Herabstürzen in den Brunnen hatte er sich an einem hervorragenden Stein gehalten, einer seiner Füße hatte einen Anhaltspunkt gefunden, und so war er vor der Hand über dem Wasser hängen geblieben. Zufällig kamen noch an demselben Abend einige Fakirs durch das Gebüsch, und traten an den Brunnen, um Wasser zu schöpfen. So fanden sie den Knaben und retteten ihn.

Rhyrum war zwölf Jahr alt, und wünschte, nachdem er sich erholt hatte, nicht sogleich wieder nach Hause zu gehen, weil er nach diesem Vorgange einen neuen Angriff auf sein Leben fürchten mußte. Einiger Schmuck, den er an sich trug, setzte ihn in den Stand, die Fakirs zu belohnen und sie zu vermögen, ihn unter ihre Gesellschaft aufzunehmen, damit er den Schuß einiger Verwandten seiner Mutter auffuchen könne. Die Fakirs, welche einen für sie wichtigen Auftrag hatten, gingen gern in seine Wünsche ein, verschafften ihm passende Kleider und setzten in seiner Begleitung ihre Reise fort. Einige Monate verstrichen, ehe sie ihre Wallfahrt beendeten und die nöthige Zeit fanden, um für ihren Schützling zu sorgen. Jetzt führten sie ihn in die Stadt, wo die Verwandten seiner verstorbenen Mutter wohnten, und machten diese mit dem Vorgang bekannt. Das Erstaunen derselben war eben so groß wie ihre Freude, denn sie waren von dem Tode des Knaben benachrichtigt worden. Anfangs zweifelten sie an der Wahrheit dessen, was die Fakirs aus sagten; als

diese aber den Schmuck und die Kleider Rhyrums, die sie immer noch aufbewahrt hatten, vorwiesen, mußte jeder Zweifel schwinden.

Nach einiger Berathung beschloffen die Dheime des Knaben, selbst nach Mumtaz' Wohnort zu reisen und ihn zur Herausgabe seines Reichthums zu zwingen. Die Fakirs mußten sie natürlich begleiten, und die ganze Gesellschaft brach auf. Mumtaz war etwas erstaunt, als er den unerwarteten Besuch erhielt; indeß nahm er sie sehr höflich auf. Doch als der Knabe hervortrat, der, zwar größer geworden, doch sogleich von ihm und seinen Dienern als Rhyrum erkannt wurde, erschrak er heftig. Die Geschichte wurde bald bekannt, und der Verbrecher von den Behörden ergriffen. Er konnte die That nicht leugnen, denn man fand in dem Gebüsch Pfeil und Bogen und im Brunnen den Stein. Auch wartete Mumtaz sein Verhör nicht ab, sondern tödtete sich durch Gift.

#### G. Aufopferung eines Hindu.

Ich hatte mich mit mehreren Offizieren nach Behrampur begeben, um einer Jagd mit gezähmten Leoparden beizuwohnen. Die furchtbare Meute lief frei umher, war aber so gut gezähmt, daß sie neben ihrem Wächter schlief und ihn gleich Hunden bewachte. Die Jagd war eine der aufregendsten, welche ich je mitgemacht; ich fühlte mich aber nachher so zerschlagen, daß ich mich in Calcutta alsbald zu Bette legte. Ein Brief aus Behrampur von einem meiner Freunde, der mir anzeigte, daß ich von einem meiner Bedienten stark befohlen worden sei, nöthigte mich indeß, der Ruhe zu entsagen und mich alsbald auf den Weg zu machen. Ich hatte dreißig



deutsche Meilen zurückzulegen und hätte zu Wasser sieben Tage gebraucht; ich wählte also den Landweg, indem ich mich in einer Sänfte tragen ließ, wobei ich den Weg in dreißig Stunden zurücklegen konnte. Wer nicht in Indien gelebt hat, kann die Raschheit dieser Reiseart nicht begreifen. Acht Träger lösen sich von drei zu drei Meilen ab, zwei tragen abwechselnd, die andern laufen nebenher, und führen Nachts Fackeln, um die wilden Thiere abzuhalten. Diese Reismethode hat ihr Angenehmes, aber auch ihre Leiden, denn bei Tage wird man gebraten, bei Nacht läuft man Gefahr, von den Tigern zerrissen zu werden.

Nach meiner Ankunft ließ ich sogleich den Weisen des Orts rufen. Diese Leute, halb Priester, halb Zauberer, sagen die Zukunft voraus, finden die verlorenen Gegenstände wieder und entdecken die Diebe. Ich kannte ihr Verfahren, und so kindisch es ist, so zeigte es sich doch wieder wirksam. Meine Diener wurden im Kreise aufgestellt, der Zauberer murmelte einige Worte, gab dann jedem eine Hand voll rohem Reis und erklärte, Wischnu werde nicht verfehlen, den Schuldigen zu treffen, wenn er versuche den Reis zu kauen. Als die Reihe an einen Menschen kam, dem ich viel Vertrauen bezeugt hatte, sah ich, wie die Muskeln seines Gesichts sich krümmten, als hätte er den Starrkrampf; der Zauberer ließ ihn den Reis ausspeien, und ich sah, daß derselbe nicht gekaut war. Jetzt fiel mir der Schuldige zu Füßen und gestand nicht bloß den letzten, sondern auch mehrere frühere Diebstähle, für welche einige Unschuldige gebüßt hatten. Ein solcher Mißbrauch des Vertrauens empörte mich; da aber der Mensch schon lange in meinen Diensten gewesen war, so begnügte ich mich, ihn wegzuschicken.

Am Abend besuchte ich einen meiner Freunde, und saß eben beim Whistspiel, als man mir ankündigte, daß mein Sedanträger, derselbe, der mich durch einen Freund von dem vorgefallenen Diebstahl hatte



in Kenntniß setzen lassen, mich zu sprechen verlangte. Ich ging hinaus, und erfuhr hier, ein Freund zu Murschedabad, welches etwa drei Meilen entfernt liegt, hätte mich mündlich durch einen Boten bitten lassen, ihn unverzüglich zu besuchen. So seltsam mir die Sache vorkam, so reiste ich doch auf der Stelle ab, fand aber zu Murschedabad, daß alles erlogen sei, und kehrte alsbald wieder um, entschlossen, meinen Sedanträger für seine Lüge tüchtig zu bestrafen. Ich pochte meine Diener wach und fragte nach dem Schuldigen, aber Keiner wollte etwas von ihm wissen, und alles Suchen war vergeblich. Verdrießlich darüber, die Strafe auf den folgenden Tag verschieben zu müssen, begab ich mich nach meinem Schlaffabinet, fand aber hier mehrere Komoden umgeworfen, und ein Blick überzeugte mich, daß meine Garderobe ausgeplündert sei. Noch immer wollte ich nicht glauben, daß mein Sedanträger, derselbe, der mir vor kurzem noch einen Beweis seiner Treue gegeben hatte, mich bestohlen haben könnte; aber sein Turban, welchen ich auf dem Boden liegend fand, nahm mir jeden Zweifel. Ueber diese Entdeckung mehr bekümmert als erzürnt, schickte ich meine Bedienten weg und ging in mein Schlafzimmer. Ich trete vor's Bett und ziehe die Vorhänge aus einander: da liegt vor mir mein anderes Ich, den Kopf in mein Tuch eingebunden. Erschreckt trete ich mit dem Lichte näher — es ist mein Sedanträger! Ich rufe ihn laut an, erhalte aber keine Antwort; ich fasse den Arm, um ihn wach zu schütteln, dieser aber ist kalt, und ich sehe, daß ich eine Leiche vor mir habe. Wie ich die Decke zurückschlage, finde ich einen Dolch bis ans Hest in seine Brust gestoßen. Auf mein Geschrei eilen meine Diener herbei, und einer derselben überreicht mir ein Blättchen, worauf der Unglückliche mit der Nadel einige Zeilen in indischer Sprache geritzt hatte, wie es die Hindus oft thun. Ich ließ meinen Dolmetscher rufen, und dieser las mit lauter Stimme: „Der Mensch, dessen Diebstahl Du

entdeckt hast, wollte Dich ermorden. Seine Maßregeln waren so gut genommen, daß Du seiner Rache nicht hättest entgehen können. Man hatte mich schwören lassen, das Geheimniß der Verschwörung bis zu meinem Tode zu bewahren; verzeihe mir, Herr, die Lüge, durch welche ich Dich entfernte. Ich habe Deinen Platz eingenommen und bin glücklich, für Dich sterben zu können.“ Der Schuldige hatte die Flucht ergriffen, fest überzeugt, er habe mich ermordet. Meine sämtlichen Diener bezeugten nicht das geringste Erstaunen, als ob die Aufopferung meines Sedanträgers die natürlichste Sache von der Welt wäre.

### 7. Elephanten- und Schlangenbändiger.

Die gefürchtetsten Thiere Ostindiens, die Elephanten und die Schlangen, lassen sich, trotz der furchtbaren Waffen, mit denen die Natur sie ausgerüstet hat, von einer Klasse von Menschen bändigen, die man Zauberer nennt. Unter allen derartigen Gauklern, die ich während meines langen Aufenthalts in Ostindien kennen gelernt, hat mich besonders einer durch seine Geschicklichkeit und Kühnheit in Erstaunen gesetzt. So kaltblütig habe ich nie einen andern mit der giftigen Brillenschlange verfahren sehen. Er besaß eines dieser schreckbaren Thiere, das er mit solcher Zuversicht schlug und reizte, daß ich anfangs glaubte, er habe es außer Stand gesetzt, ihm das geringste Leid anzuthun. Dem war jedoch nicht also, denn nachdem er die zornige Schlange auf seine Brust gelegt hatte, öffnete er auf mein Geheiß ihre Kinnladen, und zeigte mir die vollkommen umverkehrten Giftzähne. Ich fragte ihn, ob die Schlange mich wohl beißen würde, wenn ich sie berührte. „Ganz gewiß,“ sagte er und



beeilte sich, sie wieder in den Sack zu stecken, der ihr als Gefängniß diente. „Würdet Ihr,“ fragte ich ihn, „auch eine Schlange, die Ihr im Walde fändet, so zu berühren wagen?“ „Nein,“ versetzte er; „aber ich brauche höchstens zwei Tage, um die wildeste zu zähmen. Diese hier ist vor vierzehn Tagen eingefangen, und seitdem ich sie besitze, hat sie nichts zu fressen bekommen.“

Ehe ich von ihm Abschied nahm, bot ich ihm ein paar Goldstücke an; er schlug sie aber aus. Mein Begleiter, ein Eingeborner vornehmen Standes, versicherte mir, dieser Mann sei der geschickteste Zauberer des Landes. Wie war es ihm gelungen, eine so erstaunliche Gewalt über den giftigen Wurm zu erhalten? Ich habe nichts davon erfahren können, glaube jedoch, daß er seine Erfolge nur seiner Kühnheit verdanke.

Noch merkwürdiger ist der Einfluß, den manche Hindus auf alle Elephanten ausüben, selbst wenn diese Thiere sich im Zustande der äußersten Wuth befinden. Einer meiner Freunde, der Kapitän L., befand sich einst auf der Elephanten-Jagd. Er war kaum in den Wald eingetreten, als er einem dieser Thiere begegnete. Er nahm den Kopf des Elephanten aufs Korn, drückte aber zu schnell ab, so daß die Kugel, statt den Kopf zu treffen, in den Hals eindrang. Das wüthende Thier stürzte sich sogleich auf den unbesonnenen Schützen, der schon fast im Bereiche seines Rüssels war und keine Hoffnung mehr hatte, einem schrecklichen Tode zu entgehen. Aber in demselben Augenblick sprang ein Eingeborner hinzu, sprach rasch aber deutlich ein paar Worte, und zwang dadurch den Elephanten, still zu stehen. Darauf streckte er die Arme gegen ihn aus und sprach mit lauter Stimme einige andere Worte. Bei dieser Geberde und diesen Worten kehrte der Elephant um und ergriff die Flucht, indem er ein entsetzliches Geschrei ausstieß und alle Bäume zerbrach, die ihm im Wege standen. Der Leser mache sich einen Begriff von der

Verwunderung aller Europäer, welche dieser unerklärlichen Scene beivohnten.

Sobald Kapitän L. von seinem Schrecken und seiner Ueberraschung sich etwas erholt hatte, fragte er, wo sein Retter hingekommen sei. Man sagte ihm, er sei im Dickicht verschwunden; übrigens würde er keine Art von Belohnung angenommen haben. Auch dieser Unbekannte galt für einen der geschicktesten und mächtigsten Zauberer.

In demselben Abend, als ich aus dem Munde des Kapitän L. dieses wunderfame Abenteuer vernahm, erzählte mir ein anderer Offizier folgendes Erlebnis: „Eine Frau in der Nähe meiner Garnison war von einem so außerordentlichen Wahnsinn ergriffen worden, daß man allgemein glaubte, sie sei vom Teufel besessen. Sechs starke Männer konnten sie kaum bewältigen, so erstaunlich hatten ihre Kräfte sich gesteigert. Ihre Eltern ließen einen berühmten Zauberer kommen, von dem sie glaubten, daß er allein die Unglückliche heilen könne. Ich erhielt nicht ohne Mühe die Erlaubniß, der Beschwörungscene beizuwohnen. Der Zauberer hatte nur drei kleine Baumzweige mitgebracht. Er begann seine Operation damit, daß er alle Anwesenden ermahnte, sich möglichst still zu verhalten, indem er sonst für das Leben von keinem unter ihnen einstehen könne. Dann nahte er der Kranken, und gab ihr alle drei Minuten mit den Spitzen der Zweige gelinde Schläge auf den Kopf, die Brust, die Arme, die Beine und die Füße. Als eine halbe Stunde verfloßen war, befahl er den Männern, die sie festhielten, sie loszulassen. Sie schien tief eingeschlafen zu sein. Zwei Stunden später stand sie auf, anscheinend ganz ohne Rück Erinnerung an das Vergangene, und ging wieder vollkommen ruhig an ihre gewohnten Beschäftigungen.“

## 8. Die Thierwelt Ostindiens.

Schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Indien hatten wir Gelegenheit, die abscheuliche Plage kennen zu lernen, welche die Moskitos verursachen, die mit ihrem unersättlichen Blutdurst den Menschen fast umbringen. Zum Unglück war es uns nicht eingefallen, den Vorhang von Flor herunterzulassen, der den Schlafenden gegen ihre Stiche schützen soll und deßhalb Moskitogardine heißt. Derselbe war unter dem Betthimmel zusammengeknüft, und wir hatten versäumt, ihn abzuwickeln; aber eine strengere Strafe, als wir in dieser Nacht bekamen, hat wohl nicht leicht Jemand für eine Nachlässigkeit erhalten. Die Moskitos sind nicht viel größer, als unsere Mücken, vielleicht auch nicht giftiger, wenn die Sache recht untersucht würde; aber ihre Stiche verursachen einen unerträglichen Schmerz. Einen nicht geringen Ekel erregten in uns die Schwärme von Eidechsen, welche an den Wänden herumliefen und sehr tückisch aussahen; aber in Betreff ihrer hatten wir schon am vorhergehenden Tage erfahren, daß sie den Menschen nichts zu Leide thun. Man erzählte uns bei dieser Gelegenheit, daß ein neu angekommener Sergeant die erste Nacht in Indien damit zubrachte, diese unschuldigen Thiere zu tödten, in dem Glauben, es wären giftige Skorpione und es gelte also das Leben, sie zu vernichten. Weit entfernt indeß, daß diese Thiere schädlich wären, sind sie vielmehr den Eingebornen sehr willkommen, indem sie unaufhörlich auf Moskitos, Ameisen und Wanzen, die sich in unzähliger Menge vorfinden, Jagd machen. Die Hindus nennen daher diese nützlichen Eidechsen *Ipulli*, das ist Mücken- oder Fliegentiger. Sie sollen für die Folge meine besten Freunde sein, und ihr zischender Laut soll mir niemals nach dem malabarischen Aberglauben etwas Schlimmes prophezeien. Man muß

sich auch daran gewöhnen, die übelriechende Spitzmaus oder Moschusratte nach Belieben in seinen Zimmern aus- und einspazieren zu lassen, denn man läßt hier Thüren und Fenster in der warmen Zeit Tag und Nacht offen. Eben so wenig darf es Einen anfechten, in dem erquickendsten Schlummer mitten in der Nacht durch ein eben so plötzliches als durchdringendes Ratzengeschrei, oft unter dem eigenen Bette, geweckt zu werden, und es hilft nur wenig, wenn man böse wird und aufsteht, um die Raze zu strafen, denn sie entflieht ohne Mühe durch eine der vielen Thüren oder Fenster, die immer offen stehen, und dann kommt vielleicht bald darauf eine andere auf demselben Wege herein, um gleichfalls ihr abscheuliches Geschrei anzustimmen. Schlimmer ist es jedoch mit den herrenlosen Hunden, Variahunden genannt, von denen manche in völlig verhungertem Zustande in der Nacht von den Dörfern hereinkommen, um in den Häusern der Europäer Besuche abzustatten. Ich habe einmal vergebens versucht, einen solchen Hund aus meinem Schlafzimmer zu jagen; er legte sich ganz ruhig hin und knurrte, so daß ich um Hülfe rufen mußte, und meine Diener endlich genöthigt waren, ihn mit Knütteln und einer Schlangengabel, den einzigen Waffen, welche im Hause waren, todtzuschlagen.

Die Schakals hört man in jeder Nacht weit umher heulen. Sie halten sich besonders bei den Verbrennungsplätzen der Todten auf, wo die Leichen gewisser Kasten begraben werden. Sie gleichen den Variahunden, sind aber kleiner. Wenn sie sich den bewohnten Orten nähern, gerathen sie bisweilen mit den Hunden in ein Gefecht, entlaufen aber meistens, da sie viel schneller sind und mit großer List zu entkommen verstehen.

Der sogenannte Waldhund ist eine Art Iltis oder Marder, und nährt sich auf eben dieselbe Weise, wie diese. Er schlägt seine Wohnung unter den Dächern auf, besonders in Häusern, welche längere

Zeit unbewohnt gewesen sind; man kann alsdann seinen langen Schwanz unter dem Dache hervorstrecken sehen, und ihn an demselben ohne Schwierigkeit fangen.

Hasen und Kaninchen sind in Indien allgemein. Eine Art sehr großer und wilder Hasen, dunkelgrau mit schwarzen Streifen, hält sich in den Gärten auf, von wo sie sich in die Hühnerhöfe zu stellen sucht. Die Eulen machen auch ein unangenehmes Geschrei, heulen aber nicht so melancholisch wie bei uns, denn sie haben einen schrillenden und dem Fremden ganz ungewohnten Laut.

So geht es in der Nacht; am Tage aber machen Sperlinge und Krähen einen gewaltigen Lärm, besonders die letzteren, die überaus dreist sind. Das Schlimmste sind die vielen giftigen Thiere. Man muß in Wahrheit sich glücklich preisen, wenn man in seiner Stube nicht auf Schlangen und Skorpione tritt. Da dies sehr leicht geschehen kann, so hat man die ganze Nacht in dem Zimmer, in welchem man schläft, eine brennende Lampe. Es kommt sogar vor, daß nicht nur kleinere Giftschlangen, sondern selbst die durch ihre Größe und Stärke furchtbare Riesenschlange sich in Wohnhäusern verbirgt. So war mehrere Tage das Haus, in welchem ich wohnte, der Schlupfwinkel einer Boa. Sie hatte sich in einem durch einen Schrank verdeckten tiefen Loch in der Mauer einquartirt, und sich von Ratten und Mäusen ernährt, bis sie sich endlich dadurch verrieth, daß sie in ihrem Versteck zischte und giepte, als man hinter dem Schrank rein machen wollte. Ein Trost ist es zu wissen, daß diese Schlange nicht giftig ist und dem Menschen nichts zu Leide thut, außer wenn sie hungrig ist.

In der heißen Jahreszeit gewähren die Felder in Ostindien einen öden, traurigen Anblick. Die sie einfassenden Sträucher sind vertrocknet und ihres Laubes durch die Hitze fast beraubt; die Reisfelder aber sind gänzlich von aller Vegetation entblößt, so daß man



über sie und die vielen Kanäle und Gräben, von denen sie durchkreuzt sind, ungehindert spazieren gehen kann. Die Acker sehen in diesem Zustande noch viel trauriger aus, als ein abgeerntetes Kornfeld in Europa, so nackt ist der Boden und so kurz werden die reihenweis gepflanzten Büschel mit der Sichel abgeschnitten. Alles, was nicht mit Wasser begossen wird oder Schutz im Schatten eines Baumes hat, welkt dahin und verdorrt. Die Bäume widerstehen mit bewunderungswürdiger Kraft der starken Hitze, die außer ihnen Alles zu bestiegen scheint. Die armen Ochsen und Büffel, die in dieser Sonnengluth ihre Lasten schleppen müssen, finden jetzt eine sehr geringe Weide. Nicht besser ergeht es den Kühen, welche schwere Reisfäcke tragen und sich außerdem melken lassen müssen, wenn es überhaupt möglich ist, ihnen etwas Milch abzuzapfen. Esel giebt es hier in großer Menge; ob aber diese Thiere häßlicher sind, oder die Büffel, will ich unentschieden lassen, denn mit ihrem schmutzig aschgrauen Fell und dem faulen Schlendrian, in dem sie sich bewegen, streiten sie mit jenen um den Preis. Die großen weißen Ochsen, deren sich die Europäer und Eingeborenen, welche sich kein Pferd halten können, zum Fahren bedienen, sind prächtige, schöne Thiere mit hohen, glänzenden Hörnern, deren Enden häufig mit Metallknöpfen geziert sind. Die eingebornen Pferde sind kleine, häßliche Kracken, welche für einen Spottpreis verkauft werden, aber zu nichts anderem taugen, als Lasten zu tragen, und sie thun dies mit derselben Trägheit und Langsamkeit, wie die Esel. Die arabischen Pferde, die man hier öfters aus Persien einführt, und die Pferde aus dem Marattenland werden zu sehr hohen Preisen verkauft. Eine seltsame Sitte der Hindus besteht darin, daß sie die Schwänze und Mähnen ihrer Pferde und die Hörner ihrer Ochsen mit den grellsten Farben anmalen; aber sie lieben den buntscheckigen und viel-farbigen Schmuck, gerade wie bei uns das gemeine Volk.

Ein Beispiel von der Dreistigkeit und Gefräßigkeit der indischen Vögel erhielten wir einst in dem Garten eines Freundes. Während wir nämlich bei Tische saßen, stieß ein Malabarvogel, eine Art Habicht, schnell aus der Luft herunter, und schnappte ein Stück Carbonade von einer Schüssel fort, die ein Diener aus der Küche durch den Garten zum Tisch trug. Er beging den Raub mit solcher Behendigkeit, daß fast nichts zu sehen war, und als ich versuchen wollte, ob er es mit mir eben so machen würde, war er damit schon zu Stande, ehe ich ihn gesehen hatte. Einen andern merkwürdigen Zug einer Krähe, die sehr geschickt mit dem Schnabel den Deckel von der Wasserkrufe zu nehmen und daraus ihren Durst zu löschen verstand, darf ich hier nicht vergessen, da diese beiden Beispiele beweisen können, wie die indischen Vögel ihren Hunger und Durst auf eine ganz überlegte und anständige Weise zu stillen wissen. Daß die Hindus so viel Schlaubeit haben, setzte uns nun nicht mehr in Erstaunen, da wir sahen, wie klug schon die Thiere ihres Landes sind; nur wäre zu wünschen, daß die Menschen ihre Klugheit besser anwenden, als wirklich der Fall ist.

Vor den Schlangen muß man sich am allermeisten in Acht nehmen. In demselben Garten, von dem ich so eben sprach, war ich Zeuge einer gefährlichen Katastrophe. Einer der Söhne meines Wirths, ein munterer Knabe, machte nämlich auf einen Sperling Jagd, ohne zu bemerken, daß eine Brillenschlange in dem nämlichen Augenblick dem Vogel nachstellte. Die Schlange erhob sich; der Knabe wurde sie aber glücklicher Weise noch bei Zeiten gewahr und konnte fliehen, und auch der Sperling erhielt wahrscheinlich vermittlest der doppelten Verfolgung Gelegenheit zu entkommen.

Da die Schlangen überall mit dem Beginn der warmen Jahreszeit zum Vorschein kommen, so hatte ich schon in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Indien vielfache Gelegenheit, mit dem

häßlichen Gewürm Bekanntschaft zu machen. Häute von Schlangen findet man fast in jedem Garten; viele sind drei bis vier Ellen lang, so daß die Furcht vor diesen Thieren keineswegs ungegründet ist. Eines Abends traf ich eine Schlange auf meinem Hofe, die jedoch flüchtete, und sich in einem kleinen Seitenhause versteckte. Ich durfte es nicht unterlassen, sie zu verfolgen, zündete deshalb sogleich meine Laterne an, und nahm einen Stock in die Hand. Nach einem ziemlich schwierigen Kampf in dem engen Raume, wobei sie sich mehrere Male unwendete und zischte, tödtete ich sie endlich, als sie sich unter einem losen Mauerstein verstecken wollte; aber ich fand, daß sie nicht von der giftigen Art war. Dagegen saß ich eines Abends vor der Hausthür neben einem guten Freund, und stuzte nicht wenig über einen dumpfen Laut und ein darauf folgendes ängstliches Ratzengeschrei, welches sich im Vorzimmer vernehmen ließ. Ich hatte mich kaum auf dem Stuhl umgedreht, um durch die Thüre zu sehen, als eine gewaltig große Schlange in mächtigen Windungen durch dieselbe herauskam. Sogleich faßte ich meinen Freund schweigend unter dem Arm, um ihn an jeder Bewegung zu verhindern. Glücklicherweise wandte sich die Schlange nach der entgegengesetzten Seite, und schlich sich längs dem Hause auf das Geländer einer benachbarten Laube hinauf. Zitternd vor Schreck fragte ich meinen Freund, ob er gesehen hätte, was so eben neben uns hingetrochen. Da er von der Thür etwas entfernter gesessen hatte, als ich, so hatte er nichts gehört; auch hatte er, als ich ihn am Arm nahm, nichts wahrgenommen. Ich ließ jetzt in aller Eil, doch mit möglichster Ruhe, sämtliches Hauspersonal herbeirufen, bewaffnete Alle mit Stöcken und Stangen, nahm die Laterne in die Hand, und ging mit meinem ganzen Gefolge, von der Raze geleitet, nach der Laube. kaum waren wir hinausgetreten, so blieb die Raze ängstlich stehen und stierte in eine der Oeffnungen hinein, aus denen

das Wasser von dem Dach der Laube auf die Straße läuft. Bei genauerem Nachsehen wurde ich die Schlange gewahr; ein auf der Straße vorübergehender Soldat jagte sie mit seinem Säbel zu uns heraus, und nun gelang es uns ohne große Mühe, den gefährlichen Feind zu erlegen. Es war eine giftige Brillenschlange von bedeutender Größe.

Es gewährt einen interessanten Anblick, wenn sich die furchtbare Brillenschlange nach der Musik eines chinesischen Gauklers in der Form eines Schwanenhalses pfeifend und zischend emporhebt und die breite Nackenhaut, auf der das Brillenzeichen deutlich zu sehen ist, ausspannt. Ein solcher Anblick ist durchaus mit keiner Gefahr verbunden, da die Schlange allen Befehlen ihres Vändigers gehorcht und, sobald die Musik aufhört, in ihr Gefäß kriecht. Die Schlangenbeschwörer verstehen es, diese Thiere aus ihren Schlupfwinkeln herauszulocken; sie ergreifen sie, sobald sie hervorkommen, schnell beim Schwänze, schwingen sie so lange im Kreise um ihren Kopf, bis sie sie gänzlich betäuben, stecken sie in ein Gefäß und zähmen sie durch Hunger.

Gefährlicher, als das Leben in der Ebene, ist der Aufenthalt in den Gebirgen Indiens, welche von Raubthieren aller Art wimmeln; die schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts aber haufen in dem Lande zwischen den vielen Mündungen des Ganges, wo man Zeuge der furchtbaren Kämpfe unter den riesenhaftesten Raubthieren der Erde sein kann. Dort ist der Schauplatz der gewaltigen Thiergefechte, welche stattfinden, wenn der schreckliche Alligator den blutgierigen Königstiger anfällt, oder wenn der Büffel sich gegen einen Angriff dieser fürchterlichen Feinde wehren muß. Auch der schwerfällige Tapir wird bisweilen die Beute seiner Feinde, trotz seiner dicken, unburdhringlichen Haut. Wenn aber ein so gewaltiger Cadaver auf dem Wahlplatze zurückbleibt, so sammeln sich die Adler

und Nasvögel, und theilen die Beute mit Schakals und Krokodilen und allerhand kleinerem, verzehrendem Ungeziefer. Das größte Nas wird hier in kurzer Zeit gänzlich zum Skelett.

Auch die Würmer, Käfer und Insecten Indiens sind in mancher Beziehung merkwürdig. Da giebt es Larven, welche mehrere Monate, ja selbst ein halbes Jahr lang verpuppt liegen, ehe die beflügelten Insecten herauskommen. Eine große, grüne Larve, die sich auf dem Weinblatt aufhält, wird zu einem Insekt mit Flügeln, welches ganz dem Blatte eines Baumes gleicht. Eine Art Grashüpfer hat so viel Aehnlichkeit mit den Grashalmen, daß ich das Thier erst dann, wenn es sich bewegte, von den Halmen zu unterscheiden vermochte. Ein sehr glänzendes Schauspiel hat man des Abends in den Gärten durch die sogenannten Feuerfliegen, welche die Gipfel der Bäume illuminiren. Dies sind beflügelte Insecten, die aus leuchtenden Larven entstanden sind und einen so starken Schein haben, daß man, wenn mehrere derselben in der Nähe sind, in finsterner Nacht zu lesen im Stande ist.

Eine Menge kleiner Fliegen, die unaufhörlich ihr Vergnügen daran finden, sich in den Augen der Menschen niederzulassen, verursachen nicht allein empfindliche Schmerzen, sondern auch gefährliche Entzündungen, und tragen nicht selten Krankheitstoffe von einem Menschen auf den andern über. Oft bin ich auch von kleinen giftigen Insecten an den Händen und im Gesicht zerstoßen worden, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, zu entdecken, wann und woher sie kamen. Einst tödtete ich eine große Wespe, die mir mehrmals gerade ins Gesicht fuhr, während sie summend im Zimmer umherflog, nach einem langen Gesecht mit meinem Lineal. Einen Augenblick nachher sah ich, wie sie von einer unzähligen Menge Ameisen weggetragen und in einigen Minuten völlig verzehrt wurde. Die Wespen bauen ihre Nester an den Deckbalken und an allen Wänden der Zimmer, und

werden dadurch zu einer großen Plage. Ich konnte eines Tages meinen Schreibtisch nicht aufschließen, weil das Schlüßelloch von einem solchen Wespennest ganz verstopft war.

Die fliegenden Ameisen sammeln sich des Abends in solcher Menge um das Licht, daß sie sehr beschwerlich werden. Sie verlieren ihre Flügel, indem sie das Licht umschwärmen und sich an einander reiben. Auf diese Weise läßt es sich begreifen, daß fast alle Häuser ganz mit Ameisen angefüllt sind. Man hat keine Stelle im Hause, welche vor ihnen sicher ist, und die weißen Ameisen Indiens sind, wie bekannt, noch viel verderblicher als die europäischen, weil sie Alles auffressen und beschmutzen. Man hat sogar vor einigen Jahren in Batavia diese Thiere beschuldigt, eine bedeutende Summe Papiergeld, das in einer öffentlichen Kasse fehlte, aufgefressen zu haben. Mir machten sie gleich nach meiner Ankunft in Indien einen schlimmen Besuch, so daß ich fürchtete, alle meine Bücher zu verlieren; ich war aber so glücklich, dieses schädliche Ungeziefer auszurotten, ehe es einen erheblichen Schaden anrichten konnte. Jeden Morgen, wenn ich in mein Zimmer hinab kam, hatten sie sich über die ganze Wand hin von einer thonartigen, übelriechenden Schmutzmasse einen förmlichen Bau gebildet, unter welchem sie zum Schutz gegen ihre Feinde tiefe Gänge in der Mauer hatten. Eine solche Rothmasse riß ich täglich herab, fand sie aber den Tag nachher stets erneuert, oft in doppelter Größe. Ich versuchte heißes Wasser in die Mauer zu spritzen, aber es half nichts; selbst starker Tabacksabguß vermochte nicht, ihnen ihren Aufenthalt zu verleiden. Endlich bequemte ich mich, einen von den klugen Männern, einen sogenannten Schlangenbeschwörer, holen zu lassen, der allerhand Ungeziefer zu vertreiben verstand. Ich wurde auch nicht betrogen, denn der Zauberer bekam richtig sowohl den König als die Königin dieses Ameisenreichs gefangen, ohne eine andere Hexerei anzuwenden, als daß

er ein Loch tief in die Mauer grub, bis er die Kessenz erreichte. Ich war so aufgebracht, daß ich einen Faden um die beiden Ameisen-Majestäten legte und sie in eine Spiritusflasche hing, in der sie nach Hause gesendet werden sollen. Den nächsten Tag war das ganze Reich zerstört, und seitdem habe ich nichts mehr von diesen unangenehmen Gästen verspürt.

Unter allen Thieren Ostindiens fesselt keins in dem Grade die Aufmerksamkeit der Europäer, wie der Elephant. Sein Lieblingsaufenthalt sind die sumpfigen Waldungen am Fuß des Himalaya-Gebirges, aus denen er nur in der Regenzeit hervorbricht, um die Erndten der benachbarten Felder zu verwüsten. Wie an Körpergröße, so übertrifft der Elephant auch an Klugheit und Gelehrigkeit alle vierfüßigen Thiere, und ebenso bewunderungswürdig ist, wenn er gezähmt wird, seine Sanftmuth und Unterwürfigkeit. Auf einen Wink seines Führers kniet er mit den Hinterfüßen nieder und streckt die Vorderfüße so weit vor, daß er mit dem Bauche die Erde berührt, und in dieser Stellung beharrt er in größter Ruhe so lange, bis die Lasten aufgeladen oder die Jäger aufgestiegen sind. Wunderbar ist die Geschicklichkeit, mit der er seinen Rüssel zu den schwierigsten Verrichtungen zu benutzen weiß; er löst mit demselben verwickelte Knoten auf, pflückt Blumen, hebt Münzen und andere kleine Sachen vom Boden auf, entstöpselt Flaschen und bringt den Inhalt derselben, ohne einen Tropfen zu verschütten, in sein Maul.

Ganz weiße Elephanten sind überaus selten, und sie werden von den Verehrern der Buddha-Religion für heilig gehalten. In Bankok, der Hauptstadt von Siam, werden alle weiße Elephanten, welche man findet, aufs sorgfältigste gepflegt; jeder hat seinen be-  
 Wölfergemälde.

sonderen Stall und zehn Wärter; ihre Fangzähne sind mit goldenen Ringen verziert; um den Kopf haben sie ein Netzwerk von goldenen Ketten und auf dem Rücken ein kleines, gesticktes Sammtkissen. Jeder weiße Elephant hat den Rang und den Titel eines Königs; wer einen solchen findet, wird mit einer silbernen Krone und einem Landgut beschenkt, und mit seiner ganzen Familie von allen Abgaben befreit. Eins dieser Thiere hat noch einen besondern Vorrang vor den übrigen; es hat seinen eigenen Palast, eine Leibwache und eine zahlreiche Dienerschaft. Auf seinem Kopfe befindet sich eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone; sein Futter wird ihm auf goldenen Schüsseln gereicht, und alle Abend wird es mit einer prächtigen Musik eingeschlafert. Stirbt das Thier, so wird es mit demselben Gepränge, wie der König, bestattet; das ganze Land betrauert seinen Tod, und die Großen des Reichs suchen ihm unter vielfachen Ceremonien unter den übrigen weißen Elephanten einen Nachfolger aus.

Bei meiner Anwesenheit in Ostindien ereignete sich ein Vorfall, der einen Beweis von der wunderbaren Klugheit der Elephanten abgiebt. Eine Abtheilung meines Regiments, welche ein Korn-Magazin bewachte, in welchem sich eine große Menge Reis befand, wurde schnell zurückgezogen, um einige unruhige Dorfbewohner der Nachbarschaft, welche mit den Behörden Streit angefangen hatten, zur Ruhe zu bringen. Zwei Soldaten, die sich etwas verspätet hatten, befanden sich noch in der Nähe des Gebäudes, als sich Folgendes ereignete. Sobald die Soldaten abgezogen waren, erschien vor dem Kornhause eine Heerde wilder Elephanten, welche schon seit längerer Zeit in der Nachbarschaft bemerkt worden war. Vor ihr her gingen Kundschafter, welche bald wieder zu ihr zurückkehrten und sie benachrichtigten, daß die Soldaten abgezogen und das Haus unbewacht wäre. Sogleich rückten die Thiere schnellen Schrittes gegen das Gebäude an. Als sie sich dem Hause in



kriegerischer Ordnung bis auf wenige Ellen genähert hatten, machten sie plötzlich Halt und fingen an, den Gegenstand ihres Angriffs vorsichtig zu untersuchen. Nichts konnte behutsamer und überlegter sein, als ihr Verfahren. Die Mauern des Kornhauses waren von festen Backsteinen und sehr dick, und die einzige Oeffnung befand sich in der Mitte eines erhöhten Daches, zu welchem man mittelst einer Leiter hinaufstieg. Bei der Annäherung der Elephanten kletterten die beiden erstaunten Zuschauer auf einen hohen Baum, um der Gefahr eines Zusammentreffens mit den schlimmen Feinden zu entgehen. Das Benehmen der vierfüßigen Belagerer war von der Art, daß es ihre Neugierde im höchsten Grade fesselte; sie beobachteten deshalb das Verfahren derselben mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Zuschauer waren durch das Laubwerk des Baumes, auf den sie sich ihrer Sicherheit wegen begeben hatten, so gänzlich verborgen, daß sie von den Elephanten nicht wahrgenommen werden konnten, obgleich sie durch kleine Sehlöcher, welche die Zweige hier und dort offen ließen, Alles genau zu beobachten vermochten, was unten vorging.

Wäre ein Thor zu dem Kornhause da gewesen, so würde die Schwierigkeit, sich einen Eingang zu verschaffen, schnell beseitigt worden sein; aber vier dicke Backsteinwände waren Hindernisse, die sowohl der Stärke als dem Scharfsinn dieser stummen Räuber Troß zu bieten schienen. Diese ließen sich jedoch durch die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, nicht abschrecken, sondern fingen allmählich ihre Operationen an den Ecken des Gebäudes an. Ein großer, männlicher Elephant, mit ungeheuren Hautzähnen, arbeitete einige Zeit, um einen Einbruch zu machen, aber nach einer Weile war seine Kraft erschöpft und er zog sich zurück. Dann rückte der nächste an Größe und Stärke vor, und erschöpfte sich in seinen Anstrengungen mit nicht besserem Erfolge. Ein dritter kam, und indem

er jene fürchterlichen Hebel anwandte, mit denen seine Kinnbacken bewaffnet waren, und die er mit ungeheurer Gewalt gebrauchte, gelang es ihm endlich, einen Ziegelstein auszuheben. Als einmal eine Oeffnung gemacht war, kamen andere Elephanten herbei, und so erlangte man bald einen Eingang, der weit genug war, um die entschlossenen Plünderer einzulassen. Da die ganze Heerde es sich nicht auf einmal bequem machen konnte, so theilte sie sich in kleine Abtheilungen von drei bis vier Stück. Eine von diesen ging hinein, und wenn sie zur Genüge genommen hatte, so zog sie sich zurück und ihr Platz wurde sogleich von den nächst wartenden eingenommen, bis die ganze Heerde, über zwanzig an der Zahl, eine volle Mahlzeit eingenommen hatte. Auf einmal wurde ein scharfer Ton von einem der Elephanten gehört, welcher sogleich verstanden wurde; denn diejenigen, welche noch im Gebäude waren, stürzten plötzlich heraus und verbanden sich mit ihren Gefährten. Ein Elephant der ersten Abtheilung hatte nämlich, nachdem er sich aus dem Kornhause zurückgezogen hatte, Schildwache gestanden, während die übrigen sich der Früchte ihres Scharffinnes und ihrer Beharrlichkeit erfreuten. Er hatte sich so gestellt, daß er die Annäherung jedes Feindes wahrnehmen konnte. Plötzlich hatte er einen Theil der Truppen bemerkt und das Zeichen zum Rückzuge gegeben. Einige Augenblicke darauf zog sich die ganze Heerde, ihre Rüssel schwingend, in den benachbarten Wald zurück.

Wenn die Dinge, welche man von den Elephanten liest, nicht von Augenzeugen erzählt würden, so müßte man sie für Märchen halten; so aber wird man kaum müde, die wunderbaren Geistesgaben dieser Fleischkolosse zu bewundern, welche die Natur mit so viel Zartgefühl und Ueberlegung ausgestattet hat. Das folgende merkwürdige Ereigniß erzählte mir einer meiner Freunde, der über zwanzig Jahre in Ostindien gelebt hat.

Es gibt alljährlich eine Zeit, in der der Elephant unlenksamer, reizbarer und zu heftigen Ausbrüchen geneigter ist als sonst. Der Wärter muß dann alle Vorsicht anwenden, um ihn auf keine Weise, selbst nicht durch ein hartes Wort, zu reizen; vielmehr sucht er ihn durch Schmeichelworte und Leckerbissen freundlich zu erhalten. Und doch ereignet sich nicht selten der Fall, daß ein Elephant auch bei der freundlichsten Behandlung wild wird. So riß sich auch einmal ein Elephant los und lief laut brüllend durch das ganze Lager, indem er Zelte, Pferde, Dachsen und Wagen umwarf. Man verfolgte ihn mit Speeren und verwundete ihn; aber dadurch wurde er nur noch wüthender gemacht. Unglücklicher Weise erblickte er den nacheilenden Wärter, und mit einem Streiche seines Rüssels lag dieser zu Boden gestreckt und todt da. Jetzt blieb aber auch der Elephant stehen und schien wie angefesselt. Er wendete kein Auge von dem Leichname weg, bis er endlich in vollem Zagen wieder dem Orte zueilte, wo er sich losgerissen hatte. Hier lag das zweijährige Kind des Wärters im Schafe. Der Elephant umschlang es mit dem Rüssel und hob es hoch empor, aber so zärtlich, wie nur eine Mutter es thun konnte, und liebte ihm dann mit seinem Rüssel, indessen Alle für das Leben des Kindes fürchteten. Endlich legte er es sanft auf den Boden und bedeckte es mit den Kleidern, die ihm entfallen waren. Darauf ließ er sich geduldig anbinden, und zeigte nie wieder die geringste Spur von Wildheit. Dem Kinde bewies er stets die größte Zärtlichkeit, und sobald er es erblickte, liebte er ihm mit seinem Rüssel. Aber auch alle Kraft und aller Muth war seit jenem unglücklichen Tage aus dem Thiere gewichen, und ein halbes Jahr nachher starb es, obgleich es von keinem körperlichen Leiden ergriffen worden war.

## 9. Ein Abenteuer in Ava.

Es war im Februar des Jahres 1826, als zu Yandabu im Königreich Ava ein Friedensvertrag zwischen England und den Birmanen geschlossen wurde. Meine Gesundheit, die von den Strapazen des Krieges sehr gelitten hatte, machte meine Rückkehr nach Madras nothwendig, und ich eilte, mich nach Rangun zu begeben, um mich dort einzuschiffen. Da das Land von Räubern überschwemmt war, so ließ sich der Weg von achtzig deutschen Meilen, den ich vor mir hatte, nicht gut zu Lande zurücklegen, und man rieth mir daher, den Abmarsch eines Theils des Heeres abzuwarten, der auf dem Fluß eingeschifft werden sollte, um mit ihm die Reise, die auch hier nicht ganz ohne Gefahr war, mit größerer Sicherheit ausführen zu können. Doch mein zunehmendes Uebelbefinden erlaubte mir nicht, die Reise aufzuschieben, und ich verließ daher am sechsten März Yandabu in einem kleinen Kanoe, von birmanischen Schiffern geführt und von zwei Dienern und einem invaliden Sipahi begleitet.

Ich werde nie den herrlichen Morgen vergessen, an dem ich von meinen Freunden Abschied nahm und in die Barke stieg, die mich, wie ich hoffte, sicher nach Rangun bringen sollte. Die Ufer des Irawaddi waren mit Menschen von allen Farben und Nationen besetzt, die uns ein fröhliches Lebewohl nachriefen, und über uns breitete sich ein wolkenloser, reiner Himmel aus. Es war ein köstlicher Tag. Meinen Gedanken hingegeben, bemerkte ich nicht den flüchtigen Lauf der Stunden, und die Dämmerung des Abends und die Dunkelheit der Nacht überkam mich, ehe ich es ahnte. Mit der Nacht erhob sich auch ein starker Wind; schwarze Wolken machten die Dunkelheit noch finsterner, und als der Wind immer heftiger wurde, sahen sich meine Schiffsleute nach einem Platz um, wo sie

das Schiffchen in Sicherheit bringen könnten. Der Fluß war in Aufregung, und die Ufer, die sich hier hoch und steil erhoben, wie die gothischen Thürme und Mauern einer Burg, machten jede Annäherung unmöglich. Unter der Zeit war der Wind zu einem heftigen Sturm geworden, die Blitze kreuzten sich, und in unserem kleinen Schiffe stieg die Unruhe von Minute zu Minute, als wir plötzlich von den ungestümen Wellen gegen das Ufer geworfen wurden und in einem Augenblick der Rahn mit Wasser gefüllt war. Durchnäßt und voll Besorgniß erkletterte ich das Ufer, während mein Gepäck von den Birmanen gerettet wurde; das Boot aber wurde bei näherer Untersuchung ganz unbrauchbar gefunden.

Unsere Lage war sehr unangenehm. Weil wir jedoch bei dem Dunkel der Nacht nichts unternehmen konnten, so ließ ich ein Glas Braantwein vertheilen, und da die sämtlichen Eßwaaren von den Wellen verschlungen worden waren, so legten wir uns zur Ruhe. Nach einigen Klagen und Verwünschungen gegen das unerbittlich grausame Geschick fanden meine Gefährten bald Trost im Schläfe; nur zu mir kam er nicht. Der Mond drang hell durch das fliehende Gewölk, der Sturm legte sich und strich nur noch flüsternd durch das Gebüsch, die Wellen ebneten sich und brachen sich seufzend am Ufer; doch der Schlaf wollte nicht kommen, da eine ängstliche Besorgniß, ein Vorgefühl nahender Gefahren, meine Sinne munter erhielt.

Die Nacht wurde nach und nach ganz hell, glänzend spiegelte sich der Mond in den Wellen, aber immer düsterer wurden meine Gedanken, bis ich endlich in einen träumerischen Halbschlummer versank. Da traf plötzlich mein Ohr ein gellender Schrei; ich fühlte einen heftigen Schlag auf meinen Kopf und verlor das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich am Ufer des Flusses und meine Leute um mich beschäftigt. Ich wollte mich erheben, doch ver-

mochte ich es nicht; meine Diener aber erzählten mir, daß ich mit Mühe einem räuberischen Anfall der Bootleute entgangen sei.

Die Schändlichen waren verschwunden. Mein Kopf schmerzte mich heftig, und ich fand eine breite Wunde an demselben, die sie mir beigebracht hatten, um sich meines Gepäcks zu bemächtigen, welches ihre Habsucht gereizt hatte, und um sich zugleich an den verhafteten Engländern zu rächen, welche ihren Kaiser besiegt hatten. Ein Zufall hatte einen meiner Diener erweckt, gerade im Augenblick, als der Steuermann, ein hagerer, abschreckend häßlicher Mann, sich mir leise genähert hatte, während zwei von seinen Kameraden sich meines Gepäcks bemächtigten. Nachdem er sich über mich gebeugt, um sich von meinem Schlummer zu überzeugen, hatte er mir mit einem großen Holzmesser einen Schlag auf den Kopf versetzt; als er ihn aber wiederholen wollte, hatte ihn mein Diener erreicht, und ihm nach einem hartnäckigen Kampfe die Waffe entrißen. Dadurch aber waren auch die Andern aufgeweckt worden, und die Räuber ergriffen die Flucht, indem sie die beiden kleineren mir gehörigen Felleisen mitnahmen. Meine Diener waren in dem Kampfe alle mehr oder weniger verwundet worden.

Welch eine Nacht! Meine Wunde, die unaufhörlich blutete, hatte mich fast zum Tode erschöpft, denn erst am Morgen gelang es meinen Dienern, das Blut mit Tüchern zu stillen. Aber auch der anbrechende Tag brachte uns in keine bessere Lage. Mein Zustand verhinderte mich gänzlich am Gehen, und in der glühenden Sonne, und ohne alle Speise fanden wir nur im vorbeirauschenden Strom eine kleine Hoffnung auf Hülfe, wenn die Schiffe der Armee bald herabkämen. Stunde auf Stunde verging, der Tag neigte sich, und noch immer zeigte sich keine Hülfe. Endlich erschien ein Dampfboot in der Ferne! Wir befestigten eilig ein Tuch an ein Ruder und ließen es auf dem höchsten Punkt des Ufers wehen. Doch unser Zei-

hen wurden nicht bemerkt; das Boot ging vorüber, und die Nacht senkte sich leise auf uns herab. Die ganze Natur schien schweigend sich zur Ruhe zu neigen, und in gleichem Maße schwand in uns alle Hoffnung auf Rettung dahin. Plötzlich aber rief mein alter Sipahi: „Bei Allah! Seht, Herr!“ Ein Ruderboot kam den Strom herab, sah unser Zeichen und schickte einen Rachen zu uns, in dem ich zu meiner nicht geringen Freude einen mir befreundeten Offizier erblickte.

Auf dem Schiff wurde sogleich meine Wunde verbunden und ich nebst meinen Dienern aufs beste verpflegt.

#### XIV.

### Die Mission.

Der Graf Castelnau, welcher vor einigen Jahren das Innere der nordamerikanischen Freistaaten bereist und sich namentlich längere Zeit unter den Indianerstämmen im Süden des oberen, Michigan- und Huronen-Sees aufgehalten hat, erzählt Folgendes:

Ich hatte seit zwei Tagen das Fort Howard und die Niederlassung an der großen grünen Bai verlassen, um eine Anzahl Indianer auf einen Jagdzug in das Gebiet der Menemonier zu begleiten. Ein leichter Kahn von Baumrinde, welchen die indianischen Weiber mit großer Geschicklichkeit regierten, trug uns durch dieses unermeßliche Bassin, das ohne Zweifel seinen Namen von der großen Menge Kräuter und Wasserpflanzen erhalten hat, die seine Oberfläche bedecken. Als wir an der Mündung des Flusses angekommen waren, zogen wir unser gebrechliches Fahrzeug ans Land und eilten in den Wald, getrieben durch den doppelten Sporn der Liebe zur Jagd und des Hungers; bei mir aber kam noch der lebhafteste Wunsch hinzu, die noch so wenig gekannten Natur-Produkte dieser Einöde zu studiren.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, den meine indianischen Reisegefährten darboten. Ihre dunkelrothe Haut wurde nur hier und da durch eine einfache Hülle verdeckt; ihre Beine waren in eine



Art von Kamaschen von scharlachrothem Tuch, die bis über die Kniee hinaufreichten, und in Schuhe oder Stiefel von Damhirschleder gehüllt; auf dem Kopfe trugen sie eine Adlerfeder oder ein Büschel von langen Haaren des Elenthieres; ihre Gesichter aber waren mit Zinnober bemalt und ihre Arme mit Ringen von Silber oder Kupfer geschmückt. Alle hatten den langen Karabiner, der jetzt bei den meisten Indianern den minder furchtbaren Bogen ihrer Väter ersetzt; an ihrer Seite hing ein langes Messer oder ein Tomahawk; dieser letztere, der ihnen zugleich zur Pfeife dient, ist das kostbarste Werkzeug in den Augen des Wilden und auch diejenige Waffe, von der er sich niemals trennt. Eine große Menge Hunde von abstoßendem Ansehen vervollständigte den Jagdzug. Bald sahen wir einen Damhirsch, und sogleich stürzten sich meine kupferfarbenen Gefährten mit Blitzesschnelligkeit durch das dichte Gebüsch, bald durch Sümpfe, bald durch Gesträuch schlangenartig sich windend; und sie hielten erst in dem Augenblick an, als zwei Schüsse, denen jedesmal ein langes Kriegsgeschrei folgte, mir verkündigten, daß ihre Geschicklichkeit mit Erfolg gekrönt und unser Frühstück gesichert war. Ein großes Feuer wurde in wenigen Augenblicken angezündet und bald ein Viertel von dem Wild mit mehr Appetit und Frohsinn verzehrt, als sich bei manchem glänzenden Festmahl findet. Ein großer, grauer Wolf fiel noch als Opfer der Geschicklichkeit meiner Rothhäute, und gegen Mittag streckten wir uns im Schatten aus und genossen die ganze Süßigkeit eines tiefen Schlafs.

Bei meinem Erwachen wurde ich auf die unangenehmste Weise überrascht, indem ich mich allein sah; meine Reisegefährten, hingerrissen von ihrer Leidenschaft für die Jagd, waren fort, angezogen ohne Zweifel durch die Entdeckung irgend eines Wildes. Ich dachte, daß sie bald wieder erscheinen würden, und fing an, die schönen Blumen zu pflücken, welche die Erde bedeckten und, aus dem dichten

Moos hervorstehend, ihr das Ansehn eines kostbaren Teppichs gaben. Inzwischen sah ich, nicht ohne einige Unruhe und Ungebuld, die Sonne sich hinter den Gipfeln der Bäume verbergen, und ich fühlte, wie einsam und verlassen ich war. Ich muß bekennen, daß ich mich, obgleich ich an die Wälder gewöhnt war, doch einer unbestimmten Furcht nicht erwehren konnte, und ich entschloß mich daher, den Rest des Tages dazu anzuwenden, daß ich, wo möglich, den Ort wieder zu erreichen suchte, wo wir unsere Canots gelassen hatten; aber ohne Compaß und ohne den Beistand der Sonne hatte ich wenig Hoffnung, daß mir dies gelingen würde. Ich orientirte mich inzwischen so gut wie möglich, und schritt dann so rasch vorwärts, als die dichte Vegetation des Urwaldes es gestattete. Jeden Augenblick hielten umgestürzte Bäume oder tiefe Sümpfe, welche ich umgehen mußte, meinen Marsch dermaßen auf, daß ich bald die Hoffnung aufgeben mußte, die Küste vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Endlich nöthigte mich die Besorgniß, daß ich eine falsche Richtung einschlagen könnte, die Nacht am Fuße eines mächtigen Ahornbaumes zuzubringen. Mein Mißgeschick war mir besonders deßhalb unangenehm, da ich gehört hatte, daß eine ansteckende Krankheit in diesen Gegenden ausgebrochen sei, und daß, wenn man sich der Feuchtigkeit der Nacht aussetze, man leicht von der Krankheit befallen werde. Ich war in mancherlei unangenehme Gedanken versunken, als ein entferntes Geräusch an mein Ohr drang. Meine Aufmerksamkeit verdoppelnd, unterschied ich bald deutlich den Schall einer Glocke, und eilte der Gegend zu, aus der dieser willkommene Ton kam.

Nach einer Viertelstunde gelangte ich an eine helle Stelle im Walde, und erblickte mit Freuden ein kleines indianisches Dorf, das aus etwa einem Duzend Wigwams bestand, in deren Mitte sich eine Hütte von Holz erhob, vor deren Thür ein aus zwei Baumzweigen gebildetes Kreuz aufgestellt war. In geringer Entfernung

knieeten mehrere Personen, und als ich mich dieser Gruppe näherte, sah ich einen Greis im Priestergewande; eine vor seinen Füßen befindliche Höhlung belehrte mich, daß er eine sterbliche Hülle der Erde wiedergab, und eine der heiligsten Pflichten seines erhabenen Berufes erfüllte. Ich entblößte mein Haupt und kniete vor dem Leichnam nieder, den die Erde uns bald entzog, und als der letzte Segen gesprochen war, wendete sich der Missionär zu mir und sagte: „Wer Du auch seist, Fremdling, sei mir willkommen!“ Ich drückte mit Ehrfurcht die Hand, die er mir als Zeichen der Gastfreundschaft reichte, und nach einer Unterhaltung von einigen Minuten entgegnete er auf meine Bemerkung, daß mir die Existenz einer katholischen Mission in diesen Gegenden unbekannt sei: „Mein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist das östliche Ufer des Michigan-Sees, wo ich mich bemühe, die Ottowas zu bekehren. Da ich aber gehört hatte, daß eine in diesen Gegenden bisher unbekannte Krankheit unter den Menemoniern ausgebrochen wäre, so habe ich mich eilig auf meinem Canot eingeschifft und mit Vertrauen auf den göttlichen Schutz mich den stürmischen Wellen übergeben. Die Ueberfahrt war lang und beschwerlich und meine Ungeduld groß; ich fürchtete, zu spät zu kommen. Du hast so eben einem der Auftritte beigewohnt, die jeden Augenblick meine Seele betrüben; aber diesmal gewährt mir der Himmel einen großen Trost, denn die, welche starb, war eine Christin und rein, wie die Rose des Waldes. Sollen wir aber nicht diejenigen glücklich schätzen, denen die Tugend im Tode zum Leichentuche dient?“

Wie viele ernste und traurige Betrachtungen erweckten die Worte des Greises in meinem Herzen! Der Tod ist schrecklich unter allen Umständen, denn er trennt uns von dem Theuersten, was wir haben; aber er ist zu ertragen, wenn er einen Menschen dahinträgt, der, gebeugt von der Last der Jahre, nach einem bewegten Leben der

Natur den unerläßlichen Zoll bezahlt, oder wenn er einem Leben ein Ende macht, das nur reich war an Elend und Kummer; er kann selbst dem edlen Krieger erwünscht sein, der sich glücklich schätzt, sich für sein geliebtes Vaterland aufopfern zu können. Aber ein junges Mädchen sterben sehen, das zarte Roth ihrer Wangen der Blässe des Marmors weichen sehen, das hat etwas Herzerreißendes und füllt unsere Seele mit einer Bitterkeit tiefer Trauer.

Als der fromme Missionär sah, wie sehr ich gerührt war, sagte er zu mir: „Komm, mein Sohn, in meine ländliche Hütte! Sie ist nur aus einigen Baumstämmen gezimmert, aber eine offene und herzliche Gastfreiheit soll Dich entschädigen, so weit dieses bei meiner äußersten Armuth möglich ist.“ Der ehrwürdige Greis sprach von seiner Armuth, und mir erschien er so übermäßig reich, da er mit allen Tugenden geziert war, die wir an Menschen bewundern!

Ein Kuchen von Maïs und einige im Walde gesammelte Beeren wurden auf einem aus rohem Holz gezimmerten Tische aufgetragen; aber der Anblick der todten Jungfrau hatte mir alle Eflust geraubt. Der Priester erzählte mir darauf folgendes: „Diejenige, welche Du hast der Erde wiedergeben sehen, war die sechzehnjährige Tochter eines Häuptlings, und wegen ihrer Schönheit unter allen Indianerstämmen des Westens berühmt. Sie hatte ihren Vater im letzten Herbst zu einer großen Fischerei nach einer der Inselgruppen des Michigan-Sees begleitet. Eines Tages entdeckte sie, als sie in ihrem Kahn von Baumrinde, den sie mit Geschicklichkeit zu führen wußte, in der Mitte des kleinen Archipelagus umherfuhr, einen jungen Menschen, der, blaß und sich mit Mühe fortschleppend, sie mit fast erkochener Stimme anrief und ihr sagte, daß er von der Nation der Chipoways sei, und daß er von einem der in diesen Gewässern so häufigen Stürme auf ein Inselchen geworfen worden sei, das halb vom Wasser des Sees bedeckt wäre; er sei allein dem Tode

entronnen, und habe sich, von Hunger erschöpft, in seine Decke gehüllt und den Todtengefang angestimmt, eben als er die indianische Jungfrau gewahrt."

"Eine leichte Röthe überflog die dunkeln Wangen des Mädchens; sie nahm den Jüngling in ihr leichtes Fahrzeug, und bot ihm Aehren von Mais uns Reis, über welche er mit Begierde herfiel. Als der junge Chipoway vor den Vater seiner Retterin trat, sagte er: „Ich habe durch den Sturm diejenigen verloren, welche mir das Leben gaben; indem er mich mit den Deinigen vereinigt, deutet der große Geist mir an, sein Wille sei, daß ich Dir folge und eins Deiner Kinder werde.“ Der alte Häuptling empfing ihn mit Güte, und unmittelbar nach seiner Rückkehr in die grüne Bai berief er eine Versammlung der Häuptlinge seines Stammes und meldete ihnen, daß der Adler einen Sohn erhalten habe. Von da an wurde der junge Mann einer der Krieger der Nation, und es wurde ihm erlaubt, seiner Retterin die Huldigung seiner Liebe darzubringen. Jeden Morgen beim Aufgang der Sonne, und jeden Abend bei ihrem Untergange sah man sie Beide vor ihrem Wigwam sitzen, ihn in rothen Stiefeln, sie in blauen Schuhen, der indianischen Flöte ihre drei ernsten und monotonen Klänge entlockend, und wenn die schöne Dämmerung dieser Regionen ihr sanftes Grau über die umgebenden Wälder verbreitet hatte, so lustwandelten sie am Ufer des Sees, und Alle, die sie sahen, freuten sich über das liebliche Paar. Dann glänzte die Jungfrau in ihrem schönsten Schmucke; ihre Haare, schwarz wie Ebenholz, auf der Stirn gescheitelt, wurden von einem prächtig gearbeiteten, mit Perlen besetzten Kamm zusammengehalten; ihr Kleid war geziert mit den Spitzen des Stachelschweins; ihre Beine waren mit rothem Tuch bekleidet, ihre Arme mit metallenen Ringen geschmückt; ein großes Stück scharlachrother Leinwand diente

ihr zum Mantel und umhüllte sie so, daß es alle Umrisse des schlanken und doch kräftigen Wuchses sehen ließ.“

„Freude und Glück beherrschten so die beiden jungen Leute, die einander so würdig waren. Nach einigen Monaten suchte der junge Mann den Vater seiner Geliebten mit leichtem Herzen und heiterer Stirn auf, zeigte ihm seine Flinte, sein Canot und die Matten seines Wigwams, und bat um die Hand seiner Braut, indem er mit Stolz bewies, daß er reich genug sei, um ihr ein sorgenfreies Leben zu verschaffen. Aber an demselben Tage brach die grauenhafte Seuche aus, die jetzt diesen unglücklichen Stamm schon zur Hälfte aufgerieben hat. Es wurde sogleich beschlossen, daß die Familie sich in den nahgelegenen Wäldern bergen sollte, um dem gefährlichen Feinde zu entfliehen, und die Abreise auf den folgenden Morgen festgesetzt.“

„Am demselben Morgen wurde das Mädchen von einem heftigen Uebelbefinden befallen, und nach wenigen Stunden war nichts mehr von ihr übrig, als die irdische Hülle; die Seele war entflohen und ruhte in Gott. Das, mein Sohn, ist die einfache Geschichte dieser Liebe der Wüste.“

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Greises. Wir schwiegen einen Augenblick; dann legten wir uns auf die bereiteten Binsmatten nieder. Aber der Schlaf zögerte lange, ehe er mich in ein glückliches Vergessen wiegte, und immer wieder hörte ich die Gebete, die der fromme Priester für diese Kinder der Natur zum Himmel sendete.

Mit Tagesanbruch stand ich auf; der Greis war schon fort. Indem ich zum Grabe des jungen Mädchens ging, fand ich ihn knieend und so in Nachdenken verloren, daß er meine Annäherung nicht gewahrte. Als ich meine Augen auf das kleine Kreuz richtete, dieses einfache und rührende Denkmal, welches am Tage vorher in wenigen Augenblicken zum Andenken an die verstorbene Jungfrau,

welche die noch feuchte Erde bedeckte, errichtet worden war, erblickte ich mit Entsetzen neben demselben die Leiche eines mit schwarzen Pestbeulen bedeckten Menschen. Es war der verwaisste Bräutigam. Er hatte sich während der Nacht, als er fühlte, daß sein Ende herannahte, zum Grabe seiner Geliebten geschleppt, und die Erde mit schon halb erstarrten Händen aufgewühlt, um noch einmal die eisige Hand des Mädchens an sein Herz zu drücken. So hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht.

Während der Nacht waren auch meine Gefährten in der Mission angekommen, nachdem sie mich lange vergebens gesucht hatten. In ihrer Begleitung kehrte ich sofort nach der grünen Bai zurück.

XV.

D v e r t o n .

Vor etwa vierzig Jahren hatte sich ein spanischer Handelsmann unter einem räuberischen Indianerstamm im Westen des Missouri-Stromes niedergelassen. Er hatte eine indianische Frau genommen, und lebte hier ganz gemächlich, denn er bezahlte keine Steuern und erhielt, indem er an allen Raubzügen des Stammes theilnahm, stets den ihm gebührenden Antheil an der Beute. Auf einem solchen Streifzuge wurde er indessen von den Amerikanern ergriffen und aufgehängt; die Indianer bemächtigten sich des nicht unbedeutenden Vermögens, das er hinterließ, und jagten seine Wittve und ihren Sprößling fort. Sie traf auf ihrer Wanderung einen canadischen Viberfänger, der sie zum Weibe nahm und dem jungen Mischling die englische und französische Sprache lehrte. Einige Jahre darauf starb das Weib; der Canadier aber, des Lebens in der Wüste überdrüssig, kehrte in die Niederlassungen der Europäer zurück und nahm den jungen Halbblütling, den er lieb gewonnen hatte, mit sich. Dieser aber schlug ihn unterwegs todt, bemächtigte sich seines Pferdes und seiner Flinte, und ging zu den Indianern zurück, denen er bei ihren Handelsgeschäften mit den Weißen als Dolmetscher diente. Wegen seines unskäten Lebens erhielt er von den Wilden den Namen Dverton.



Dverton machte sich bald durch Betrügereien, Mordthaten und Räubereien so bekannt, daß die Regierung der nordamerikanischen Freistaaten einen Preis auf seinen Kopf setzte; aber er wußte lange Zeit allen Nachstellungen zu entgehen. Er trieb sich darauf mehrere Jahre bei den westlichen Indianerstämmen umher; da er aber auch hier mehrere Schandthaten beging, so mußte er in das Mexikanische Gebiet fliehen, wo er in Begleitung mehrerer gleichgesinn- ten Genossen sein Räuberleben fortsetzte. Er verfuhr dabei mit sol- cher Wildheit und Grausamkeit, daß er bald der Schrecken des gan- zen Gebirgslandes wurde. Endlich wurde auch hier ein bedeutender Preis auf seinen Kopf gesetzt, so daß der Glende nun keinen Zu- fluchtsort mehr hatte. Die Wilden hatten geschworen, ihn zu skal- piren, sobald sie ihn in ihre Gewalt bekämen; die Engländer er- klärten, sie würden ihn aufknüpfen; die Mexikaner aber wollten ihn auf die indianische Folter spannen. Unter diesen Umständen faßte Dverton den Entschluß, sich eine Zeit lang zu verbergen. Zwei Jahre lang hörte man nichts von ihm, bis eines Tags ein Trupp Indianer auf der Rückkehr von einem Kriegszuge einen Mann zu Pferde erblickten. Sie erkannten in dem Reitenden den Räuber Dverton, und machten unverzüglich Jagd auf ihn.

Die Jagd währte lange. Dverton ritt ein kräftiges, edles Pferd, aber der Boden war gebrochen und uneben. Daher war der Fliehende nicht im Stande, dem Gesichtskreis seiner Verfolger zu entkommen. Indessen erreichte er eine mit schönen Fichten- bäumen bedeckte Ebene, und hielt sich für gerettet, weil er wußte, daß er jenseits des Gehölzes eine lange, viele Meilen weit sich ausdehnende Hochebene finden würde. Hier lag es in seiner Macht, seine Verfolger weit hinter sich zu lassen und endlich zu entkom- men; denn sein Pferd war größer und kräftiger, als die der In-

dianer. Hin flog er mit der Geschwindigkeit des Blüthes, während das furchtbare Geschrei seiner Feinde immer noch in seinen Ohren gellte. Er spornte sein bereits mit Schaum bedecktes Ross, sprengte auf die Ebene und erblickte zu seinem Schrecken zwischen sich und dem Thal eine furchtbare Kluft, welche fünf und zwanzig Fuß breit und zweihundert Fuß tief war, und deren Ränder aus spitzen Felsenzacken bestanden. Was sollte er thun? Sein Pferd weigerte sich, den Sprung zu machen, und immer näher drangen die Stimmen der Indianer, die sich gegenseitig zur Verfolgung anfeuerten.

Am Rande des Abgrundes lag ein großer, hohler Baumstamm, der, wahrscheinlich in der Absicht, eine Brücke über die Kluft zu machen, hierher geschleppt worden war. Overton stieg ab, führte sein Pferd bis an den Rand der Kluft, und stachelte es mit dem Messer.

Das edle Thier sprang, aber seine Kraft war zu sehr geschwächt, als daß es den jenseitigen Boden hätte erreichen können; nur seine Brust berührte den entgegengesetzten Rand, und es stürzte von Klippe zu Klippe tief in den Abgrund. Sodann kroch der Flüchtling zu dem Baumstamm und verbarg sich unter demselben, in der Hoffnung dadurch seinen grimmigen Feinden zu entkommen. Er täuschte sich; denn man hatte ihn in diesem Augenblicke gesehen. Die Wilden sprengten aus dem Wald hervor, und wenige Minuten brachten sie zu dem Baumstamm. Ihrer Beute gewiß, wollten sie ihn noch einen langen Todeskampf erdulden lassen, und stellten sich, als ob sie nicht wüßten, wo er wäre.

„Er ist hinüber gesprungen,“ sagte der Eine; „ein wahrer Panthersprung! Wollen wir zurückkehren, oder uns hier lagern?“

Die Indianer kamen mit einander überein, kurze Zeit zu rasten, und begannen ein Gespräch. Einer schwur, sollte er Overton bekommen, so würde er ihn langsam am Feuer braten lassen. Ein Anderer sprach von rothglühendem Eisen, um ihn bis auf die Kno-

hen zu brennen. Keine Marter blieb unerwähnt, so daß der Elende gräßliche Qualen erduldet.

„Seine Kopfhaut ist hundert Dollars werth,“ sagte wieder Einer.

„Wir werden sie schon eines Tages bekommen,“ erwiderte ein Anderer. „Aber da wir nun einmal hier sind, so wäre es das Beste, wenn wir uns lagerten und ein Feuer anzündeten. Hier ist ein Block!“

Overton sah nun ein, daß er verloren war. Unter dem Block hervor warf er einen Blick umher. Da standen die grimmigen Krieger, den Bogen in der Hand und bereit, ihn bei der ersten Bewegung zu tödten. Er begriff, daß die Wilden ein grausames Spiel mit ihm getrieben hatten und sich an seiner Seelenangst weideten. Obgleich ein Schurke, war Overton doch zugleich muthig; auch hatte er zu viel Indianer-Blut in seinen Adern, als daß er nicht seine Feinde zu täuschen gesucht hätte. Er beschloß, sich verbrennen zu lassen, und dadurch das Vergnügen seiner Verfolger zu vereiteln. Unererschrocken und mit heiterer Stirn zu sterben, ist des Indianers größter Ruhm, und unter den qualvollsten Martern wird nur selten ein Wilder seinen körperlichen Leiden nachgeben.

Blätter und getrocknete Reiser umgaben und bedeckten bald den Baumstamm; man legte Feuer an, und die Wilden standen schweigend um die Flamme, aber Overton hatte zu viel auf seine Stärke gebaut. Sein Blut war nur halb indianisch, und als das Feuer seine Kleider ergriff, so konnte er es nicht länger aushalten. Er sprang unter dem Feuer hervor, und lief zweimal im Kreise seiner Feiniger umher. Sie blieben still wie das Grab, nicht eine Waffe war gegen ihn gerichtet: da drang Overton plötzlich mit der Energie der Verzweiflung durch den Kreis und machte den furchtbaren Sprung über die Kluft. So unglaublich es scheinen mag, er übersprang sie um mehr als zwei Fuß; ein Schrei der Bewunderung drang aus dem Haufen der Wilden hervor; aber Overton war so erschöpft,

daß er sich nicht auf seinen Füßen zu halten vermochte, sondern langsam rückwärts niederfiel und in den furchtbaren Abgrund hinabstürzte. Seine Verfolger legten sich auf die Brust, um hinab zu schauen — denn die Schlucht war so gräßlich, daß sie Allen Schwindel erregte — und sie sahen ihr Opfer von Fels zu Fels hinabrollen, bis Alles in Dunkelheit begraben lag.

Hätte er auf der andern Seite der Klust festen Fuß gefaßt, so wäre er gerettet gewesen; denn eine kühne That erregt stets in dem Grade die Bewunderung der Wilden, daß sie es in diesem Augenblick verschmäh't haben würden, von ihren Pfeilen Gebrauch zu machen.

## XVI.

### Tigerjagden und Belustigungen der Javanen.

---

Wenige Tage nach meiner Ankunft auf der Insel Java erhielt mein Gastfreund eine Einladung zur Tigerjagd. Mit Freuden nahm ich seinen Vorschlag an, auch meinerseits an der Jagd Theil zu nehmen.

Der Tiger kommt auf Java in mehreren Spielarten vor und ist auch der Zahl nach sehr verbreitet. Die gewöhnlichsten Arten sind der Königstiger und der Leopard; von letzterem ist der schwarze Tiger eine seltene Abart. Bisweilen findet man nämlich in dem Neste einer getödteten Tigerin neben gefleckten Leoparden auch einen schwarzen Tiger. So lange dieser noch jung ist, erkennt man auf seinem Fell dieselbe Zeichnung, welche jener hat; später aber wird die Haut gleichmäßig schwarz. Im Innern des Landes kommen alljährlich zahllose Unglücksfälle vor, welche durch dieses blutdürstige Thier veranlaßt werden. In der Nähe der großen europäischen Niederlassungen sind die Tiger seltener, weil sie sich gern von vollreichen, belebten Plätzen zurückziehen und sich in das Dunkel der Wälder verkriechen. Zeigen sich jedoch die blutigen Spuren, welche

stets die Anwesenheit dieses Raubthiers zu erkennen geben, so wird sogleich der Obrigkeit Anzeige gemacht, welche dann gewöhnlich eine große Jagd veranstaltet. Doch werden durch diese Jagden verhältnißmäßig nur wenig Thiere getödtet.

Man nimmt an, daß auf Java jährlich über dreihundert Menschen eine Beute der Tiger werden. Das Gouvernement hat daher eine Prämie auf das Erlegen derselben gesetzt, um sie auf diese Weise allmählich auszurotten. Obgleich aber viele erlegt werden, so reicht dies doch immer noch nicht hin, um die Zahl der Opfer bedeutend zu verringern. Die Javanen tragen selbst die Schuld hiervon. Sie hegen nämlich eine abergläubische Ehrfurcht vor diesem blutdürstigen Feind, und vereinigen sich häufig dörferweise, um den Tigern, welche sich in ihrer Nachbarschaft befinden, an diejenigen Plätze, welche diese gewöhnlich besuchen, Nahrungsmittel hinzutragen. Durch diesen freiwilligen Tribut hoffen sie nämlich den Feind abzuhalten. Kurz vor meiner Ankunft war wieder eine Javanin in der Nähe der Hauptstadt von einem Tiger zerrissen worden, und in Folge dieses Ereignisses wurde die oben erwähnte Jagd veranstaltet.

Am folgenden Tage setzten wir uns vor Sonnenaufgang zu Pferde, um zur rechten Zeit an den bezeichneten Sammelplatz zu gelangen. Zwei Stunden später waren wir an dem Orte unserer Bestimmung. Die Sonne hatte bereits Alles mit einem blendenden Firniß überzogen. Vor uns lag ein kleiner Wald, welcher größtentheils aus dichtem, niedrigem Krüppelholze bestand; hier war es, wo der Tiger sein Lager haben sollte. Als mehrere hundert Europäer und Javanen versammelt waren, stellten wir uns zur Jagd auf. Ungefähr zwanzig Schritte vor dem Saum des Waldes standen wir Europäer mit unsern Kugelbüchsen, von zwölf zu zwölf Schritten ein Mann, und umgaben so in einem Halbbogen den Wald. Hinter uns zog sich eine Kette von mehreren Hundert Javanen her, welche

mit langen Lanzen mit flammenförmiger Spitze, mit Dolchen und kurzen Schwertern bewaffnet waren. Sie sollten den Tiger, im Fall er durch unsere Reihen hindurchbräche, auf ihre Weise tödten. Da die Eingebornen, welche nicht im Militärdienste sind, in dem Gebrauch des Feuerwephrs keine Übung besitzen, so läßt man ihnen lieber ihre eigenthümliche Bewaffnung, um die Gefahren, welche das unvorsichtige Umgehen mit Feuerwaffen veranlassen könnte, zu vermeiden. Von der uns entgegengesetzten Seite zog uns eine Menge inländischer Musikanten mit Trommeln, Pauken, Triangeln und Trompeten entgegen, um durch ihr entsetzliches Geräusch den Tiger von seinem Lager aufzuschrecken und uns zuzutreiben. Wir standen schußfertig und mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Walde hinblickend. Schon hörten wir das Toben der Instrumente näher und immer näher kommen, schon sah ich in meinem Geiste das blutdürstige Ungeheum in Bogensätzen hervorspringen und wünschte, daß es mir schußgerecht kommen möchte; aber er erschien nicht, und endlich standen die javanischen Treiber vor uns. Während ich misanthropisch über die vergebliche Jagd zu meinem linken Nebenmann gehen will, höre ich, wie mein Nachbar von der andern Seite einen Javanen herbeiruft und ihm befiehlt, mit seiner Lanze in einen Busch zu stoßen, welcher rechts von mir zwischen dem Wäldchen und unserer Linie lag und etwa vier Fuß im Durchmesser hatte. Unmöglich, dachte ich, kann hier das Raubthier liegen, und wendete mich wieder zu meinem Freunde. Kaum hatte ich mit diesem einige Worte gewechselt, als ich hinter mir ein seltsames Geräusch hörte. Schnell blickte ich mich um. Der Javane stand vor dem eben beschriebenen Busche, mit beiden Armen einen Tiger haltend. Schüsse, Dolche, Lanzen durchbohrten schon das Thier, während dem Javanen ein breiter Blutstrom über das Gesicht floss, welches völlig zerrissen zu sein schien. Krampshaft hielt er noch immer das Thier, welches eben verendete,

und ließ es erst dann los, als wir es seinen Händen entriffen. Die Wunden waren jedoch nicht so bedeutend, als ich erst gefürchtet hatte; nur ein Stück der Hirnhaut war zerrissen und die Nase an der Wurzel etwas verletzt. Noch immer stand der Javane stumm und sprachlos, und wurde erst dann wieder wie neu belebt, als ihm ein Beamter versicherte, daß er die gewöhnliche Prämie für das Erlegen eines Tigers, nämlich zehn spanische Thaler, erhalten würde.

Die Javanen treiben gewöhnlich die Tigerjagd auf eine andere Art. Sie graben eine Grube, in welche sie eine Ziege setzen, und befestigen über der Oeffnung eine Fallthüre, die sich durch die Bewegung, welche der Tiger durch den Sprung in die Falle hervorbringt, in das Gleichgewicht setzt und dem Raubthier den Rückweg abschneidet. Hat man es auf diese Weise gefangen, so wird es mit spitzen Bambusstäben getödtet, oder auch in eine Schlinge genommen und in einen starken Holzkäfig gebracht, um zu einem der beliebtesten Schauspiele der Javanen, zum Kampfe mit dem Büffel, zu dienen. Der javanische Büffel hat eine außerordentliche Größe, einen kurzen, dichten Pelz und abstehende, über zwei Fuß lange Hörner. Seine Farbe ist schmutzig blauschwarz, selten weiß.

Um die beiden Thiere mit einander kämpfen zu lassen, richtet man einen Platz vor, welcher zwanzig bis dreißig Schritt im Durchmesser hat und rundum mit starken Pallasfaden eingefast ist. Hinter diesen Pallasfaden stehen Javanen mit Lanzen bewaffnet, um den Tiger für den Fall, daß er Sieger bleibt, nicht entkommen zu lassen. Nachdem zuerst der Büffel in den Kampfplatz geführt ist, öffnet ein Javane, gewöhnlich ein Häuptling, den Käfig des Tigers, welchem er sich, nach inländischer Musik tanzend, genähert hat, und kehrt mit denselben Bewegungen, die Augen fortwährend auf den Tiger richtend, zurück. Nächstlich tritt der Tiger hervor, denn er kennt seinen



wüthenden und starken Gegner. Zuerst umschleicht er den Kampfplatz, seinem Feinde ausweichend und eine günstige Gelegenheit suchend, um auf den Nacken oder den Kopf des Büffels zu springen, welcher fast immer der Angreifer ist und mit schrecklichem Gebrüll auf den Tiger losstürzt. Endlich hat dieser den günstigen Augenblick gefunden, und schlägt seine langen Krallen in den Kopf und Nacken seines Feindes. Der Büffel preßt ihn wüthend an die Pallasaden, und unter lautem, gellendem Gebrüll läßt der Tiger los. Jetzt weicht er dem Kampfe noch ängstlicher aus, als zuvor; aber wüthend verfolgt ihn der Büffel, bis er ihn mit den spitzen Hörnern durchbohrt oder ihn durch den Druck gegen die Pallasaden zerschmettert hat.

Oft ereignet es sich, daß der Tiger nach dem ersten Anfall allen wüthenden Angriffen des Büffels ausweicht und sich einem neuen Kampfe durchaus zu entziehen sucht. Die Javanen stacheln ihn dann mit spitzen Stöcken, begießen ihn mit siedendem Wasser oder werfen brennendes Stroh auf seinen Kopf, bis er, außer sich vor Wuth und Verzweiflung, sich von neuem auf seinen Feind wirft und der Stärke desselben erliegt. Selten bebt der Büffel vor dem Kampfe zurück; in diesem Fall wird er durch ähnliche Mittel angespornt. Auch bleibt er fast immer Sieger; slegt jedoch der Tiger, so wird er auf eine andere Weise getödtet. Ein Kreis von hundert Eingeboren umgiebt ihn dann und hegt ihn, bis er einen Sprung wagt, um die Reihen seiner Quäler zu durchbrechen. Nach langem Zaudern versucht er endlich verzweiflungsvoll brüllend den wilden Satz, und findet den Tod auf der Lanze eines Javanen. Die Uebung der letztern in dieser Art der Jagd ist so groß, daß der Tiger immer auf diese Weise getödtet wird.

Wie wenig auch der Javane an persönlichem Muth in Schlachten dem Europäer gleichkommt, so ist er doch dem Tiger gegenüber

tapfer, unerschrocken und bewunderungswürdig kaltblütig. Unzählige Beispiele beweisen dies. Von den vielen, welche mir bekannt geworden sind, theile ich nur folgendes mit. Ein Javane war wegen einer Missethat von dem Sultan von Java verurtheilt worden, mit einem Königstiger, dessen Wuth durch Hunger und künstliche Reizungen aufs höchste gesteigert war, um sein Leben zu kämpfen. Die einzige Waffe, welche ihm die Strenge des Gesetzes zugestand, war ein Dolch, dessen Spitze jedoch abgebrochen war. Mit ruhiger Entschlossenheit trat er in den engen Kampfplatz, nachdem er vorher den linken Arm mit seinem Kopfschuch unwunden hatte. Sein kalter, drohender Blick fixirte den Tiger. Dieser sprang hungrig und grimmig auf sein Opfer zu, aber der Javane stieß ihm mit Kraft und Entschlossenheit die linke Faust in den geöffneten Rachen, während er ihm zugleich mit der scharfen Schneide seines der Spitze beraubten Dolches den Bauch bis an das Herz hin aufschlitzte. Nach einer Minute des Kampfes lag der Tiger in seinem Blute todt zu Füßen des Javanen. Der Fürst verzieh nicht allein dem Sträfling seine Missethat, sondern erhob ihn auch seiner Tapferkeit wegen in den Adelsstand.

Auffallend ist es, daß der Tiger auf Java selten oder nie einen Europäer anfällt. Obgleich man sehr häufig hört, daß Eingeborne von ihm zerrissen werden, so erinnert sich doch Niemand, daß je ein Europäer von ihm angefallen worden wäre. Den Javanen ist dies wohl bekannt; sie behaupten sogar, daß, wenn sich mehrere Europäer, unter welchen sich nur ein Eingeborner befände, in gleicher Weise dem Tiger näherten, immer nur der Eingeborne sein Opfer sein würde. Viele und auffallende Beispiele sollen dies bestätigen. Zum Theil mag dies dadurch erklärt werden, daß die Europäer größtentheils an der Küste in großen Ansiedelungen leben und dadurch den Angriffen der Tiger weniger ausgesetzt sind. Viel-

leicht werden diese auch durch den eigenthümlichen Geruch der Javanen gereizt, welche sich täglich mit Kokosnußöl einreiben. Die erwähnte Thatsache hat übrigens in Java zu dem merkwürdigen Glauben Veranlassung gegeben, daß die Seelen der verstorbenen Europäer in den Tiger übergehen. Dieser Aberglaube beweist hinlänglich, von welcher Art die erste Bekanntschaft war, welche dieses harmlose Volk mit den Europäern machte, und redet deutlicher als viele Blätter in dem Buche der Geschichte, welche mit dem Blute jener unschuldigen Eingebornen beschrieben sind.

Bei meinem Aufenthalt in Java hatte ich vielfältige Gelegenheit, zu sehen, wie beliebt Thierkämpfe aller Art unter den Eingebornen sind. Bei dem Anschauen derselben vertauscht der Javane den ruhigen Ernst und das feierliche Stillschweigen, welches ihn sonst charakterisirt, mit der lauten, leidenschaftlichen Aufmerksamkeit eines wilden Knaben. Besonders ist der Hahn wegen seiner Streitsucht und Tapferkeit sein Liebling. Eigenthümer und Zuschauer erhöhen das Interesse, welches ihnen die Hahnenkämpfe gewähren, durch bedeutende Wetten, welche sie auf den Ausgang machen. Die Hähne von Celebes sind besonders berühmt wegen ihres Muthes, und reichere Javanen lassen sie sich deßhalb auch von dorthier kommen. Oft bindet man diesen Thieren einen eisernen Sporn in Form einer Sichel oder Federmesserklänge an, um dadurch den Kampf blutiger zu machen. Jedoch ist dies mehr auf den Molukken als auf Java Sitte, wo man die Hähne nur mit ihren eigenthümlichen Waffen kämpfen läßt. Der Sieger wird häufig durch Gefänge gefeiert. Ein nicht unbedeutender Theil der javanischen Lieder besingt in lächerlicher Weitschweifigkeit solche Hahnenkämpfe. Ofters sah ich ihnen zu, und bewunderte immer die grenzenlose Aufmerksamkeit und Theilnahme der Javanen, welche sich in zwei Parteien theilten, deren eine

dem Sieger ihr lautes Bravo zurief, während die andere den unterliegenden Hahn von neuem zum Kampf zu ermuntern suchte.

Auch läßt man oft zwei Wachteln mit einander kämpfen. Man gebraucht hierzu gewöhnlich die Weibchen, welche größer und tapferer als die Männchen sind. Diese Thiere werden zum Kampf besonders abgerichtet und dann zum Verkauf ausgesetzt. Die ärmern Volksklassen begnügen sich damit, Heuschrecken mit einander kämpfen zu lassen, wobei sie ebenfalls Wetten eingehen. Diese kleinen Thierchen werden zum Kampf angefeuert, indem man sie mit Grassalmen am Kopfe kigelt.

Dieselbe kindische Spielsucht veranlaßt die Javanen auch, papierene Drachen steigen zu lassen. Man sieht oft über einem Dorfe zehn und mehr solcher Drachen stehen. Die Fäden, an welchen sie gehalten werden, sind mit Leim überzogen, unter welchen gestoßenes Glas gemischt ist. Der Sieg wird dadurch entschieden, daß Jeder mit seinem Faden die der andern Drachen zu durchreißen sucht, so daß diese zur Erde niederfallen.

Auch fängt man in Java wilde Schweine mit Schlingen, um sie mit Ziegenböcken kämpfen zu lassen. Es ist dies ein lächerlicher und ganz unschuldiger Kampf, denn das javanische wilde Schwein wird höchstens zwei Fuß hoch, und hat weder die Stärke noch den Muth seiner nordischen Verwandten.

So unschuldig an sich diese kindische Spielsucht auch ist, so artet sie doch in den Hazardspielen zur heftigsten Leidenschaft aus. Des Spiels wegen vergißt der Javane alle Pflichten; er verschwendet oft sein und der Seinigen ganzes Eigenthum in wenigen Stunden, und setzt zuletzt selbst seine Freiheit ein. Vom javanischen Fürsten bis zum Bauern hinab, welcher nur mit Mühe seinen Lebensunterhalt findet, herrscht dieselbe Spielwuth, und sie äußert sich noch mit gleicher Gewalt in dem Mischling, welcher nur zu oft mit den Leiden-

schaften des europäischen Vaters die Laster seiner javanischen Mutter geerbt hat. Wenn man die großen Wege auf Java bereist, so findet man fast immer in der Nähe der Dörfer sowohl bei Tage als bei Nacht Menschen, welche, mit großem Eifer spielend, am Wege liegen. Es ist dies keineswegs nur die Hefe des Volkes, welche man hier erblickt.

Ich will meinen Lesern noch einige Beispiele von Spielsucht mittheilen. Bei einem Javanen, welchen mir mein Diener zu diesem Zweck empfohlen hatte, bestellte ich Cigarren von inländischem Taback, welcher von vorzüglicher Güte ist. Der Javane versprach, mir jeden Tag hundert zu bringen und dafür einen Gulden zu empfangen. Doch er hielt nicht Wort. Bald brachte er mir ein paar Tage hindurch regelmäßig die bedungene Quantität, bald ließ er sich wieder in mehreren Tagen nicht blicken. Da ich, unzufrieden hierüber, meinen Diener nach der Ursache fragte und mich namentlich erkundigte, ob sein Landsmann vielleicht andere Geschäfte habe, so löste mir dieser das Räthsel. Den Ertrag der Cigarren brauchte der Javane, welcher sehr arm war und eine große Familie hatte, zum Spiel; gewann er, so machte er keine Cigarren, sondern verstand sich erst dann wieder zu der leichten Arbeit, wenn er Alles im Spiel verloren hatte.

Bei meiner Abreise von Java schiffte ich mich in Surabaya ein. Ein holländischer Lootse brachte uns aufs Meer hinaus. Da dieser fortwährend trübe und traurig auf dem Verdeck umherschlich, so fragte ihn der Obersteuermann nach dem Grund seiner Verstimmung. Er antwortete, daß ihm seine Frau bei der letzten Abwesenheit sein ganzes schwer erworbenes Vermögen verspielt habe. Er habe den Schlüssel zu dem Koffer unvorsichtigerweise zurückgelassen, und seine Frau habe dies benützt, um ihrer ihm längst bekannten Spielsucht zu genügen. Ich fragte ihn, ob er seine Ehegenossin nicht bessern

könnte; aber statt aller Antwort schüttelte er mit verächtlicher Miene den Kopf.

Ich könnte noch viele ähnliche Beispiele erzählen. Keins aber beweist so sehr, wie wüthend diese Leidenschaft bei den Eingebornen ist, als daß die Kaufleute, welche auf Schiffen, die mit Inländern bemannt sind, kostbare Stoffe, z. B. Gold und Silber, versenden, der Mannschaft Geld zum Spielen geben, um sie hierdurch wachsam zu erhalten und ihre gewöhnliche, gleichgültige Sorglosigkeit zu zerstreuen.

558

## XVII.

### Eine Jagd in Madagascar.

---

Bald nach meiner Ankunft erhielt ich von meinem Gastfreunde eine Einladung zur Eberjagd. Da diese erst am zweiten Tage stattfinden sollte, so beschloßen wir, den nächsten Tag zur Jagd auf Kaimans zu verwenden. Die Malgassen bemerkten uns, daß unsere Bleikugeln an dem Schuppenpanzer dieser Thiere abprallen würden, und zerbrachen einen kleinen Kessel von Gußeisen, dessen Stücke wir in unsere Gewehre laden sollten. Mehrere erfahrene Jäger hatten sich erboten, uns zu begleiten, und sie verschafften uns Piroguen, in denen wir uns bei Tagesanbruch einschifften. Nachdem wir einige Zeit den ziemlich großen Fluß, an dem die Besizung meines Freundes lag, hinauf gefahren waren, kamen wir in einen Seitenarm, dessen Wasser ruhiger war, und aus welchem sich hier und dort große Büschel von Schilf erhoben. Hier verkündigte ein starker Moschusgeruch um uns her die Anwesenheit der Kaimans, und bald sahen wir die Köpfe von einigen solchen Thieren über dem Wasser. Ich wollte darauf schießen, allein meine Gefährten hielten mich ab und baten mich, eine sichrere Beute abzuwarten. Bald zeigten sie mir mehrere, die in der Sonne auf dem Grase schliefen und uns die verwundbarsten Theile ihres Körpers, die Achselhöhle und die Kehle, darboten. Ich schoß nach einem in der Entfernung von zehn bis

Völkergemälde.

zwölf Schritt, und verwundete ihn so, daß er vergebliche Versuche machte, sich ins Wasser zu schleppen; die andern dagegen stürzten sich beim Knall meines Gewehrs schnell hinein, und erschütterten dadurch unsere Piroguen so heftig, daß sich Niemand darin aufrecht erhalten konnte.

Meine Ruderer lenkten nun den Kahn unter Freudengeschrei nach dem verwundeten Kaiman, der noch immer heftig um sich schlug, und näherten sich demselben mit Vorsicht. Nur mit vieler Mühe gelang es ihnen, ihm mit ihren Speeren vollends den Rest zu geben. Das Thier war eins der größten, die ich während meines Aufenthalts in Madagascar sah, denn es hatte vierzehn Fuß Länge.

Der Kaiman greift den Menschen nie bei Tage an. Ich bin später oft auf schwachen Piroguen, die nur einen Menschen fassen konnten, über Flüsse gesetzt, die voll von diesen Thieren waren, und stets bemerkte ich, daß sie bei meinem Anblick entflohen. Als ich einmal mit Ochsen reiste, raubten sie mir einige derselben; aber diese Unfälle hatten stets in der Nacht statt. Der Kaiman verzehrt nie seine Beute im Wasser. Wenn er sie gefaßt hat, hält er sie über dem Wasser und taucht sie von Zeit zu Zeit unter, um sie zu ersäufen. Ist sie todt, so schleppt er sie ans Land, und verbirgt sie am Ufer an einem versteckten Ort, wohin er alle Tage kommt, um einen Theil davon zu verzehren. Die Eier des Kaimans sind rund; er legt sie auf den Nasen nieder, wo die Sonne sie ausbrütet; nie aber habe ich mehr als zwei an demselben Orte gesehen.

Mein erster Flintenschuß war glücklich gewesen, aber nicht so die andern. Ich verwundete zwar noch mehrere Thiere, aber wir konnten uns ihrer nicht bemächtigen, weil sie zu nahe am Flusse waren, und Zeit hatten, vor unserer Ankunft sich hineinzustürzen.

Die Malgassen haben eine Art sie zu fangen, die viel leichter ist und weniger Aufwand fordert. Sie machen aus einem sehr har-



ten Holze einen Haken, denen ähnlich, deren man sich auf den Schiffen bedient, um die Haifische zu fangen; an diesen hängen sie als Lockspeise ein Stück Rindfleisch, und legen es an das Ufer eines Flusses, in welchem sich Kaimans befinden. Einige im Dickicht verborgene Leute halten einen Strick, an dem der Haken befestigt ist, und warten, bis ein Kaiman das Stück verschlungen hat; dann ziehen sie das Seil so fest an, daß das Thier sich nicht mehr losmachen kann, während andere es von hinten mit langen Speeren anfallen und tödten.

Am folgenden Tage, lange vor Sonnenaufgang, versammelten wir uns zu der verabredeten Eberjagd. Die Malgassen befolgen bei derselben eine ganz andere Methode, als die Europäer, denn sie verstehen es nicht, Hunde zum Aufspüren des Wildes abzurichten. Wenn sie dieselben eine Spur auffuchen lassen wollen, ermuntern sie sie durch einen eigenthümlichen Ruf, und schlagen dabei mit der flachen Hand mehrmals auf den Schenkel. Haben die Hunde endlich einen Eber im Walde gefunden, so jagen sie ihn mit lautem Bellen auf, ohne auf den Ruf der Jäger zu achten. In der Regel sucht sich der Eber in einem Dickicht zu verschanzen und sich dort gegen die Angriffe der Hunde zu vertheidigen. Leichter ist er aufzujagen, wenn er sich in ein Reißfeld flüchtet, namentlich zu der Zeit, wo der Reiß reif wird, weil dann der Eber sehr fett und deshalb auch plump und träge ist.

Die Wildschweine Madagascars sind von zweierlei Art. Die zahlreichste Art hat die Größe der unsrigen; ihre Borsten sind dunkelbraun, und werden mit dem Alter sehr hart; sie haben die Gewohnheiten des europäischen Wildschweins, aber der Bau des Kopfes ist verschieden, denn an den Backen befinden sich vorspringende Knochen, welche die Augen in den tiefen Höhlen zwischen diesen und den Stirnknochen kaum bemerken lassen. Der Kopf des Ebers ist in der That abscheulich; die Knochen des Gesichts sind noch her-

vorspringender, und endigen an mehreren Orten in eine Spitze; über der Nase sind zwei schwarze, gegen drei Zoll lange und einen Finger dicke Auswüchse; der Kopf ist viel stärker, als bei unserm Eber, und steht mit dem Körper in keinem Verhältniß. Das Fleisch, namentlich das der Weibchen, ist zart, fett und von angenehmem Geschmack.

Die Wildschweine der kleineren Art sind ziemlich selten; ihre Borsten sind roth, der Körper viel kleiner, der Bau aber derselbe. Wehe den Jägern, wenn sie keine guten Waffen haben oder in ihrem Gebrauche nicht sehr gewandt sind! Diese Wildschweine sind immer mager, und wählen zu ihrem Lager die wildesten, steilsten Orte; ihr Fleisch ist zäh und von unangenehmem Geschmack.

Der erste Eber, den unsere Hunde trafen, war ein altes, starkes Thier, und sie hatten große Mühe, ihn aufzujagen. Die Malgassen stellten sich um das Dickicht her, in welchem er sich wie in einer Weste gegen die muthigen Hunde vertheidigte. Endlich kam er hervor; jeder warf seinen Speer nach ihm; da er aber etwas weit entfernt war, erhielt er nur leichte Wunden. Sechs Jäger verfolgten ihn mit den Hunden, welche von Zeit zu Zeit mit lautem Zuruf aufgemuntert wurden; wir andern folgten, so schnell wir konnten. Nach zweistündiger Jagd näherte sich der Eber wieder dem Orte, wo er aufgejagt worden war, und bald verkündigten uns die veränderten Stimmen der Jäger und der Hunde, daß man im Kampfe mit ihm sei. Wir eilten hin, um zu helfen; da ich aber noch nicht gewöhnt war, auf den schwierigen Pfaden zu gehen, und die Nester und Dornen mich jeden Augenblick aufhielten, so kam ich zu spät an, um ihm auch noch einen Stoß mit dem Speere beizubringen.

Die Hunde umgaben keuchend und mit heraushängender Zunge das erlegte Thier, und stritten sich, während sie auf das Jägerrecht warteten, um das reichlich aus der Wunde fließende Blut. Die

Malgassen errichteten unterdeß einen Holzhaufen, und bereiteten in großer Eil den Eber zu. Dann hängten sie ihn an einen Baumast auf, öffneten und zerstückten ihn, nachdem sie zuvor sorgfältig mit seinem Blut allen Hunden den Kopf und die Pfoten eingerieben und jedem einige Tropfen davon in einem Köffel zu trinken gegeben hatten. Sie thaten dies, um denjenigen Hunden, die noch nicht an die Jagd gewöhnt waren, den Geschmack an derselben beizubringen, und ihn bei den andern zu erhöhen. Man vertheilte darauf an die Hunde die Hälfte des Ebers, die sie augenblicklich verschlangen; nur einer derselben, ein großer Spürhund von noch nicht drei Jahren, nahm keinen Theil an dem Mahle, obwohl er, wie die Malgassen sagten, den Eber mit der größten Hitze verfolgt hatte. Die Leber und das Herz gaben mir ein vortreffliches Frühstück.

Wir ruhten einige Zeit aus, um die unerträglich gewordene Hitze vorüber gehen zu lassen, und machten uns dann wieder auf die Jagd, aber umsonst; unsere Hunde hatten den Magen voll und wollten nicht mehr spüren. Indeß jagten sie doch noch einen Frischling auf, den sie endlich auch einholten. Selten sind die madagassischen Hunde noch Nachmittags zu gebrauchen, und wenn die Schweinsjagd glücklich sein soll, muß man sich vor Anbruch des Tages in dem Walde einfänden. Auf dem Rückweg nach unseren Zelten kamen wir an einem kleinen Dorfe vorbei, dessen Bewohner uns einen Ochsen schenkten. Man verehrt in Madagascar die Wildschweinsjäger in dem Maße, daß man ihnen allenthalben solche Geschenke anbietet. Die Jäger sind sogar berechtigt, in dringenden Fällen alles das, was ihnen zum Lebensunterhalt nöthig ist, wegzunehmen. Dies Privilegium soll sie für die Gefahren einer Jagd entschädigen, welche für alle Bewohner der Insel so überaus nützlich ist und namentlich die Acker der Landleute gegen die Verheerungen der Wildschweine schützt. Wo diese Jagden nicht häufig sind, vermehren sich diese Thiere in

dem Maße, daß sie oft die sämmtlichen Reiffelder und zum Theil auch die Maiserndten zerstören. Ich selbst habe mehrmals Felder gesehen, auf denen auch nicht eine Wurzel mehr übrig war; vielmehr war überall die Erde mit einer Regelmäßigkeit umgewühlt, als hätte man absichtlich Reihen von Erdaufwürfen gemacht.

Am folgenden Tage brachen wir etwas später auf, und dennoch war die Jagd glücklich. Wir erlegten zwei Weibchen und verwundeten zwei Eber tödtlich, die jedoch erst nach einigen Tagen im Walde gefunden wurden.

Das Wildschwein von Madagascar läßt sich noch schwerer als das unsrige zähmen. Ich habe mehrmals Frischlinge von verschiedenem Alter eingefangen, konnte sie aber nie aufziehen, denn sie fraßen nicht und starben schon nach einigen Tagen Hungers. Nur einmal gelang es mir, ein solches Thier einen Monat lang zu erhalten; indessen legte es keine seiner wilden Gewohnheiten ab.

Am Abend des zweiten Tages schlugen wir unsere beiden großen Zelte am Rande einer tiefen Schlucht auf. Wir hatten am Abend zuvor noch einige Stücke Rothwild erlegt, und um einen nächtlichen Angriff von Seiten der Leoparden zu vermeiden, welche in den Wäldern Madagascars nicht selten sind, hingens wir das Fleisch auf einen Pfahl in der Mitte des größeren Zelttes auf. Dieses war ungefähr vierzig Fuß lang und sieben Fuß breit; an beiden Enden wurden große Feuer angezündet, und ein hinlänglicher Haufen Holz gesammelt, um sie die Nacht hindurch zu unterhalten. Ein alter Malgasse übernahm es, die Flamme lebendig zu erhalten, bis der Mond aufgegangen wäre.

Nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, breiteten wir unsere Mäntel auf dem Boden aus, und streckten uns nieder, nicht um zu

schlafen, aber um die müden Glieder von den Anstrengungen der beiden letzten Tage ausruhen zu lassen. Mein Freund unterhielt mich lange Zeit mit Erzählungen selbsterlebter Jagdabenteuer, bis er endlich dem Beispiel der Malgassen folgte, welche insgesammt in tiefem Schlafe lagen, mit Ausnahme des einen Mannes, der am andern Ende des Zelttes Wache hielt. Dieser erklärte endlich, der Mond müßte in einer Stunde aufgehen, und wenn er eine hinreichende Masse Holz auf das Feuer wüfse, so könnte er auch ohne Furcht schlafen. Er ergänzte darauf den brennenden Holzstoß, hüllte sich in seine Decke und schlief bald ein; auch mich übermannte endlich, da ich Alles um mich her schnarchen hörte, die Müdigkeit und ich schlief ein.

Möglich erwachte ich; ich glaubte das Reiben eines Körpers an der Leinwand außen am Zelte gehört zu haben. Das Feuer war gänzlich erloschen, aber der Mond war aufgegangen und gab das hellste Licht. Die Stunde der Gefahr schien daher vorüber. Als ich meinen Kopf aufrichtete, bemerkte ich, daß das Feuer an der andern Oeffnung des Zelttes sich ebenfalls dem Erlöschen näherte; ich hüllte mich noch fester in meinen Mantel, denn die Nacht war sehr kalt geworden, und schlief bald so fest wie vorher.

Abermals wurde ich geweckt, aber diesmal war es keine Sinnestäuschung, denn ich fühlte einen starken Druck auf der Brust. Ich schlug meine Augen auf und konnte kaum einen Schrei zurückdrängen, als ich bemerkte, daß das Gewicht, welches meinen Schlaf gestört hatte, nichts Anderes als die Hintertage eines Leoparden war. Da stand er, den Rücken mir zugewendet, und, wie es schien, mit großer Eier das Fleisch betrachtend, das über seinem Kopfe an der Stange hing. Meine Gefühle waren in diesem Augenblick sehr unangenehm; mein Herz pochte gewaltig; die geringste Bewegung, die ich machte, mußte die Aufmerksamkeit des Thieres

auf mich lenken, und dann war zu erwarten, daß ich in demselben Augenblick von den scharfen Krallen zerrissen wurde. In der Jagdtasche, die unter meinem Kopfe lag, befanden sich zwei geladene Pistolen; aber die Tasche war zugeschnallt und ich konnte sie nicht öffnen, da dies nicht ohne merkliche Bewegungen meines Körpers abgegangen wäre. Endlich fühlte ich, wie die Last an meinem Körper hinabgleitete; ich sah, daß der Leopard, um einen bessern Sprung nach dem Fleisch zu nehmen, sich seitwärts bewegt hatte; aber indem er dies that, ruhte eine von seinen Vordertagen auf der Brust meines Freundes. Jetzt konnte ich die Jagdtasche öffnen; ich ergriff eine Pistole und war eben beschäftigt, leise den Hahn zu spannen, als ich ein vermischtes Kreischen und Brüllen vernahm, auf welches eine furchtbare Balgerei folgte. Eine Decke rollte über mich hin; die Leinwand des Zeltes über mir war zerrissen; ich hörte einen schweren Fall den Schlund hinab und zugleich einen abermaligen lauten Schrei meines Freundes. In dem Augenblicke, wo ich die auf mich gefallene Decke fortschob, stieß ich zufällig an den Drücker und schoß meine Pistole los. Laut schreiend erhoben sich jetzt alle Malgassen, und auch die, welche in dem andern Zelte gelegen hatten, stürzten eiligst herbei.

Die Scene, welche ich so eben beschrieben habe, war das Werk einiger Sekunden. Es bedurfte eine geraume Zeit, bis wir unserer Sinne wieder ganz mächtig waren und die Sache näher untersuchen konnten. Durch Vergleichung dessen, was mein Freund erzählte, mit dem, was ich selbst wahrgenommen hatte, ergab sich, daß mein Freund in demselben Augenblicke, wo der Leopard sich duckte, um den Sprung nach dem Fleische zu machen, erwacht war, und einen lauten Schrei ausgestoßen hatte. Hierüber erschrak der Leopard; er flüchtete und sprang über meinen Kopf weg durch die Leinwand des Zeltes, indem er mir zugleich die Decke, welche wahrscheinlich an

seinen Krallen hängen geblieben war, auf den Kopf warf. Mit demselben Sprung aber stürzte das Thier in den tiefen Felschlund, der sich an dieser Seite, nur wenige Schritte von dem Zelte entfernt, aufthat.

Am andern Morgen fanden wir den Leoparden mit zerschmetterten Gliedern in der Tiefe des Schlundes.

Ihren Stellen stehen verbunden mit, auf der Welt, die  
 gewöhnlichen Pflichten aber auch die in dem letzten Lebensjahre  
 zu erfüllen sind, und welche die Welt von dem Jahre an  
 nicht duldet.  
 Im letzten Augenblicke der den Menschen mit Verstand  
 beschenkt zu sein, ist die Pflicht.

---

Gedruckt bei Carl August Wilhelm Schmidt.

---



## I n h a l t.

---

	Seite
<b>I. Ein Abenteuer in Meisur . . . . .</b>	<b>1</b>
<b>II. Eine Wasserfahrt . . . . .</b>	<b>15</b>
<b>III. Ausflug in die Wüste von Guiana . . . . .</b>	<b>22</b>
<b>IV. Der Schiffbruch . . . . .</b>	<b>35</b>
<b>V. Die Ansiedler in Canada . . . . .</b>	<b>42</b>
1. Die Ueberfahrt . . . . .	42
2. Die Ankunft . . . . .	51
3. Die Ansiedelung . . . . .	54
4. Erste Arbeiten . . . . .	58
5. Ein Winter in Canada . . . . .	64
6. Das Weihnachtsfest . . . . .	71
7. Der Waldbrand . . . . .	75
8. Doppeltes Unglück . . . . .	81
9. Ein neuer Unfall . . . . .	85
10. Die Verfolgung . . . . .	93
11. Dankbarkeit . . . . .	98
12. Erster Kampf . . . . .	104
13. Der Ueberfall . . . . .	110
14. Die Rückkehr . . . . .	116
15. Schluß . . . . .	120
<b>VI. Eine Jagd auf entlaufene Neger . . . . .</b>	<b>124</b>
<b>VII. Der Deserteur und der Trommler . . . . .</b>	<b>151</b>
<b>VIII. Bilder aus Italien . . . . .</b>	<b>158</b>
1. Die Lombardei . . . . .	158
2. Die Maremmen . . . . .	160
3. Rom . . . . .	163

	Seite
4. Das Carneval . . . . .	173
5. Hussein Pascha in Neapel . . . . .	177
6. Der neapolitanische Neapel . . . . .	183
7. Der Engländer in Pompeji . . . . .	185
8. Sbirren und Lazzaroni . . . . .	191
9. Ein kalabressischer Bandit . . . . .	194
10. Ein Gewitter in Neapel . . . . .	202
11. Capri . . . . .	204
12. Reise durch Sicilien . . . . .	206
13. Ein Abenteuer in Sardinien . . . . .	214
<b>IX. Der Schiffsbrand . . . . .</b>	<b>218</b>
<b>X. Rio-Janeiro . . . . .</b>	<b>228</b>
<b>XI. Der Schwur des Paschas . . . . .</b>	<b>242</b>
<b>XII. Der Savannen-Brand auf Trinidad . . . . .</b>	<b>250</b>
<b>XIII. Ostindien . . . . .</b>	<b>256</b>
1. Charakter und Aberglaube der Hindus . . . . .	256
2. Indische Grausamkeit . . . . .	260
3. Indische Strafen . . . . .	263
4. Der Sipahi . . . . .	265
5. Die lebendigen Todten . . . . .	268
6. Aufopferung eines Hindu . . . . .	274
7. Elephanten- und Schlangenbändiger . . . . .	277
8. Die Thierwelt Ostindiens . . . . .	280
9. Ein Abenteuer in Iwa . . . . .	294
<b>XIV. Die Mission . . . . .</b>	<b>298</b>
<b>XV. Overton . . . . .</b>	<b>306</b>
<b>XVI. Tigerjagden und Belustigungen der Javanen . . . . .</b>	<b>311</b>
<b>XVII. Eine Jagd in Madagascar . . . . .</b>	<b>321</b>

